



J. Wilhelm Hauer

# Deutsche Gottschau

Grundzüge eines Deutschen Glaubens

Die Schere

Stuttgart, 1935

# Deutsche Gottschau

Grundzüge eines Deutschen Glaubens

Von J. Wilhelm Hauer

Vierte, unveränderte Auflage



---

Karl Gutbrod \* Verlag \* Stuttgart 1935

# STUDIENTE

STUDIENTE

STUDIENTE

STUDIENTE



Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Übersetzungsrecht  
Copyright 1934 by Karl Gutbrod, Verlag, Stuttgart / Printed in Germany  
Druck von B. Kohlhammer, Stuttgart

Den Kämpfern  
für einen Deutschen Glauben

## Vorwort zur ersten Auflage

Dieses Buch, in den Wochen des Herbstes zwischen strenger Berufsarbeit und Vorträgen im Reich niedergeschrieben, ist für das Volk bestimmt, nicht für Theologen und Religionsphilosophen. Diesen hoffe ich in nicht allzuferner Zeit eine andere Schrift, „Religion und Rasse“, vorlegen zu können. Wer von ihnen nicht in bestimmten Denkformen festgelegt ist und eine Art deutschgläubiger Dogmatik in streng systematischem Aufbau erwartet, wird auch dieses Buch wohl lesen können.

Der Titel ist dem 9. Abschnitt „Germanisch-deutsche Gottschau“ entnommen; denn Glaube hat es immer mit letzter Wirklichkeit, mit „Gott“ zu tun. Alle andern Abschnitte sind sozusagen nur Abwandlungen dieses einen, so wie ein Musiker sein Hauptthema abwandelt, um es erschöpfend zu gestalten. Es fehlt darum nicht an Wiederholungen, die aber, wie ich hoffe, je auf die behandelte Frage ein neues Licht werfen. Wichtiger als Systematik war mir der lebendige Ausdruck dessen, was ich als religiöse Erfahrung und Überzeugung in mir trage.

Ich hoffe aber, mit dem Buche nicht nur meiner eigenen religiösen Überzeugung Ausdruck gegeben, sondern auch Grundzüge eines Deutschen Glaubens aufgezeigt zu haben. So verschiedenartig und mannigfaltig Deutscher Glaube auch sein mag, die Grundlinien sind überall dieselben. Um dies deutlich zu zeigen, sind viele Zeugnisse aus der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte angeführt worden. Nicht um damit sozusagen einen Beweis für die dogmatische Echtheit meines Deutschen Glaubens zu erbringen. Deutscher Glaube kennt keine heiligen Schriften, an die er gebunden werden müßte. Aber die Urkunden und Zeug-

nisse der inneren Geschichte unseres Volkes sind ein erhebender Erweis dafür, daß durch die Jahrtausende hindurch Seher und Künstler arteigenen Glaubens dem deutschen Volke nicht gemangelt haben. Hier ist ein unerschöpflicher Reichtum, der dem heranwachsenden deutschen Geschlecht bislang, zu schwerem Schaden, weithin vorenthalten worden ist. Doch wenden wir uns nicht nur zurück in die Vergangenheit. Deutscher Glaube gestaltet sich immer neu, lebendig in der Zeit geboren, so wie diese ihn braucht. Der Geburtsgrund aber ist derselbe: Die gottesgriffene deutsche Seele. Darum auch sind überall und immer durch alle wechselnden Formen hindurch seine Wesenszüge dieselben, und alle Echten erkennen sich über die Unterschiede und Spannungen hinweg als ganz tief drinnen verwandt in diesem Glauben.

Der Drang nach einem Deutschen Glauben hat das neue Deutschland, vornehmlich das junge Geschlecht, mit Macht ergriffen. Nichts wird diesen Drang mehr dämpfen können. Er wird sich allen feindlichen Gewalten zum Trotz durchsetzen. Dieses Vertrauen gibt uns die Überzeugung, daß sich in ihm nicht der kleine Wille einzelner Menschen oder Gruppen, sondern der ewige Schaffenswille im deutschen Volke kundtut. Er allein kann die innere Gründung des Dritten Reichs schaffen. Darum ist Deutscher Glaube mit ihm organisch verbunden. Mit dem Dritten Reich stehen und fallen wir.

Lüdingen, im Zulmond 1934

A. Wilhelm Sauer



## Vorpruch

# Glaube — Deutscher Glaube?

Wir sind Kämpfer für einen Glauben wider allen Un-Glauben. Glaube aber ist nicht Fürwahrhalten. Glaube ist Leben, ist Kraft, ist Sicherheit des innersten Wesens. Ewige Wirklichkeit begegnet uns im Glauben; in ihrer Gemeinschaft stehen wir freudig und unerschüttert. Darum ist Glaube Hingabe an den Willen dieser Wirklichkeit, ist Schaffen und Kämpfen in ihrem Muß, ist ein Wissen um ihren Sieg. Er ist ein Trauen der Gewalt, die im Herzen wohnt, wo der schaffende Gott sich dem Aufrichtigen und Opferbereiten eint. Glaube ist Meisterung der Aufgabe, die des Gottes Walten uns stellt. Er ist ein Ruhen im lehten Grunde voll segnender Kraft inmitten schwersten Kampfes. Glaube ist die Stille im Sturm, die Tragkraft in Niederlage, die Hoffnung, wo jegliche Hoffnung verloren scheint. Aber alle Fragen und Zweifel steigt er aus dem gebärenden Grunde unserer Seele immer wieder sieghaft empor, ein wunderbares Geschenk der ewig schaffenden Gottwirklichkeit.

Glaube! Man hat viel Mißbrauch mit dem Wort getrieben. Man hat es mit äußerem Bekenntnis und Dogmenvertrauen verknoppelt, daß im deutschen Gemüte die Kraft und Schönheit des Wortes verloren ging und sein wahrer Sinn nicht mehr erspürt wurde. Wir wollen es wieder zu Ehren bringen in deutschen Landen. Mit Leben und Liebe ist es wurzelverwandt; mit Leben und Liebe wollen wir es füllen, daß es über uns stehe als leuchtendes Symbol gottgewirkter Tatkraft.

In uns drängt die Gewalt neuer Ergriffenheit, schaffendes Leben aus der heiligen Tiefe u n s e r e s V o l k e s, aus der alles



Große geworden im deutschen Raume; eine Liebe reißt uns hin, die Liebe zu seinem ewigen Wesen, aus dem einst auch das Wort Glaube geschöpft wurde.

Warum D e u t s c h e r Glaube? Ist der Glaube nicht Gut der Menschheit, überschreitet er nicht Volk und Rasse? Ist es nicht Unmaßung, von einem D e u t s c h e n Glauben zu reden, gleich als hätte das deutsche Volk einen besonderen Anspruch vor anderen Völkern? So fragen unsere Kritiker und wenden ironisch ein, wie seltsam es klänge, wollte man von einem Englischen oder einem Italienischen und Französischen Glauben reden. Wissen sie nicht, wie die Benennung „Deutsche Glaubensbewegung“ entstanden ist? Sie wurde damals in Eisenach gewählt, als wir miteinander um u n s e r n W e g rangen in die neue Zeit, als es uns klar wurde, daß wir unsere religiöse Haltung abgrenzen mußten gegen eine andere, die wir als fremd empfanden. „D e u t s c h“ sollte so viel bedeuten wie bodenständig, arteigen. Da wir auf deutschem Boden standen, in deutschem Leben und Blut wurzeln, sprang die Benennung „Deutscher Glaube“ mit Selbstverständlichkeit aus dem damaligen Ringen miteinander und um das deutsche Volk. Geboren war das Wort schon längst, nun erwachte es zu neuer, hoher Bedeutung.

Zudem ist d e u t s c h ja nicht nur ein politisch-nationaler Begriff, sondern der Begriff einer, politische Grenzen und nationale Geschichte überschreitenden Wesensart. Es gibt eine d e u t s c h e Mystik, eine d e u t s c h e Philosophie, eine d e u t s c h e Klassik, die nicht nur für das Volk der Deutschen bedeutsam geworden sind. Eckhart, Goethe und Hegel, um nur einige zu nennen, sind zwar Deutsche, aber sie sind weit über das deutsche Volk hinaus für den gesamten indogermanischen Westen Seher und Ränder einer aus ureigenstem Wesen geborenen Weltanschauung und Glaubenshaltung geworden.

Dies ist für uns kein Grund zur Überhebung. Vielmehr übernehmen wir damit vom Schicksal eine schwere Verantwortung, die uns zwingt zu einem Leben und Streben ernstester, pflichtgebundener Art. „Deutsch“ in Verbindung mit Glaube ist uns ein Symbolwort für die Gabe und den Auftrag aus dem schaffenden Grunde westindogermanischen Blutes und Geistes, für die For-

derung der ewigen Mächte zum eigenen religiösen Sein dieses Raumes.

Wir sind dankbar für jeden Großen im westindogermanischen Raume außerhalb der politischen deutschen Grenzen, der aus demselben Grunde geboren wird und schöpft wie die großen Deutschen; für einen Dante, einen Giordano Bruno, einen Michelangelo und Shakespeare, einen Björnson und Ibsen. Sie gehören zu uns, gehören so gut zum „deutschen“ Raume wie die Edda und die nordischen Sagas, weil aus demselben Blute und aus demselben Geiste lebend, wie die Anstrigen; denn „deutsch“ heißt ja ursprünglich für diesen ganzen Raum „dem Volke eigen“, dem großen Volke im weitesten Sinne, dem das Schicksal diesen Raum zugewiesen. Gegen eine artfremde Glaubenswelt und nicht gegen andere artverwandte Völker in diesem Raume und gegen ihre Großen grenzen wir uns ab, wenn wir von einem Deutschen Glauben reden. Ehrfürchtig grüßen wir sie im heiligen Ringe, der uns seit uralterst umschließt. So soll man es verstehen, wenn wir, dem Fremden nach langem Ringen uns entwindend, im großen Ausbruch zu den eigenen Quellen unseres Glaubens kein anderes Wort fanden als dies: Deutscher Glaube — Glaube aus deutschem Urgrund, aus indogermanisch-nordischem Mutterboden.

# Einleitung

## Der Kampf

### zwischen der vorderasiatisch-semitischen und der indogermanischen Glaubenswelt

Die Deutsche Glaubensbewegung von heute ist eine Phase des seit vielen Jahrtausenden sich abspielenden Kampfes zwischen der vorderasiatisch-semitischen und der indogermanischen Welt. Erst in diesem Zusammenhang wird die geschichtliche Bedeutung dieser Bewegung klar.

Die Anfänge dieses Kampfes verlieren sich im Dämmer der Vorgeschichte. Während der vier oder fünf Jahrtausende, die im hellen Licht der geschichtlichen Überlieferung liegen, ist er das große Thema der Weltgeschichte gewesen, und viele Zeichen deuten darauf hin, daß er dies auch für eine lange Zukunft sein wird.

Dabei muß beachtet werden, daß dieser Kampf sich in einer dreifachen Form abspielt, biologisch-rassisch, politisch-wirtschaftlich, weltanschaulich-religiös. Die vielfachen und seltsamen Verwicklungen und Entgegensetzungen dieser drei Aspekte verdecken oft die Tatsache, daß es ein Kampf ist, der hier sich vollzieht. Dem tieferdringenden Blick aber enthüllt es sich deutlich: die beiden Welten sind in jeder Hinsicht dazu bestimmt, weltgeschichtliche Gegenspieler zu sein. Ein Versuch, sie zu verjähren oder gar zu vermengen, greift immer die Wurzelkraft und Eigenart beider an. Darum straffen sie sich von Epoche zu Epoche zu immer erneutem Ringen um die Vorherrschaft.

Die geo-biologische Grundlage des Gegensatzes dieser beiden Welten ist die Verschiedenheit der Rasse und des Raumes.

#### 1

Indogermanisch ist bekanntlich kein rassischer, sondern ein sprachlich-kultureller Begriff. Die Völker indogermanischer

Sprache bewohnen heute ganz Europa vom äußersten Westen bis zum Südosten, wo die großen Steppen Südrußlands hineinreichen nach Asien und wo die Flußtäler und Pässe den Weg bahnen durch die Berge des Elburs und seiner Ausläufer und des Hindu-kusch nach dem Iran und den fruchtbaren Stromebenen Nordindiens. Diese gewaltige Landermasse, die geschichtlich und geographisch viel enger zusammengehört, als unsere künstliche Trennung Europa Asien abnen läßt, nennen wir Indo-germanien<sup>1)</sup>.

Indogermanien ist aufs Ganze gesehen seit einer Reihe von Jahrtausenden eine durch Sprache und Religion eng zusammenhängende Welt. Allerdings haben sich an der breiten Einbruchsstelle zwischen dem Karpathen Meer und den persisch-indischen Berawallen nichtindogermanische Völker eingedrängt und den Zusammenhang zwischen der west und ostindogermanischen Welt zerrissen, so daß die beiden vielfach eine eigenartige und in Tempo und Stimmung sehr verschiedene Entwicklung durchgemacht haben, die jedoch den gemeinsamen Grundcharakter dieser Welt nicht verwischen konnte. Im Wesentlichen tiefer wir in das wahre Wesen der einzelnen indogermanischen Gestaltwelten eindringen, desto deutlicher enthüllt sich dem Blick die erstaunliche Tatsache, daß Völker, die Tausende von Jahren und Meilen trennen, doch mit einer Folgerichtigkeit sonderareichen nicht nur der angestammten Sprache, sondern auch dem angestammten religiösen Genius treugeblieben sind-).

Die Entdeckung der sprachlichen Verwandtschaft zwischen dem Sanskrit, der heiligen Sprache Indo-Uriens<sup>2)</sup>, und den griechisch-lateinisch-germanischen Sprachen durch den Deutschen Bopp zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war ein wissenschaftliches Ereignis von damals ungeahnter Bedeutung. Der Westen und der Osten Indogermaniens erkannten einander als Brüder. Eines der ersten Früchte der streng wissenschaftlichen Vergegenständlichung war die Entdeckung des Namens des Himmelsgottes Dyaus Pitar, Zeus-Pater, Jupiter, Iu als uralte-höchstes Symbol nicht nur der sprachlichen, sondern auch der religiösen Verwandtschaft aller Indogermanen in fernen vorchristlichen Jahrtausenden. So eng ist die Verwandtschaft der beiden Pole der indogermanischen Welt, Germaniens und Indo-Uriens, daß die höchsten Intuitionen der heiligen Überlieferung Altindiens, neben Cakabart und Fichte, ja selbst neben Kant gesetzt die klare Erkenntnis aufleuchten lassen hier ist derselbe Geist am Werke gewesen, daselbe Blut<sup>3)</sup>. Mitten inne aber liegt die griechische Welt als Verbindung zwischen dem Westen und Osten Indogermaniens nicht so sehr geschichtlich wie geistigendieg.



Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben dargelegt, daß die indogermanischen Völker zwar rassistisch durchaus gemischt sind wie übrigens alle Völker, daß aber die n o r d i s c h e Rasse in ihnen in besonderer Weise wirksam war und heute noch ist, so wirksam, daß sie mindestens in Germanien, in Griechenland, und auch in Indo-Arien während der ersten Epoche nach der Einwanderung der Arier in Indien, weithin bestimmend war. Nach wechselvollen Auseinandersetzungen über die Bedeutung des arischen Elementes in der asiatischen Welt ist wohl heute die Frage entschieden. v. Schlegel hat auf Grund seiner Rassenforschungen in Indien festgestellt, daß mindestens der Nordwesten Indiens von einer Rasse bewohnt ist, die mit der nordischen eine enge Verwandtschaft besitzt (trotz des dunklen Haars und der dunklen Augen). v. Schlegel hat diese Rasse die nordindische genannt. Da Spuren einer blonden und bläulichen Rasse zeigen sich heute noch überall im Raume Indo-Ariens und seiner Umgebung, nach mehr als zweitausendjähriger Geschichte der Mischung der Arier mit den vorarischen Bewohnern Indiens<sup>1)</sup>.

2

Der Ursprungsort der Indogermanen ist lange strittig gewesen. Heute neigen sich die Brandlaugen für die Helocenta, daß sie aus Europa stammen. Jedenfalls steht fest, daß sie schon einige Jahrtausende vor Christus in Germanien einer ihrer entscheidenden Mittelpunkte gehabt haben. Von dort haben sie sich in weiten Wanderungen und gewaltigen Kämpfen Welle auf Welle auswerfend den indogermanischen Raum erobert. Es ist der Zeit Eurasiens, der vom Nordwesten Europas in einem breiten Gürtel südostwärts sich ziehend, die italische und griechische Halbinsel einbeziehend, über die Berge und Ebenen Irans mächtig ausladend, durch die nordindischen Stromebenen in den vorderindischen Kontinent sich erstreckt. Dieser geobiologisch zusammenhängende Raum hat eine unerschöpfliche Mannafastrategie sturmbelegte Meere ewiger Fernen, Nebelländer voller Geheimnisse, sonnige, fruchtbare Fluren, kristallklaren Himmel und traumtiefen Atmosphären heißer Sonnenländer, die da und dort sogar zu Wüsten erstarrten, Berge ewigen Schnees und unerreichbarer Gipfel, auf denen die Götter thronen, um von dort herabzuweisen zu den fruchtbaren Gärten der Menschen<sup>2)</sup>. Die Verwurzelung der Völker mit dem Boden, trotz aller Wanderlust, ist hier entscheidendes Merkmal.

Demgegenüber steht der v o r d e r a s i a t i s c h - s e m i t i s c h e Raum, in den schon früh auch Nordafrika einbezogen wurde, also der Raum, den B a n i e den „Orient“ im besonderen Sinne

nennt. Sein Charakter ist grundverschieden vom indogermanischen. Zunächst hat er etwas ansehnlicher Einzelnes. Neustones. Zwar fehlen auch hier nicht liebliche Stellen, aber sie liegen als Oasen in einer fast immer trockenen und abtödenden Landschaft, die gern zu Steppe verarmt zur Wüste vertrocknet. Selbst die Ströme sind hier nur letzte Frucht vor dem heißen Sand, der immer gierig sich in ihr lebendiges Wasser eintrichtert, bis sie elend verdornen. Selten ergötzen sich die Vögel zu der Höhe, wo Regen und Schnee sie von unten her zu apaischem Brun. Meistens ragen sie stumm und kalt in einen regenarmen Himmel, ihre schroffen Formen durch Jahrtausende in derselben Starrheit bewahrend, die nur durch das erhabene Farbenspiel in dem dann doch wieder ein seltsamer Grundton herrscht ertraglich wird. Und da, wo die Wälder in dunkler Lünecke über die Wüste hindragen, oder wie in großen Zellen der Etrusker Wüste, etwa zwischen dem See Syberis und Damascus bis weit nach Osten in erratischen Broden geübt sind, nimmt das Dämonische dieser Landschaft fichtbare Gestalt an. Wer aber in Arabien Danc um Danc abtrottelnden Sandes wie ein erstarrtes Meer liegen sieht, der empfindet etwas von dem Seelentum das im Allah Glaube des Islam und selbst im Monotheismus des Judentums sich überwältigend kundtut. Hier sind die schwerenden Stämme beheimatet, die ein so typisches Merkmal des vorderasiatischen semitischen Raumes sind. Selbst die großen Stromketten die in tausendjährigen Abständen in Kulturzentren werden, verfallen immer wieder dem Grundcharakter dieses Raumes.

Einzig Palästina und die Küstenanwohner des östlichen Mittelmeeres scheinen sich von dieser Überwältigung durch die Raumseele des Meeres befreien zu wollen. Doch gelingt es nie ganz. Wie auch in jenem Lande immer wieder Versuche der Durchbrüche durch das raufische Seelentum der vorderasiatisch-semitischen Welt angedrungen, die doch alle wieder von ihrer unheimlichen Gewalt bezwungen werden.

In diesem Raum sind die großen Phasen der vorderasiatisch-semitischen Glaubenswelt entstanden und in ihren maßgebenden Formen gestaltet worden.

Wie im Raume Indogermaniens die nordische Rasse weithin bestimmend war, sind es im vorderasiatisch-semitischen Raum vornehmlich zwei deutlich erkennbare Rassen-elemente gewesen, die seinen Völkern ihr Wesen und Art des Daseins gegeben haben und heute noch geben. Dies ist die vorderasiatische oder arabische und die orientalische Rasse (oft auch semitische genannt).

Ludwig Ferdinand Clauss hat den vorderasiatischen Menschen mit gutem Recht den *Erdbebungs*menschen genannt. Dies trifft zwar nicht das Ganze, aber einen hervorstechenden Zug dieser Rasse mit ihrer unerhörten Erdbundenheit, aus der sie sich immer wieder mit einer gewaltigen Anstrengung zu befreien sucht. Aus dieser Erdbundenheit strömt aber noch ein anderer hervorstechender Charakterzug des vorderasiatisch- semitischen Menschen, nämlich sein *Gewaltmen*schentum, das die Triebkraft der großen vorderasiatischen Reiche gewesen ist. Und dieses Gewaltmen

schentum geht nicht ungern eine Verbindung ein mit dem Anspruch der Gotte

schenschaft des Offenbarungsmenschen. Daraus entspringen dann in den späteren Epochen jene Träume und Ansprüche theokratisch-messianischer Alleinherrschaft über die Völker der Erde. Das Hauptwesensmerkmal des semitischen Menschen innerhalb der religiösen Sphäre ist, wie wiederum Clauss richtig gesehen hat, das *Offenbarungserlebnis*, jenes intensive Einhorchen des Menschen auf das Wort des Gottes, das von außen an ihn herankommt, und das sich sie gern dann bis zu der ekstatischen Ergriffenheit des Propheten, der vom Gotte in einem ungeheuren Ansturm überwältigt wird. Dazu ist aber noch zu fügen eine häufig auf die Spitze getriebene *Einheits*tendenz, die mit dem Rationalismus des semitischen Menschen zusammenhängt, der ihn z. B. zu einem vorzüglichen Mathematiker, Kosmiker und Theologen macht. Religiöse Systematik und Uniformität sind immer sein Lebens



der vielfältig gottlichen Gewalten, umspielt, in denen seine unnahbare Herrlichkeit auf die Erde und alle Wesen niederstrahlt, ihr Innerstes erschallend und requirierend. Einförmigkeit und Starrheit sind hier unerträglich. In vielen Phasen gestaut sich selbst im Einzelmenschen das innere Schicksal. Die Ganzheit des Menschen erlebt er als einen großen Kosmos, in dem die verschiedensten Strömungen ihre uralte Bedeutung haben.

Es kann keine Frage sein, daß Rassenseele und Raumseele der indogermanischen und vorderasiatisch-semitischen Welt einander wertvoll entsprechen. So birgt nämlich bei der Rasse die Rasse mitgeschaltet. Aber es scheint auch so zu sein, daß Rasse und Raumseele einander nach geheimen Gesetzen gewahrt haben. Jedenfalls zeigt die Geschichte der vergangenen Jahrtausende, daß jeder Versuch der Eroberung des andern Raumes durch die andere Rasse fehlschlug. Wie auf Welle von Indogermanen sind in Vorderasien eingebrochen. Sie wurden alle entweder wieder abgestoßen oder vom Raum verschluckt. Und nicht anders ist es aus ganz großen den Rassen des vorderasiatisch-semitischen Raumes in Indogermanien uralten. Warum die Juden haben durch eine ungeheure Unpassungstasche nicht vermocht, überall in den indogermanischen Raum hineinzuführen.

### 3

Die bedeutendste Leistung der beiden Bereiche ist ihre religiöse Gestaltwelt. Und gerade hier herrscht zwischen den beiden der gewaltigste Kampf. Die religiöse Gestaltwerdung der Welt vollzieht sich wenn wir unter Augenmerk auf die großen weltanschaulichen Bildungen richten vornehmlich in drei ausgedehnten Räumen, getragen von drei verschiedenen rassenlichen Mächten. Im nordisch-indogermanischen im vorderasiatisch-semitischen und im monachisch-östlichen Raum. Dazu kommt ein vierter Raum der Hochkulturen und Hochrechnungen im Umkreis des östlichen Mittelmeeres. Von entscheidender wie rassenlichster Bedeutung sind aber vornehmlich die religiösen Gestaltungen der zwei Welten geworden, die heute in eine neue Phase des Kampfes, besonders im germanisch-deutschen Raum, eingetreten sind. Die religiösen Bildungen der vorderasiatisch-semitischen Welt, die sich über ein Jahrtausende erstrecken sind selbstverständlich nicht so einheitlich, daß sie der oberflächliche Blick imstande wäre, den durchgängigen Grundcharakter ihres Seelentums zu fassen. Die Religionen Babylonens mit ihrer unerhörten Erdbekundenheit ihrer Mäge und ihrem Sternenglauben gehört einer andern Phase des vorderasiatisch-semitischen Geistes an, als etwa die Gestaltwelt des Israel. Aber

dem niederdrückenden Blick zeigen sich im strengen Alltagsleben deutlich wieder die Züge jenes edelsten Lebens aus der babylonischen Zeit. Und der vorerwähnte Gegensatz, der dem sich die Propheten entgegen und der doch nicht zu vermeiden ist, ist ebenfalls ein Gegensatz, der sich in den Zügen der Propheten wiederfindet. Es ist der Gegensatz zwischen der menschlichen Natur, die jenes Leben nicht nur als eine vorübergehende Form, sondern als das dem Apokalypse den Geist entlockte, sich der Welt gegenüber zu stellen, und der Welt, die dem Leben nicht erlösen, sondern es zu zerstören sucht. Der Gegensatz zwischen der menschlichen Natur, die jenes Leben nicht nur als eine vorübergehende Form, sondern als das dem Apokalypse den Geist entlockte, sich der Welt gegenüber zu stellen, und der Welt, die dem Leben nicht erlösen, sondern es zu zerstören sucht. Der Gegensatz zwischen der menschlichen Natur, die jenes Leben nicht nur als eine vorübergehende Form, sondern als das dem Apokalypse den Geist entlockte, sich der Welt gegenüber zu stellen, und der Welt, die dem Leben nicht erlösen, sondern es zu zerstören sucht.

Man darf dem Propheten nicht im die religiöse Schöpferkraft leihen, sondern sie ihm nehmen. Die Propheten sind nicht die Schöpfer eines neuen Lebens, sondern sie sind die Träger eines Lebens, das in der Welt schon vorhanden ist. Und ob er ein Leben schafft oder nicht, das ist eine Frage, die nicht beantwortet werden kann, weil es nicht unbedeutend ist, ob es ein Leben schafft oder nicht, das ist eine Frage, die nicht beantwortet werden kann.

religiös führenden Juden als einer ihrer Propheten angesprochen. Und wie Jesus selber dem Judentum gegenüber so auch die großen Gehalter des Christentums vornehmlich Paulus Trotz aller Verschiedenheit zwischen Judentum und Christentum, die wir in einem späteren Kapitel zu behandeln werden, haben Jesus und seine Nachfolger recht, wenn sie betonen, daß ihr Glaube nur eine Weiterführung und Vertiefung der jüdischen Überlieferungen sei. Es ist nicht richtig, wenn gesagt wird, Jesus habe gegen das Judentum gekämpft. Er hat jedenfalls nach seiner Meinung nur gegen ein entartetes Judentum gekämpft. In der Tat es ist in diesem Glauben das selbe Seelen\_tum herrschend, wie in dem des Alten Testaments. Das Christentum bleibt in seinem Grundcharakter trotz eines gewaltigen Wandels in Jesus selbst, sich der tiefsten Umformung zu erheben in einer vorerhofftlich erhellenden Seelenwelt hängen, und zwar bis auf den heutigen Tag.

So bedeutend ist der religiöse Schprung von der vorderasiatisch semitischen Welt und vornehmlich des jüdischen Judentums sein, wie und so entwickelt er betont werden muß, daß in jenen Erscheinungen nichts der Größe, was auch in einem uns fremden Seelen\_tum wurzelt, so richtig ist, so durch eine einseitige Erhebung verlorene Menschheit, als ob nur diese Welt religiös in bedeutendem Sinne gestaltet hätte. Der nordisch indogermanische Raum steht mit seinen religiösen Gestaltungen nicht nur ebenbürtig neben dem des vorderasiatisch semitischen, sondern hat dieser an Reichtum und Tiefe religiösen Lebens bei weitem übertrifft. Die religiöse Weltanschauung des indogermanischen Volkes ist eine große Reihe weltgeschichtlicher Meilensteine. Diese Schritte sind die gewaltigsten Entgegensetzungen gegen die vorderasiatisch semitische Glaubenswelt. Jede einzelne dieser indogermanischen Götter mit ihrer eigenen Erleuchtung sind die Weltgeschichte in den Beispielen jenes andern.

Im ersten Teil der indogermanischen Welt, in Indogermanien, begann schon einige Jahrtausende vor Christus das große Werden. Es jener Zeit von deren Hochkultur uns aus dem weitlichen Indogermanien nur die dunkle Kunde, die wir aus bruchstückhaften Funden erschließen können, zukommt, haben wir aus dem Alten Testament weiterreichender Kenntnis. Die ewige Tiefe des Kosmos und des Selbstes ist hier mit einer Weisheit und Klarheit schon damals erschaut worden, daß sie uns auch heute als Vorbild steht.

Die kraftgeladene Kampf und Bauernreligion der arischen Herrscherwelt. Trans mit ihrem gottbegnadeten Führer

Zarathustra greift uns gerade auch in unserem gegenwärtigen Kampfe um Erneuerung germanisch-deutscher Bodenständigkeit unmittelbar ins Herz.

Die Götterwelt Homers, Dionysos und Apollo, die Ideenwelt Platos und die mystische Tiefe des Neuplatonismus künden auf immer einen Glauben an Welt und Sein, der dem germanisch-deutschen aufs innigste verwandt ist.

So viele Wandlungen sich auch unter dem Einfluß von Zeit, Wanderung und Umwelt vollziehen, jede der beiden Glaubenswelten bleibt in dem rassistischen Mutterboden wurzelnd, aus dem sie erwachsen ist. Auch hier gilt Hölbers Wort:

... das meiste nämlich  
Vermag die Geburt

und Goethes aus ehrfürchtiger Naturforschung erwachsene Weisheit in den „Orphischen Urworten“.

Und keine Zeit und keine Macht zerbröckelt  
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Aus diesem Mutterboden steigen immer wieder die alten Kräfte empor und schaffen neue Gestaltungen. Die Völkenseele des Weltgebildes der Religion verdichtet sich und bleibt lebendig auch dann, wenn die Volkseide in einem andern Raum und bei einer andern Rasse zahlreichen umwandelnden Einflüssen unterworfen sind.

Ein neuer Beweis für diese Tatsache ist in der Auseinandersetzung zwischen Christentum und dem neuausbrechenden germanisch-deutschen Gestaltwillen die Versteinerung des Christentums auf Bekenntnis und auf die unverlutzte heilige Schrift als dem einzig gläubigen Wort Gottes. Diese Versteinerung ist immer typisch gewesen für jenen andern Bereich, mit dem der indogermanische in unablässigem Kampfe steht. Ich nenne dies das rassistische Verhängnis des Christentums.

#### 4

Eine kurze Skizze dieses Kampfes schon enthüllt ein weltgeschichtliches Schauspiel. Seine frühesten Phasen verlieren sich im fernen Dämmer der Vorgeschichte. Aber etwa vom 2. Jahrtausend vor Christus ab zeichnen sich die Linien klar genug. Wir sehen Wellen indogermanischer Völker über die Grenzen des vorderasiatisch-semitischen Raumes branden. Es gelingt ihnen, sich da und dort festzuziehen. Und in schweren Kämpfen ringen sie um den Besitz der Macht in einer Welt, zu

der sie doch nicht gehören. Wie ein weltgeschichtliches Symbolzeichen ragt aus jener Zeit die uns von Jugend an bekannte Geschichte von David und Goliath herein. Man hat uns einst gelehrt, uns über die Niederlage jenes Riesen und über den Sieg des kleinen David zu freuen. Wir taten es, wenn auch mit geteiltem Herzen, denn jener thumbe Riese, der zum ehrlichen Zweikampf antritt, war unserem Knabenherzen viel näher als der kleine David, der ihn hinterlistig mit der Schleuder erlegte. Damals wußten wir nicht, was wir heute wissen, daß der Philister Goliath zu einer jener indogermanischen Völkerstämme gehörte, die in Vorderasien eingebrochen waren und die auf ihre uralt-indogermanische Weise in ehrlichem Zweikampf den Gott über Sieg und Niederlage entscheiden ließen. Die Philister gehörten zu jenen „See Völkern“, mit denen Ramses III. von Ägypten schwere Kämpfe zu bestehen hatte und deren Bilder wir noch heute in den Darstellungen von Medinet Habu in Oberägypten bewundern können. Der Federbeim sitzt über stolzem Gesichtprofil das „griechische Linien“, also nordischen Typus zeigt. Ihre Schiffe tragen die uns bekannten Rundschilde und den hohen umgeboogenen Vordersteven. Und die Damenlarren mit Frauen und Kindern kennen wir auch aus andern Schlachtenschilderungen der Indogermanen, so z. B. bei den Jimbren und Teutonen, die einstens in Italien einbrachen \*).

Noch einer andern Geschichte aus jener Zeit haben wir hier zu gedenken, nämlich der Geschichte des Uria und der Bathseba im 2. Buch Samuel 11, 3:

„Eines Abends begab sich's, daß David, als er sich von seinem Lager erhoben hatte, sich auf dem Dach des Königspalastes erging. Da sah er vom Dache aus ein Weib sich baden. Das Weib war sehr schön von Ansehen. David schickte hin und erkundigte sich nach dem Weibe. Man sagte ihm: Das ist zu Bathseba die Tochter Eliams das Weib des Hirters Uria. Nun schickte David Boten hin und ließ sie holen. Sie kam zu ihm und er wohnte bei ihr, sie hatte sich nämlich von ihrer Leirigkeit wieder rein gemacht. Darauf kehrte sie nach Hause zurück.“

Über das Weib ward schwanger. Da sandte sie hin und ließ melden: Ich bin schwanger.

Dieser Uria, der zu jener Zeit, als David sich mit seinem Weibe verging, als Offizier im Felde stand, um für seinen Lebensherrn David zu kämpfen, war ein Heititer. Die Heititer aber gehören, wenigstens in ihrer Herrenmacht, ebenfalls zu den indogermanischen Einwanderern im vorderasiatischen Raum, wo sie etwa in der Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus in Kleinasien ein großes Reich gründeten, das durch Jahrhunderte hindurch sich in schwerstem Kampfe gegen die vorderasiatisch-semitischen



Reiche und gegen Ägypten verteidigte. Die hinterlistig und feige Dab den Iro ums Leben brachte, indem er seinem General Joab den Befehl gab, ihn in vorderste Linie zu stellen und dann im Stiche zu lassen, ist uns aus unserer Kindheit noch ungut im Gedächtnis. Auch jene Amoriter die wir aus dem biblischen Unterricht kennen, sind wahrscheinlich indoarmanischer Herkunft gewesen, ebenso die „Enatäer“, von denen die israelitischen Kundschafter als von Kien berichteten De M t a n n i, deren Reiche in der Euphratgegend im 14. und 13. Jahrhundert vor Christus vernichtet wurden, hatten als ihre Schwaraetter die wir aus einem alten Vertrag kennen, den Mitra, Barina, Indra und die Nisatpa, wie die arindischen Namen dieser Gotter lauten \*) Ferner kennen wir aus den El Amarna-Briefen etwa um 1400 vor Christus eine ganze Reihe von i n d o a r m a n i s c h e n Fürstengeschlechtern, die Namen trafen aus einer Sprache, die dem Sanskrit nahe verwandt wenn nicht mit ihm gleich ist. Diese Fürstengeschlechter regierten über Stadtkönigreiche, die sich bis hinunter nach S u d p a l ä s t i n a erstreckten. Ein solcher Stadtherr sah sogar ganz nahe bei Jerusalem.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch der Ansturm der H y x s o s gegen Ägypten mit verursacht war d. h. indoarmanische Wanderungen, und daß ihre Führer selbst Indoarmanen waren. Ihre Kriegstechnik, der Bogenschuß auf dem von Pferden gezogenen Streitwagen, ist indoarmanisch. Das Pferd haben wahrscheinlich die Indoarmanen in Vorderasien eingebracht. Denn bis zur Zeit von Hammurabi, etwa um 2000 v. Christus, war es dort nicht bekannt.

Alle die von den Indoarmanen im vorderasiatischen Raume gearbeiteten Reiche und Fürstentümer sind restlos ihren Gegnern erlegen. Die Indoarmanen wurden von jenem fremden Raam und den fremden Rassen entweder vernichtet oder aufgelöst. Zwar ist wohl kein Zweifel, daß sie, wie überall, wo sie hinkamen, mächtige Anstöße der Entwicklung auslösten, aber ihr Schicksal war es nicht, in jenem Raame beheimatet zu werden, den eine so ganz andere Seele beherrschte. Doch immer wieder lockte die fremde Welt die großen Wanderer.

Noch einmal im ersten Jahrtausend vor Christus sehen wir eine indoarmanische Welle über jenen Raam hinweg. Es sind die S t y r i e n s e n des 8. - 6. Jahrhunderts. Auch sie verfielen in jenem Raame fast sparsam.

Ein ähnliches Schicksal traf Jahrhunderte später die in Kleinasien einwandernden urgermanischen Reiten, die G a l a t e r. Auch der späteren griechischen Einwanderung zur Zeit Alexanders des

Griechen und der Phryger es nicht anders, obwohl diese vielfältige Einwirkung indogermanischer Elemente nicht ohne Wirkung geblieben ist.

Wie die Indogermanen durch Jahrtausende hindurch während ihrer großen Wanderungsperioden immer wieder den vergeblichen Versuch machten im vorderasiatischen semitischen Raum neue Heimat zu finden, so streuten auch die vorderasiatisch-semitischen Völker erobernd in den indogermanischen Raum vor. Wir erinnern uns hier an die sagenhaften Vermählungen und Auseinandersetzungen des Phönizier und Abriel mit dem Mesopotamischen König. Bedeutend aber wurde der Vorstoß der Phönizier aus der vorderasiatischen Welt nach Carthago und von dort hinüber nach Europa. Unter Hannibal machte jene Welt den gewaltigen Versuch die zum Imperium drängende indogermanische Last politisch und wirtschaftlich in den damals in Indien indogermanischen Lebens zu zerlegen. Als Hannibal es mochte über Spanien und Gallien nach Italien einzufallen und Rom zu belagern schritt er das Janglein an der Waage des Sieges zwischen den beiden Welten. Was wäre wohl aus der indogermanischen Welt geworden wenn Rom erlaucht wäre! Aber ironischer Niederlagen behauptete sich das Indogermanentum und war auf dem ihm so anamessenen Elemente dem Meere, d. h. auf das schon die Griechen, und in der christlichen Zeit die Wikinger und Briten der indogermanischen Welt immer wieder neue Siege erfochten.

Während Carthago sich wirtschaftlich und militärisch vorbereitete, die indogermanische Welt zu überrennen war im vorderasiatisch-semitischen Raum selbst der Kampf entbrannt zwischen den beiden Welten, in dem alle drei Aspekte dieses Kampfes, der rassistisch-biologische, der wirtschaftlich-politische und der weltanschaulich-religiöse sichtbar wurden. Der Zeit Alexander des Großen gegen die Perser schien zunächst ein Kampf von Indogermanentum gegen Indogermanentum wie ja furchtbare Bruderkämpfe innerhalb dieser Welt zu den hervorstechendsten Merkmalen gehören. Doch waren die Perserkriege Alexanders des Großen nur der Vorap zu der Auseinandersetzung zwischen dem griechischen und dem vorderasiatisch-semitischen Geiste. Im sogenannten Hellenismus ist zwar viel Indogermanisches wirksam. Aber in wichtigen Phasen steht wiederum die Christenwelt des Orients die schon damals mit einer unbarmherzigen Jagd auf ihrem Raum in die Länder des Mittelmeeres und in die indogermanische Welt selbst vordrang. Es beginnt eine nachhaltige Ost-West-Bewegung, wie denn schon seit der Steinzeit



festgestellt werden kann, daß die Geschichte der beiden Welten sich in einem von Jahrtausend zu Jahrtausend schwingenden Ost-West- und West-Ost-Rhythmus abspielt.

5

Jetzt zu Beginn unserer Zeitrechnung bricht die vorderasiatisch-ferische Welt mit all ihren Gewalten, den bio. u. auch-rassischen, den religiösen und selbst den wirtschaftlichen aus ihrem Räume hervor. Und zwar geht diesmal ihr Stoß nach Ost und West. In der orientalischen Herkeswelt, die in den Hellenismus eingebettet nach Westen drängt, gesellt sich das von seinen Heimathen vertriebene Judentum. Schon so fröhe geht wahr-scheinlich auch ihr Stoß nach Osten. Sie setzen sich in Indien und China fest. Dann folgt der entscheidende Durchbruch der vorderasiatisch-ferischen Welt durch die Grenze der indogermanischen Welt in der Form des Christentums. Indem es sich mehr und mehr von dem ariologischen und rassen Ararund, in dem es geboren wurde, löste und neue Elemente aus dem Griechentum, dem Romertum und dem Germanentum aufnahm, wandelte es seine Form so weit, daß sein Sieg in der westindogermanischen Welt möglich wurde. Und nun beginnt das gewaltige Ringen des indogermanischen mit dem vorderasiatisch-ferischen Geiste mitten im Zentrum der indogermanischen Welt.

Bei dem Einbruch des Christentums in die west-indogermanische Welt ist die Tatsache von entscheidender Bedeutung gewesen, daß das Christentum in seiner römischen Form an die Germanen herangeführt wurde. Erst in dieser Form hat es seine entscheidenden Erfolge errungen.

Wir müssen hier eine eigentümliche, in der bisherigen Geschichtsbetrachtung völlig übersehene Vermischung von vorderasiatisch-ferischem und indogermanischem Geiste feststellen. Wir haben den urarisch-jüdisch-christlichen Absolutheitsanspruch als eine vergeistigte Form des vorderasiatisch-ferischen Gewaltmenschentums, das Welt Herrschaft anstrebt, erklärt. Durch die Entziehung der Pöschheit politischer Machtentfaltung hat sich die ganze Energie der vorderasiatisch-ferischen Seele in den religiösen Gewaltwillen, d. h. in den Absolutheitsanspruch, geworfen, der überall schon im 2. J. v. Chr. im Osten wuchert. Dieser Absolutheitsanspruch trifft nun in Rom auf den biologisch-politischen Einheitswillen des indogermanischen Menschen. Diese beiden vereinigen sich zu einer Pseudosynthese. In beiden lebt der Anspruch zur Macht und zur

Einheit. So entsteht der kirchliche Machtstaat des römischen Katholizismus.

Während der indogermanische Mensch überall da, wo er frei seinen eigenen religiösen Genius entfalten kann, seinen biologisch-politischen Einheitswillen niemals auf das Religiöse überträgt, sondern immer in der weitgepannten Polarität von politischem Totalitätsstreben und religiöser Freiheit lebt und leben muß, wird im römischen Katholizismus die religiöse Freiheit dem kirchlichen Machtanspruch unterworfen. Die germanische Seele war noch zu thumbar, um dieses Unheil zu erkennen. Zudem schien ein solches System das beste Mittel, den politischen Willen, von dem die germanischen Herrscher erfaßt waren, durchzusetzen.

So kam es unter dem Einfluß des Christentums zu jenen verhängnisvollen Fehlschlüssen Karls des Großen, der beiden Olof im Norden und vieler anderer. Ja, selbst eine Reihe mittelalterlicher Kaiser erlagen immer der Versuchung, die römisch-katholische Pseudowisheit zu benutzen, um das Reich zu bauen. Es war ein Glück für Deutschland, daß das Zentrum dieses kirchenpolitischen Machtstaates in Rom war, und daß seine Herrscher nur selten aus deutschem Geblüte stammten. Dadurch war die Bekämpfung auf das Germanisch-Deutsche immer wieder möglich gemacht. Und der Gegensatz von Kirche und deutschem Kaiserstaat ist der weltgeschichtliche Konflikt gewesen, in dem die radikale Verschiedenheit zwischen dem religiösen Gewaltwillen einer fremden Welt und dem biologisch-politischen Einheitswillen der eigenen dem Deutschen vollends und ein für allemal klar wurde. Er erkannte das tiefe grundlegende Lebensgesetz, daß in der politischen Sphäre Macht und, wenn es sein muß, Zwang gelten darf. In der religiösen aber, wo das innerlich schöpferische Geschehen aus der Tiefe des Unbewußten aufbricht und wo das Ziel die Verbindung mit dem letzten Grund aller Dinge ist, muß solcher Zwang sich immer unheilvoll auswirken.

Die großen religiösen Gestalten des germanisch-deutschen Raumes, die im Gehorjam gegen den religiösen Arwillen der schaffenden Substanz dieses Raumes standen, haben dies immer gewußt und haben dafür gekämpft, selbst Luther. Aber aufs Ganze gesehen hat es fast ein Jahrtausend gebraucht, bis die Idee des religiösen Zwanges, die aus einer fremden Welt zu uns gekommen war, vernichtet wurde, so daß der Staatsmann, der am Anfang der neuen deutschen Reichsgeschichte steht, Friedrich der Große, dem uralte germanisch-deutschen Willen zur religiösen Freiheit für einen ganzen Staat gultigen Ausdruck ver-

leiben konnte. Da wo Hürten im germanisch-deutschen Raume mit Gewalt ihre Stämme und Völker der fremden Religion gefügig machen wollten lebten sie unter dem unheilvollen Zwang einer ihnen fremden Welt, deren Uebersicht sie nicht klar genug erkannten.

Während das Christenthum den indo-germanischen Westen in stiller Durchdringung oder mit lauter Gewalt eroberte, hatte sich die vorderasiatisch-semitische Welt auch in der Form des Judenthums über dieses ganze Gebiet verbreitet, es vornehmlich wirtschaftlich erobernd. Diese stille Eroberung gelang darum so weitgehend, weil sich sowohl das vorderasiatisch-semitische Geelenthum der Juden, wie ihr biologisch-politischer Wille nicht offen auswirkten, sondern auf's Ganze gesehen sich im Dunkel der Obetheit verbarra, aus deren dann immer wieder entscheidende Vorstöße bis in die Karthendörfer gemacht wurden wo die Juden vermöge ihrer gemessenen Finanzbeachtung schon vom Mittelalter an oft eine wichtige und nicht selten unheilvolle Rolle spielten. Diejenigen Juden die sich offen annecten, machten nicht selten energische Versuche sich dem neuen Raume einzuleiben. Daraus entstand dann jene traurige Sorte von Juden, die heute zwischen zwei Welten schweben und viertel in diesem Zwiespalt erbarmanadlos vertrieben werden weil ihr Geelenthum in einem andern räumlichen Raume besterter ist. Auf's Ganze gesehen blieben die Juden im germanisch-deutschen Raume ein vorderasiatisch-semitisches Fremdvolk. Die Auseinandersetzung konnte darum nicht ausbleiben. Und diese ist wiederum nur eine Phase des ewigen Kampfes zwischen den beiden Welten, der immer wieder zu neuen Leistungen drängen muß.

Im Raume der vorderasiatisch-semitischen Welt selber aber hatte sich während der wilden Ausbreitung des Judenthums eine unerhörte biologisch-politische Kraft zusammengeballt, die von religiosstem Enthiasmus vorwärtsgetrieben in der Form des Zillam erneut gegen die indo-germanische Welt des Ostens und Westens auftrat. Nordwärts der dem Islam durchaus verwandte Raum gab die Basis zum Vorstoß gegen das Herz des indo-germanischen Weltens. Aber dieser Sten wurde aufgetragen von Karl Martell. Noch war die Kraft jenes Vereines stark genug, sich gegen die biologisch-politische Unterwerfung erfolgreich zu wehren. Bald darauf erlag aber ein Teil des indo-germanischen Ostens nämlich der Iran, diesem erneuten Ansturm. Trotz tapferen Widerstandes wurden die Anbänger Abura Maadas von den Heeren Chahs niedergeworfen. Was sich nicht erheben wollte, flüchtete, von der uralten indo-germanischen Verwandtschaft angezogen, nach Indien, wo die Parsi noch heute

ihrem angestammten Glauben in Freiheit leben dürfen. Da und dort führten die Jünger Zarathustras selbst in Persien noch ein ständig von Vernichtung bedrohtes Dasein. Aber Persien war dem Indogermanentum nun endgültig verloren. Es wurde einbezogen in den vorderasiatisch-semitischen Raum. So es wurde sogar eine höchst wichtige Operationsbasis für die vorderasiatisch-semitische gegen die indogermanische Welt. Von dort aus konnten später die gewaltigen Vorstöße des Islam nach Indo-Urien gemacht werden, die zu einer teilweisen biologisch-politischen und religiösen Eroberung dieses Gebietes führten. Vertragen hat zu dieser Entwicklung wohl sicher die Tatsache, daß in Iran die arische Oberschicht immer mehr von der starken, uralten Unterschicht des vorderasiatischen Menschen in jenem Raume aufgelassen wurde. Durch das Einströmen vornehmlich von türkischen Völkern, sowie von Mongolen, wurde das vorderasiatische Element Irans vollends machtvoll lebendig. Der arische Schwung verkehrte sich in dieser rassistischen Verwandlung zum bekannten Fanatismus der persischen Mohammedaner. Nur in Jahrhunderte voneinander getrennten Epochen bricht so etwas wie eine indogermanische Revolution in diesem Raume aus. Die persische Mystik, der Sufismus, ist dafür das herrlichste Beispiel. Er hat in jenen entscheidungsvollen Jahrhunderten des Mittelalters im Osten den Islam von innen her überwunden, wie im Westen die deutsche Mystik das Christentum.

Durch diesen religiös semitisierten Raum strömen dann durch jene große Einbruchsstelle zwischen Kaspischem Meer und den indischen Bergwälden turkmenische Völker auch in Vorderasien und vornehmlich in Kleinasien ein. Sie werden selbst wieder semitisiert und greifen als Kämpfer unter der grünen Fahne des Propheten und unter dem Halbmond den indogermanischen Westen an, über dem damals das Kreuz als einigendes Symbol stand. So erleben wir nun das seltsame Schauspiel, daß Indogermanen das vorderasiatisch-semitische Christentum gegen diesen Ansturm verteidigen. Im Grunde aber ging es um etwas ganz anderes. Nicht Kreuz gegen Halbmond, sondern Indogermanentum gegen die vorderasiatisch-semitische Welt.

Einige Jahrhunderte vorher hatte die indogermanische Welt in den Kreuzzügen den Versuch gemacht, die Hochburg vorderasiatisch-semitischer Herrschaft zu erobern, wiederum unter dem Zeichen des Kreuzes, das eben dieselbe Welt über die Völker gesetzt hatte, die ihre tapferen Scharen als verlorene Haufen in beispiellosem Enthusiasmus über Meere und öde Steinländer

landten. Der Versuch mußte mißlingen, wie alle früheren. Die Zitadellen der Kreuzritter, die heute noch als stamme und traurige Zeugen fahlen Vortones in den fremden Raum auf uns hernieder blicken, wurden zugleich die Wetzsteine jener kühnen Kämpfer, in denen die letzten von ihnen fern von der Heimat elendiglich verichmachten. Da und dort aber ist noch in den Dörfern und Städten saatenhafte Kunde über die goldhaarigen Kämpfer aus fremden Länden, deren Blut jetzt noch da und dort Spuren in benden und blaueigenen ein prenaligen hinterlassen hat. Es darf u. a. nicht verachsen werden, daß die Kreuzkriege auch gentig ein starker Anstoß zur die weitindogermanische Welt wurden und war narkward erweille weilt in im Sinne einer Befreiung von der Macht der Kirche und des Christentums. Der Kirche in der Vertach mißlungen, die komplizierten Enereien des Westens in ihren Dem zu kanten. Die Eroberung Konstantinopels und der Vertach der islamisierten Lanten satz ins Herz des germanisch-deutschen Raumes subte dann zu einer entscheidenden Auseinandersetzung zwischen den türkischen Vorkämpfern der vorderasiatisch semitischen und der indogermanischen Welt, die nur the nbar eine reiche des Glaubens in Wahrheit eine biologisch politische war. Die „Lantenkriege“ sind ihre gewaltigen geschichtlichen Symptome. Sie endete mit dem gleichen Ergebnis wie alle die Vertuche der vorderasiatisch semitischen Welt, biologisch politisch in den indogermanischen Raum vorzudringen. Der Anarist wurde abgeschlagen, wenn auch der äußerste östliche Vorposten dieser Welt, Konstantinopel verloren bach.

Der Weltkrieg hat neben andern Wirkungen auch eine neue biologisch politische Auseinandersetzung zwischen den beiden Welten gebracht. Die Schlacht am Sigaaris in der die türkischen Heere unter Kemal Pascha die Griechen besiegten, und die Vertreibung der Griechen aus Kleinasien sind eine letzte Episode in diesem Kampfe. Ober ist dies nur eine Gegenwartsicht? Geht das Angen weiter durch die Jahrtausende?

Wozu ist der indogermanische Westen seit Ende des 19. Jahrhunderts in einem technisch-ideellen Vertach auf neue gegen jene Welt angetreten. Mit Maschine und Lato greift auch der West der indogermanischen Welt die Grundlagen der alten vorderasiatisch semitischen Kultur an. Ober wer heute in jenem Raume reißt, veripurt deutlich das unrubige Klappen der Pulse von Millionen, die sich zu neuem Kampfe bereiten.

Es ist hochbedeutung, zu beobachten, wie nicht nur der biologisch-politische, sondern auch der religiöse Vorstoß der



nordasiatisch-semitischen Welt in den fernsten Osten des indogermanischen Raumes aufzuziehen wurde. Die Juden, obwohl sie wohl schon im ersten Jahrhundert nach Christus oder vielleicht schon früher an der Westküste Indiens sich festsetzten und dort große zusammenhängende Kolonien bildeten, die eine Zeitlang, etwa vom 7 bis 4 Jahrhundert, sogar politische Bedeutung hatten, sind in jenem Raume nicht weiter gedrunnen. Sie wurden abgelaupelt. Nicht anders ging es dem Christentum. Das Christentum in Indien wird auf den Apostel Thomas zurückgeführt, ob mit Recht oder Unrecht, ist nicht sicher ausgemacht worden. Soviel aber steht fest, daß schon im 2. oder sicher im 3. Jahrhundert an der West- und Ostküste Indiens große christliche Gemeinden sich bildeten, die sich bis heute gehalten haben. In den folgenden Jahrhunderten des Christentums bildeten diese Kirchen Aeneas der christlichen Kirchen Vorderasiens. Von dort holten ihre Erzbischöfe und Bischöfe ihre Bestätigung. Aber über die Grenzen sind auch diese Gemeinden nie hinausgekommen. Dies ist um so auffällender, als ja der südliche Teil Indiens vornehmlich von den nichtarischen Provinzen bewohnt war, die rassistisch dem semitischen Menschen nicht so fern standen wie die Arier Nordindiens. Doch kommt schon in jenen frühen Jahrhunderten eine gewisse Herrenmacht arischer Herrschaft im Süden besonders an den Küstengebieten emporzuerstehen zu sein durch die jene Völker in den Kreis der indo-arischen Religionen einbezogen wurden. Zudem darf nicht vergessen werden, daß dem Vorstoß des Christentums nach Indo-Arien der Nachdruck der politischen Gewalt fehlte, der im Westen die großen Eroberungen ermöglichte. Vor allem ist das große nordindische Gebiet, in dem indo-arischer Glaube trotz aller Verkümmern und Mischung mit andern Elementen herrschend blieb, vom Christentum kaum berührt, jedenfalls nicht beeinflusst worden. Hier setzte der indo-arische Glaube jedem Vorstoß einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Und obwohl erst der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama Ende des 15. Jahrhunderts das Christentum zum Teil auch mit Waffengewalt verbreitet wurde und seit Ende des 19. Jahrhunderts gewaltige Vorstöße seitens der gesamten christlichen Welt gemacht worden sind, um Indien für das Christentum zu erobern, war das Resultat bis Anfang des 20. Jahrhunderts beschränkt geblieben. Einige Millionen Christen, darunter vornehmlich Bekehrte aus den niedersten rassischen Schichten, unter etwa 300 Millionen Einwohnern sind das magere Resultat jahrhundertelanger eifriger Bemühungen.

Es ist von entscheidender religionsgeschichtlicher Bedeutung geworden, daß der indogermanische Osten zu seinen höchsten religiösen Gestaltungen gekommen war, ehe die fremde Welt aus dem vorderasiatisch-semitischen Raum ihn berannte. Denn jene indo-arische Welt enthält die Keime, die für den gesamten indogermanischen Bereich zu neuem Wachstum drangen.

Einzig dem Islam gelang es, gestützt auf die politische Macht der islamisierten Völker des Iran und später der islamisierten Mongolen (Moqul-Reiche), in dreifacher Front in Indien einzubrechen. Allerdings anders als beim Einbruch des Christentums im germanisch-deutschen Raum erst in einer Zeit, als die indo-arische Welt schon längst ihre eigene Glaubensform zur höchsten Gestaltung geführt hatte, damit dem fremden Glauben und der politischen Gewalt, die ihn stützte, ein unannehmbares Bollwerk entgegenstehend. So wurde uraltes und höchstes indo-arisches Weistum für zukunftsgeleitete Entwicklungen der indogermanischen Welt gerettet. Hätte der Islam in Indien so restlos gesiegt, wie das Christentum im germanisch-deutschen Räume, hätte wohl jenes Weistum dasselbe Schicksal getroffen, wie die altgermanische Überlieferung.

Der Islam selbst wurde in diesem Räume tiefgehenden Änderungen unterworfen. Erscheinungen wie Kabir und die Ahamadiah-Sekte zeigen, daß der indo-arische Geist dort durch Jahrtausende wirksam blieb und alles, auch die fremde Religion, in seinen Bannkreis zog.

Jedoch konnte er nie mehr ganz überwunden werden. Und wie im kirchenstaatlichen Katholizismus das schwierigste und gefährlichste religiöse und politische Problem des neuen Deutschland lauert, so in dem Gegensatz zwischen Hinduismus und Islam in Indien. Selbst der genialen Persönlichkeit Gandhi gelang die Meisterung dieses Problems nicht.

Erschütternd ist die Gemeinsamkeit des Schicksals der indogermanischen Welt und im besonderen der beiden Völk dieser Welt, Indien und Deutschland, in denen sowohl politisch wie religiös die entscheidenden Dinge geschehen sind und geschehen müssen. Sie sind und bleiben die beiden geistigen und religiösen Stützpunkte dieser Welt.

7

Innerhalb der Jahrtausende währenden Auseinandersetzung zwischen der vorderasiatisch-semitischen und der indogermanischen Welt hat das Ringen des germanisch-deutschen Geistes mit der Fremdreigion des Christen-



tum einen ganz besonderen Platz. Der Einbruch des Christentums in den germanisch-deutschen Raum war beauftragt durch eine Krise, die diese Welt in religiöser Beziehung durchmachte. Der alte Glaube lebte zwar noch in vielen Gemütern und seine Kerngebiete, der skandinavische Norden und Niederachsen, standen, aus Glauben geleitet, noch unerschüttert. Die Seelende und Abertaalende von Martyrern, die für ihn starben, sind ein erregendes Zeugnis von der Gewalt, welche die alte Gotterwelt noch über die Gemüter hatte. Trotzdem ist die Krise da und dort selbst in jenen Kerngebieten sichtbar. Doch boten wir die Idee, das zerfallende Germanentum sollte dem Christentum gerettet werden müssen, nur eine Fiktion der Theologen.

Wir sind aber auch, daß das Germanentum diese religiöse Krise aus eigener Kraft überwunden hatte, so gut wie die andern indogermanischen Völker, etwa die griechische oder die indo-iranische Welt in der wir solche religiöse Krisen deutlich genau beobachten können, und die aus ihnen von Epoche zu Epoche religiös wiedergeboren wurden. Indo-Irien hatte schon etwa um die Wende des ersten Jahrtausends vor Christus eine solche Krise durchzumachen. Die alten Götter verlor er. Der Zweifel an ihnen wendete sich selbst gegen den alten Herrergott Indra, wie wir aus einigen Liedern wissen. Aber gerade diese Krise, welche (besonders als die brabmanische Institution des Opfers, die als Grundlage der inneren Sicherung eine Zeitlang gedient hatte, ebenfalls erschüttert war) die indo-iranische Seele bis in ihre Tiefen aufwühlte, war der Anlaß zu den unsterblichen Schöpfungen des indogermanischen Geistes. So wurde jede neue Krise in unerschöpflicher religiöser Kraft von innen her und ganz unbemerkt von außen überwunden. Eine ähnliche Geschichte hat das Christentum. Als die homerischen Götter von ihren Thronen sanken und selbst Zeus seine Herrschaft über die griechischen Stämme verlor als die Sophisten jede innere Sicherheit mit ihrer Skepsis und Ironie zu verrücken suchten, entstand in Sokrates und Plato und später in dem Maaßglauben eines Kleantes und der Stoa eine neue religiöse Welt, die selbst den äußeren Untergang der griechischen Welt Jahrtausende überdauert hat und noch weitere überdauern wird.

Wir bestreiten den Satz, das germanische Wesen sei am Christentum genesen aber nicht nur aus Grund dieser Geschichtsergleichung, sondern aus dem tatsächlichen Geschehen im germanisch-deutschen Raume selbst. Denn hier ist zweierlei sichtbar. Erstens muß bei unvoreingenommener Betrachtung der Satz, das germanische Wesen sei am Christentum genesen, umgekehrt werden. Das Christentum ist im deutschen Raume

am deutschen Wesen zu einem neuen Leben gewesen. Zweitens aber, und dies ist entscheidend für unser Urtheil. Das deutsche Wesen hat sich nach ganz kurzer Zeit der teilweisen Herrschaft des Christentums gegen dieses in machtvollem Aufstand erhoben und es im Laufe von weniger als einem Jahrtausend innerlich überwunden.

Zum ersten. Was war das für ein Christentum, das von Rom zu uns kam? Kolbenheyer hat in der Einleitung zu seinem „Paracelsus“ die Genealogie dieses Christentums am germanischen Wesen in einer großartigen Vision dargestellt:

Es war eine Neumondnacht. Pichter und leichter wurden die Wolkenschwärme und steiler zog der leuchtende, warme Wind.

Er presste den Mantel einem Wanderer straff über die Brust und blähte das graue Tuch hinter den Schultern hoch auf. Der Wanderer zog mit solcher Kraft und unangenehmener Eile dem Gefälle des Felses entgegen, als habe er sich eben vom Lager erhoben. Er mußte weicher aus dem Norden kommen in seinem eidenelkenen Barthe hina. Er führte als Stab und Wehr einen Speiß, dessen Bronzespitze mit Eichenhaken an das Eschenholz geschnitten war, eine Waffe des äußersten Nordens.

Es ist Odin, der durch die Nacht schreitend an der Wende der Zeiten und der Lander dem, der aus dem Süden kommt, begegnet.

Ein Bettler sah dort, und jene beiden Lichter, die von fern wie zwei Furten durch die Finsternis zuweilen hatten, waren demütige Augen. Sie schimmerten ruhig, ganz anders als das glühende Feuer der Sterne, eher dem Leuchten der Johanniskörnerlein zur Zeit der Sonnenprade ähnlich, nur stetiger.

Der Bettler war sehr dürrig gekleidet. Seine Lumpen bedeckten die Knochen kaum. Brust, Arme und Beine zitterten in ihrer mageren Nothheit.

So sagte das Einzug zu dem Bettler.

„Du hast deine Kraft gut gewöhnt. Da sind Menschen gestorben, deren Blut seiner Kraft noch nicht entbunden ist. Ich fühle die Not ihrer letzten Stunden.“

„Vielleicht wird einer aus ihrem Blute meine Blöße sehen“, murmelte der Bettler.

Sein Blut soll wieder in die heißen Hände und ein Wundmal glühte auf dem Grunde jeder Hand, als halte er zwei Rubine gegen den Himmel.

„Deine herrlichen Kleider hast du jenseits gelassen. Sie sollen von Gold, Perlen und Steinen strahlen.“

Ja, sie strahlen als trüge einer den Harnisch auf nacktem Leibe durch die Winterkälte. Die Haut zerreißt vor Frost.

„Warum bist du armselig gekommen?“

„Warum. Ich muß wieder aufgehoben werden wie damals unter dem Holze. Meine Füße müssen wieder über warme Menschenherzen gehen, sie frieren von den Marmorstufen. Vielleicht erbarmt sich einer von ihnen deren treibendes Blut zu spüren, vielleicht noch ein anderer und ein dritter und viele. Mich dürstet nach Vergessenschaft,

nach Muttersprache. Sie haben mich so tief in das gläserne Latein begraben, daß mir die Luft atmen und flucht schwer geworden ist."

Die Zähne des Bettlers klatterten wie hordem das Kirchenfenster. Der Wanderer stürzte seinen Mantel.

"Nein, laß" flüsternte der andere. "Dah nur Ich muß als Bettler kommen, nach. Es gibt doch viele in diesem wilden Lande, die Hunger haben?"

"Viel, viele" rief der Wanderer jäh, als treue er sich der hungern- den Kräfte.

"In den Gatten komme ich in meinen goldenen Gewändern. Aber sie wischen auch dann nur die Fingern und flüchten feist in die Hände, um ein wenig Bewegung zu machen. Ich bin begierig nach dem Hauche der Hungernden, der nicht nach Wein riecht oder nach Speise, die vor dem Feuer jaulen müssen, daß sie den Darm nicht bequemen."

"Viel Hunger wirst du finden und brennende Herzen. Aber sie können keine Jäger sein. Sie verstehen das Fortwahrhalten nicht. Sie müssen in einem der Eigentum haben und finden können. Sie sind die einzigen, die keine Götter haben."

"Ich mußte es. Darum komme ich nun selbst zu ihnen."

"Aber sie reißen ihr Auge nicht aus wenn es ärgert. Sie geben ein Auge nur um des höheren Lebens willen hin. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat."

"Und woher bist du, mein Bruder?"

"Ich bin nichts als ihrer Sehnsucht Stempel. Und sie wissen von ihrer Sehnsucht, daß sie in Flammen vergeht und immer wieder aufersteht."

"Dann segne mich Bruder."

Der Wanderer neigte seinen Mund auf die Stirn des Bettlers. Die Wrat von kleinen Narben quer überzogen, und Blut begann aus den Narben zu tropfen.

Der Bettler klatterte. "Sie mögen mich kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen. Daß ich wieder Heiland werde!"

Da erhob sich der Wanderer und nahm den Bettler der vor Ver- lorenheit glühte auf. Er schlug seinen Mantel unter ihn und hielt den eisernen Speerhaft überwerf, daß der Bettler gut wie in einer Matte ruhen konnte.

"Ich will dich tragen, daß du die heimlichen Quellen erlauchst. Daran wirst du erkranken, denn du bist fast verdammt!"

Mit welcher Inbrunst veruchten Tausende der Besten den fremden Gast, den "besten Christ", würdig zu beherbergen, haben ihm ihr Lebensblut, daß er wieder erstirke. Mit deutschem Gemüte durchdrangen sie das Weien aus dem Norde. Der Heiland ist ein ergreifendes Zeugnis nur jene thamben Gemüter, die glaubten, im Fremden heimisch werden zu können. Die tiefste Sehnsucht deutscher Herzen erschloß sich in Bildwerke, Bauten und Töne, die alle jenes eine große Thema hatten die Botschaft des Christus, die Herrlichkeit der Kirche. Das Thema war aus der Fremde gekommen, aber der tiefe Inhalt, die Seele, die Kraft, die das alles schuf, die kam aus dem Quellrunde der deutschen Seele, die innere Herrlichkeit dieser Werke war deutscher Geist,

ihr pulsendes Leben war deutsches Blut. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß das Christentum und besonders die Gestalt Jesu starke Anstöße gebracht haben, auch positiver Art, aber die schaffende Gewalt in allem war nicht das Christentum, sondern der in gewaltige Bewegung geratene Lebensgrund der germanisch-deutschen Stämme und Völker. Denn wo finden sich da, wo das Christentum sonst noch hindrang, ähnlich gewaltige und unvergängliche Schöpfungen wie eben hier im westindogermanischen Raume und vornehmlich in seinem Mittelpunkt, dem germanisch-deutschen Bereich?

Wie fremd die neue Religion diesem Raume war, sollte bald an den unheilvollen Wirkungen klar werden. Schon die gewaltsame Bekehrung der Sachsen und der nordischen Völker zeigte den germanischen Stämmen das Ungeheuerlich-Fremde des Christentums. Daß, man zu einem Wunden ge- ronnen werden sollte, war unerhört in diesem Bereich. Daß die Ahnen geschmäht wurden, unfasslich. Und als dann vollends Inquisition und Hexenprozesse, Formelkram und Priesterutaneien die dunklere Seite der eingedrungenen Religion offenbarten, da sammelte sich eine ungeheure Gewalt im Unbewußten der deutschen Seele, die bald in Willen und Bewußtsein aufwallen sollte, um den unheimlichen Bann zu brechen.

Der positive Sinn dieser religiösen Gewalt Herrschaft liegt darin, daß die germanisch-deutsche Seele sich rauh aus der Benommenheit durch die plötzlich sie abart einbrechende fremde Welt auf ihr Eigenes besann und zu einem unaufhaltbaren Widerstand sich erhob.

Raum waren die Kerngebiete dieser Welt vom Christentum überwunden und in eine harte Zucht genommen worden, da regte sich der Widerstand des Nordens zunächst in einer unbewußten Revolution. Sie gipfelt in Meister Eckhart, der des alten Glaubens lebte, ein Christ zu sein und der sogar bereit war, dieses sein echtes Christentum gegenüber Papst und Konzilien zu beweisen, und der doch schon im ersten frühen Anlauf diese fremde Religion von innen her restlos überwand. Alle Versuche, Eckhart heute, nachdem man ihn in der offiziellen Kirche über sieben Jahrhunderte verlegt hat, zu einem Christen zu machen, müssen scheitern an den Grundlehren der Eckhartischen Mystik. Der „Monotheismus“ des Christentums mit seinem immer in Gefahr der Starrheit stehenden „persönlichen“ Gott versinkt im Abgrund des Göttlichen, wie es Eckhart erlebt, erschaut und in bittersüßen Worten gestaltet, wird überwunden von der Gottheit, die als das bloße Eine, Abgründig-Unbegreifliche über und in allem wohnt. Und der göttliche

Grund im Menschen das Seelenhütlein, der homo nobilis, ist eine stolze Widerlegung der christlichen Lehre vom radikal vererbten Menschen. Die Lehre von der Vererbung durch das Blut Jesu Christi versucht sich zu einer Fremddee in der Erfahrung des unmittelbaren Eins eins des Menschen mit Gott wenn er, durch alle Vorantiakeit seines Wesens und den Zwang der Vererbung mit dem Tragwurdigen hindurch, in den geheimen Tempel seines Innersten bringt. Hier erhebt und gestaltet indogermannisches Leben in christlich schwebender Symbolik eine befreiende Gottunmittelbarkeit. Man hat versucht, die Edeharrliche Mystik aus allen moaischen Traditionen abzuleiten. Solche Versuchsversuche werden wir als uns fremd zurück. Die deutsche Mystik, so starke Anstöße sie von außen erhalten haben mag, kann nicht abgelenkt werden, sie ist geboren aus urdeutschem Wesen.

Aber in ihrer Weisheit, wie überhaupt in der Geschichte des Ringens der beiden Welten miteinander tritt uns das Walten eines geheimen Schicksals entgegen, das die gesamte indogermannische Welt in eine zusammenhängende Edeharr und seinen Vorläutern kommt in der entscheidenden Stunde ihres Ringens um das Eigene aus der indogermannischen Welt selber kräftige Hilfe zu.

Es ist der Neuplatonismus, jene vielleicht reife Frucht des griechischen Geistes, wie Heidegger behauptet. Plotin hatte einst den Glauben der griechischen Welt der Zukunft gerettet. Seine Hauptstudie sind all-indogermannisch, wenn auch manches Fremde einmal offen sein mag. Aus dem Einen wird alles geboren, dort es kehrt es wieder zurück, der Gott waltet des Lebens und der Herzen im Innersten oder Weiten wohnend. Dort drinnen in der Tiefe ist alles verwurzelt in Gottnatur, dort sind alle eins in ewiger Wirklichkeit. In firener Formung wird jede Eigenart von dem Urgrund gebaut und diese Eigenart ist göttlich, weil sie sein Wille ist.

Während das Christentum durch den Ausbau seiner Dogmatik und seiner Hierarchie den Weg in der indogermannischen Welt zu sichern suchte, schuf sich dieser Glaube in den Gemütern der Edelsten sein stilles Heim. Ja, er drang mit Macht selbst in den Bereich seiner christlichen Heiler ein. Unter dem Namen des Dionysios Areopagita tritt die neuplatonische Mystik in christlichem Gewande gegen die Orthodoxen auf, fast in demselben Jahre (531), als der in Orthodoxie schwelgende Kaiser Justinian die heidnische Philosophenschule zu Athen aufhob und ihre Stiftungen konfiskierte (529), um damit dem griechischen Heidentum den Todesstoß zu versetzen.



Dieser Dionysios Areopagita, d. h. der Neuplatonismus in christlich-orientalischem Gewande, wird durch einen Zufall im 9. Jahrhundert nach dem Westen gebracht und dort von Scotus Erigena ins Lateinische übersetzt. Ausgerechnet Karl der Kahle, einer der bedauernswürdigen Nachkömmlinge jener Herrscherfamilie, die unter dem Fluch einer fremdreligiösen Gewaltpolitik litt, ist es gewesen, der diese Hilfe des Griechentums an das Germanentum vermitteln mußte.

8

Bald beginnt auch die bewußte Revolution der west-indogermanischen Welt gegen die religiöse Fremdbheit des Christentums und auch diesmal wieder und in besonderer Weise unter dem Einfluß der griechischen Heiden. Jenes Heidentum war unter dem Ansturm der vorderasiatisch-semitischen Welt in der Form des Christentums scheinbar zusammengebrochen. Sein Lebenskreis war vollendet. Aber der alte Glaube starb nicht. Er sank nur in einen lebens tiefen Schlaf, aus dem ihn wiederum fast ein Zufall weckte, gerade zur rechten Zeit, um in der Krise des Christentums in der west-indogermanischen Welt zu Ende des 15. Jahrhunderts dem neu erwachenden indogermanischen Geiste zu Hilfe zu kommen. Der Humanismus und die Renaissance sind die geschichtlichen Formen, in denen sich der ungebrochene Geist der griechischen Welt neu darstellte. Das, was die Germanen einstens befehlen hatten und was das Christentum ihnen durch Jahrhunderte hindurch zu rauben versucht hatte, nämlich die Verbindung mit dem Kosmos, das Wissen um das Eingebettetheit in das scharfende Ganze der Gottnatur, selbstverständlich tiefe religiöse Weltgeborgenheit, all dies eroberten Humanismus und Renaissance unverlierbar der Welt zurück, die von jetzt ab zum Brennpunkt indogermanischer Geistesgeschichte wurde.

Schon die Bekehrung, mit der die Mönche in den christlichen Klöstern die alten Heiden abschrieben, auswendig lernten und nachahmten, war ein Zeichen der geheimen Liebe, die in den Herzen der laien Velehrten zu ihren uralten verwandten Göttern erwachte.

Die Reformation ist ohne Mystik, ohne Renaissance und Humanismus schlechterdings nicht denkbar. Wenn sie auch wieder zum Christentum zurücklenkte, so gewann sie doch der schaffenden Substanz dieses Raumes das selbständige Bewußtsein als entscheidende Kraft in Fragen des Glaubens zurück, nachdem schon Eckhart den in der indogermanischen Welt selbstverständlichen

Nur gehobt hatte allen Autoritäten gegenüber sich auf seine eigene rationale Urteilskraft zu berufen.

Auch die deutsche Aufklärung, die heute besonders von Theologen so reichscharpfe, weil so gründlich missverständene gehört in die Geschichte des nordischen Ausbruchs. Das Recht der Vernunft d. h. der eigenen religiösen und sittlichen Urteils kraft des Menschen, der sich selbst von der Autorität befreier Schritten gewagt hatte, von der sich ein Luther noch nicht ganz lösen konnte ist indogermanisches Erbe und indogermanische Forderung. Erst durch die Erneuerung dieses Rechtes gewinnt der Mensch den Mut sich dem Leben und dem Gott in Freiheit zu stellen. Kein arkaisches Verschweben im Reiche des Geistes und des Wahns ohne diese Freiheit. Das ist der Sinn des Satzes von Friedrich dem Großen, der als das leuchtende Beispiel echter deutscher Aufklärung über Jahrhunderte hinausragt, daß in seinem Lande jeder nach seiner Fassung selig werden könne. Nicht unverantwortlicher Natur in religiösen und sittlichen Dingen wollte er damit das Wort reden sondern letzte Verantwortung und bestimnte Verpflichtung jedem Einzelnen auferlegen, daß er ein schattendes Glied im Ganzen werde. Er selbst fühlte sich als den ersten Diener dieses Ganzen in dem unausgesprochenen aber kaum angedeuteten Vermuthen daß er im Dienste eines Vekten stand, dem jeder unmittelbar verantwortlich ist. Auch auf Friedrich den Großen wirkte das antike Heidentum. Wie oft lehren in seinen Werken die Beispiele der römischen Geschichte wieder, an denen er sich in den schwersten Augenblicken seines Lebens, etwa nach verlorenen Schlachten, aufrichtete. Und Ehre und Pflicht, jene Grundpfeiler indogermanischer und vornehmlich germanisch-deutscher Sittlichkeit tragen auch ihn.

Auf Grund dieser ganzen Geschichte der Befreiung des germanisch-deutschen Geistes von der Umklammerung durch eine Fremdreli gion konnte die umfassende Restauration des deutschen Geistes in unseren großen Klassikern und Philosophen um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts geschehen. Der deutsche Idealismus ist der endgültige Durchbruch, nach dem es für die religiös schaffende Substanz des deutschen Volkes kein Zurück mehr gibt zu einer christlichen Vergangenheit. Diese Neuanna ist eine der größten Epochen in der viertausendjährigen Geschichte der indogermanischen Glaubenswelt. Zwar ist sie entstanden in einer Auseinandersetzung mit dem Christentum und sie hat auch versucht, die positive Bedeutung dieser Religion in ihr großes System einzubauen. Aber sie hat das Werk Eckharts vollendet. Das, was vom Christentum einmalige Geschichte und unumstößliches Dogma war, wurde hier



zum Symbol rein geistiger Bewegungen und damit seiner Einmaligkeit und homogenen Starrheit entleert. Der Idealismus hat das vorderasiatisch-venetische Christentum endgültig in der deutschen Volksseele überwunden. In Goethe aber stellt sich der deutsche Mensch auch in einer indogermanischen Einmaligkeit der Welt lebhaft dar. Goethe und Herder sind die beiden Lebenspole der germanisch-deutschen Völkerwelt, der eine die Innenwelt, der andere Kosmos und Leben für den Welken erobernd. So war die Fremdwelt in der Idee überwunden.

Dass diese Überwindung sich nicht auch als die höchste Einrichtung, auswärts hat seinen Grund in der Latenzkraft solcher Entwürfe. Das, was einmal Erreichte und ihre Keime Gemeinden erringen, ist sonst nur ein Keim, der in stillem, stetigem Wachstum das Volk ganz mit dem Neuen durchdringt. Dieses Wachstum vollzieht sich in Jahrhunderten wohl nach geheimen Werdegängen. Es ist bezeichnend zu sehen, wie in solchen Zeiten dann das in früheren Jahrhunderten Erreichte wieder lebendig wird. Herder, über den sich das Dunkel der Jahrhunderte abgewogen hatte, erhebt im 19. und 20. Jahrhundert zu neuem Leben und wirkt heute mit unverminderter Kraft als einer der großen Propheten germanisch-deutscher Weltkultur.

Auch in dieser entscheidenden Epoche der Weltveränderung des deutschen Volkes wirken wieder die alten Götter mit. Die größten, Goethe, Schiller, Herder, Hegel, Kant, sind, wie wir alle wissen, ohne das Griechentum gar nicht denkbar. In Kant erhebt Plato zu neuem deutschen Leben, Schiller, Herder und selbst Goethe schöpfen aus den lebendigen Quellen antiken Geistes. Die Lebendigkeit nach den Göttern Griechenlands in dem bekannten Gedichte Schillers ist ein Anzeichen für das Erwachen des indogermanischen Grundes in der Seele der deutschen Völker. Es tut nichts, daß diese Sehnsucht die Welt der Griechen idealisiert hat. Das Entscheidende ist, daß man die Fremdbest und die lastende Schwere der herrschenden Fremddominanz empfand und die Heimat wieder in einem Urverwandten suchte. Das man nur erahnte und noch nicht als das große indogermanische Mutterland erkannt hatte. Die germanisch-deutsche Seele schreit nach ihrem Eigenen.

Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret  
 Da ihr noch die schöne Welt regieret

Finst'rer Craft und trauriges Entfagen  
 War aus eurem heitern Dienst verbannt;  
 Glückselig sollten alle Verräth' schlagen,  
 Denn euch war der Gl'ck'ge verwandt.  
 Damals war nichts heil'ig als das Schöne  
 Keiner Freude schamte sich der Gott,  
 Wo die leucht'nde erröthende Kamome  
 Wo die Grazie gebot.

Damals trat kein grüßliches Gerippe  
 Vor das Bett des Sterbenden, Er ruh'  
 Nahm das letzte Leben von der Lippe,  
 Seine Fackel eckt er Genias.  
 Selbst des Erlus strenge V'schreiwage  
 Hießt der Enkel einer Sterblichen  
 Und des Thräners seelenvolle Klage  
 Rührte die Ermmen.

Hoh're Preise stärkten da den Tünger  
 Clat der Jugend arbeitsvoller Tag  
 Großer Thaten herrliche Vollbringer  
 Klammten zu den Seligen hinan;  
 Vor dem Wiederföderer der Toten  
 Reizte sich der Götter stille Schar,  
 Durch die Fluten leuchtet dem Piloten  
 Vom Olymp das Zwillingsspaar.

Schöne Welt wo bist du? Kehre wieder,  
 Hoides Blütenalter der Natur!  
 Ich, nur in dem Feuchland der Pieder  
 Lebt noch deine labende Spur  
 Ausgestorben trauert das Gewilde,  
 Keine Gotttheit zeigt sich meinem Blick,  
 Ich von jenem lebenswarmen Bilde  
 Blich der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen  
 Von des Nordes schauerlichem Wehn,  
 Euren zu herrschen unter allen,  
 Ruhete diese Götterwelt betrahn.  
 Traurig sch' ich an dem Sternenbogen,  
 Doch Leere sind ich dort nicht mehr  
 Durch die Wälder ruf ich durch die Wogen,  
 Ich, sie widerhallen leer!

Ja sie lebten heim und alles Schöne.  
 Alles Hohe nahmen sie mit fort,  
 Alle Farben alle Lebenstöne,  
 Und uns hieß nur das erverlte Wort.  
 Aus der Zeitflut weagerten. schweben  
 Sie gerettet auf des Pandus Hübn  
 Was unterhalb im Geyang soll leben,  
 Ruß im Feden untergehn.

Hölderlins Hyperion, dem er den Untertitel gab „Der Eremit in Griechenland“, ist geradezu ein heiliges Buch indogermanischer Frommigkeit, dessen Entlebung der Geist Griechenlands überschattet hat. Vor allem wird hier ein neues, inniges Verhältnis zum Naturgegebenen gefunden, zu Kosmos, zu Volk und Vaterland. Heldenmuth und Einsicht in die Tiefen der Seele vereinigen sich zu einem wunderbaren neuen Menschenbilde, ohne das der Deutsche nie mehr wird leben können. So schließt sich die geheime Heisterverwandtschaft stille zu neuem Schaffen zusammen. Es ist, wie wenn die unsterbliche Seele des Indogermanentums als schützende Mutter jedes neue große Werden betreute.

Bellarmin! Ich hatte es nie so ganz erfahren jenes alte feste Schicksal starrt, daß eine neue Welt sich dem Herzen aufhebt wenn es ausstirbt und die Winternacht des Grams durchdringt und daß wie Todtagallgeier in Dunkel göttlich erst in diesem Leid das Lebendige der Welt uns rort. Denn, wie mit Fernen lebt ich jetzt mit den blühenden Pflanzten und die klaren Bäche die darunter fließen säuselten, wie Vorterräumen, mit den Summen aus dem Farn. Und so gedieh mir überall, du Heber! wenn ich im Grase geruht und jartes Leben mich umarmte wenn ich hinauf wo wach die Rose am den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Gestade, die lustigen, umschiffte und alle die Inseln, die er göttlich besaß.

Und wenn ich oft des Morgens wie die Kranken zum Herkule, auf den Arkel des Gebirgs hinauf durch die schlafenden Blumen, aber vom süßen Schlummer geküßet, neben mir die Leben Vogel aus dem Busche flogen, im Himmel taumelnd und beäugend nach dem Tag und die rege Luft nun schon die Gebirge der Täler die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenlachen herauftrug, und jetzt das hohe Licht das göttliche, den armenen Pfad daherkam die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr dort erwarmt und all ihre Kinder wieder sich trübten — o wie der Mond der noch am Himmel blieb die Luft des Tags zu seihen so stand ich einsamer dann auch über den Ebenen und trünte Trübsenstränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Thal hinein geriet zur Wiege des Quells wo rings die dunkeln Fichtbäume mich umarmten, mich wie einen heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub wenn nun die Erd ein Schatte war, und unsterbliches Leben durch die Zweige säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gesicht, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen, wie die Wasserbäche, floßen, um den durstigen Wanderer zu tränken. —

O Sonne, o ihr Hüfte, rief ich dann, bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!

So gab ich mehr und mehr der heiligen Natur mich hin und fast zu endlos.

Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligsten!

Es fallen die Menschen, wie saule Früchte von dir, o laß sie untergehn, so leben sie zu deiner Bausse, weder und ich o Baum des Lebens daß ich wieder grüne mit dir und deine Äste, umarme mit all deinen knospenden Zweigen trieblich und innig, denn alle mußten wir aus dem goldenen Samern heraus.

Ihr Völkern der Erd' ihr Namen und ihr Wälder und ihr Adler und bu brüderliches Licht wie alt und neu ist unsere Liebe — Frei sind wir gleichen uns nicht ängstlich von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den Äther hoch alt und innigst in Innersten gleichen wir uns<sup>19)</sup>.

Aber noch weiter greift nun der geheimte Kreis. Indo-Arien und der Iran treten ein. Eben in jener Zeit, in der der deutsche Geist zum ersten Male zu sich selbst kam gelangt wiederum eigentlich durch einen Zufall die Kenntnis des Sanskrit und der Avesta-Sprache nach dem Westen. Damit spannt sich der große Bogen zwischen den beiden Polen Indo-germanens. Schleier wird einer der ersten großen Sanskritgelehrten und überträgt die Bhagavadgita, den „Gitar des Erhabenen“, jenes tiefstaunende Heldengedicht, das Wilhelm von Humboldt das „einzig philosophische Gedicht der Weltliteratur, das diesen Namen verdient“, nennt. Dieser schreibt in seinen „Bemerkungen“ den ersten Versuch eines Kommentars dazu<sup>20)</sup>. Es ist erstaunlich, mit welchem Tiefblick gleich im Anfang jene großen Deutschen die Grundgedanken dieser scheinbar so fremden Welt erkannt und mit welcher sicherem Instinkt sie die enge Verwandtschaft zwischen indo arischem und deutschem Geist miterten. Jene erhabene „Metaphysik des Kampfes und der Tat“ ist Geist von unserem Geiste. Kampf und Tat sind die Wege zum wahren Sein. Verzicht auf Namen ist Adel. Wer ihn erwirbt, gelangt zu seinem göttlichen Selbst, das unzerstörbar ist<sup>21)</sup>.

II, 31 ff.

Verlaß im Auge deine Pflicht und wankt nicht. Nichts gibt es Höheres für den Krieger als den Kampf, der ihm als Pflicht ist aufzuerlegt.

Glücklich sind die Krieger, denen das Schicksal einen solchen Kampf befehrt. Er ist das Tor zum Himmel weit geöffnet.

Wenigst du dich dieses zu erwartenden Kampfganges dann schreibst du die Pflicht besser, die dir dein Stand bestimmt, und die Ehre und läßt Ladel auf dich.

Die Weisen alle werden dann von deiner Lobre zeugen. Und für einen, der in Ehre stand, ist Lobre schlimmer als der Tod.

„Entweder wirst du fallen dann gehst du in den Himmel ein oder wirst du siegen und die Erde beherrschen. Darum stehe auf, o Sohn der Kenta, zum Kampf entschlossen.“

Luft und Schmerz der Arnen und Verherren. Sieg und Niederlage als gleich erachtend rüfte dich zum Kampfe. So wirst du Ladel von dir wenden.“

III, 11 ff

„Denn durch die That allein gelangte Janala und all die andern Weisen zur Vollkommenheit. Darum mußt du auch wenn du nur den Fortgang der Geschichte im Auge behaltst, handeln.“

„Denn was ein Edler tut, tun auch die andern, der Maßstab, den er schärft durch seine That, dem folgt die Welt.“

„In mich ent all deine Werke ein mit einem nach innen gesammelten Gemüthe, frei von Erwartung, ohne Eignung. So kämpfe als einer, der vom wilden Fieber frei geworden ist.“

„Die Menschen die diese meine Lehre immerdar befolgen, gläubigen Hergens, ohne Stolz, die werden auch durch ihre That befreit.“

II, 47 ff.

„Mit dem Werke hast du es zu tun, niemals mit der Frucht der Werke. Sei keiner von denen, die am des Nuzens willen handeln. Laß dich auch nicht verführen zur Untätigkeit.“

„In Anjochung (Rago, d. h. im Innern ganz gesammelt und gestrafft tue dein Werk und gib den Rang nach Nutzen auf, o Schwägerbruder. Weibe der gleiche in Erfolg und Mißerfolg. Dieser Gleichmut heiße Anjochung.“

„Weit wichtiger als die Handlung ist die Anjochung des Gemüthes, o Schwägerbruder. Im Gemüthe nimm deine Zuflucht, erdärm, es sind die Mühseligkeitskrämer.“

III, 30 f

„Alle Werke in mich hinein entlassend mit dem Herzen dem Selbst im Innern zugewandt, frei von Erwartungen, frei von Eigennutz, kämpfe deinen Kampf der heroischen Urarbe entronnen.“

„Die Menschen, welche dich von mir gelehrt habe, leitung immerdar befolgen im Glauben fest und ohne Untast, die werden auch befreit durch ihre Thaten.“

XII, 6 ff

„Die aber alle Werke in mich hinein entlassen, ganz mir hingegeben, mit einer Anjochung, die von allem andern frei ist, die mich in Verlebung ehren“,

„denen bin ich ein Entheber aus dem Meer des Todeskreislaufes. Nicht lange lasse ich auf mich warten, o Sohn der Priya, wenn sie ihr Herz wohnen lassen bei mir.“

„In mich laß deinen Sinn eingeben, in mich versenke dein Gemüth, dann wirst du von dem Augenblick an in mir wohnen ohne Zweifel.“

III, 17 ff.

„Far den Menschen aber, der am Selbst sich freut, am Selbstemüthe findet, im Selbstemüthe zufrieden lebt, für den gibt es kein Muß mehr des Tuns.“

„Er sucht keinen Zweck mehr weder im Tun, noch im Lassen. Und kein Wesen ist ihm Mittel mehr zur Zweckerreichung.“

„Daher wirst immerdar das Werk, das dir zu tun bestimmt ist, ohne Rang. Der Mensch, der ohne Rang das Werk wirkt, erreicht das Höchste.“

Von jetzt an wirkt die indo-arische Welt in immer machtvollerem Andrang in die indogermannische Welt des Westens herein. Goethe wird von dem indischen Drama mächtig ergriffen und von persischer Weisheit geheim angerührt. Sein



„West-Östlicher Divan“ ist keine Nachahmung des persischen Sufismus, sondern eine ursprüngliche Schöpfung aus der Tiefe, zu der jene Perser aber Pate gestanden haben. Auch hier zeigt sich wieder die erstaunliche Treffsicherheit. Selbst die dem Dichter der „Trunkenen Lieder“ im West-Östlichen Divan scheinbar so fernliegende Welt der altpersischen Religion erschließt sich der tiefverwandten Seele. Im Parsi Nameh, dem „Vermächtnis altpersischen Glaubens“, hat Goethe den Geist jener bodenständigen und lichtdurchdrungenen Religion gekennzeichnet:

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis  
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis  
Schwöret der Dienste rät' die Bewahrung,  
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände  
Dah' man ihn sogleich zur Sonne wende,  
Sauge Lech und Geist im Feuerbade,  
Guh'en wir es jeden Notgens Gnade.

Dem Lebendigen übergebt die Foten,  
Selbst die Tiere deckt mit Schutz und Boden,  
Und, so weit sich eure Kraft erstreckt,  
Was euch untreu dünkt, es sei bedeckt.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,  
Dah' die Sonne gern den Fleis' bescheine,  
Wenn ihr Bäume pflanzt so reiss'n Reihen,  
Denn sie laßt Geordnetes gedeihen.

Nach dem Wasser darf es in Kanälen  
Wie am Laule wie an Reine rehen,  
Wie euch Lenderud aus Vergewieren  
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,  
Sorgt, die Gräben tiefig auszustechen,  
Rohr und Birle, Reich und Salamander,  
Ungeheuer tilgt sie miteinander!

Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,  
Wird die Sonne gern durch Luste scheinen,  
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,  
Leben wuch, dem Leben Heil und Freuden.

Ihr, von Müß zu Mühe so geprengt  
Seid getrost, nun ist das All gereinigt,  
Und nun darf der Mensch als Priester wagen,  
Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig  
Heil ist Nacht und Glicker und geschmeidig.  
An des Herdes reichen Feuerkräften  
Reist das Rohe Tier- und Pflanzenarten.

Schleppt ihr Hohl herbei so rath mit Rönne,  
Denn ihr tragt den Namen indischer Ferne  
Düßet ihr Tumbak in ar ihr Rauch soagen  
Dieß wird als Ducht das Heilige fragen.  
Herbei ihr in jeder Lampe Brennen  
Fremd den Götzen haben nicht erkennen  
Soll euch nie ein Tumbak so werden,  
Gottes Thron am Morgen zu bestreuen.  
Da ist unser Paters Kaiserthron  
Uns und unser römischer Kaiser  
Und was nur am Tag des Jahres kommt  
Ist ein Stein um seine dort verkommen.  
Da dem Vier Wunderst entfallen  
Auf zum Varnand die Flügel schlagen  
Wie sie sagt, ihr fremd zu befragen  
Und den Thron ewig auch zu seuen.

Einer der großen Denker der neuen Epoche, Schopenhauer, schaffte aus demselben Grunde aus dem auch die indorischen Weisheitslehren entstanden sind seine Lebensphilosophie. Hier hat der im 19. Jahrhundert im Westen eintretende Pessimismus Platz genommen, der als reine Entzweiungsliebe zu dem alten Prinzip des deutschen Lebens noch außen auftritt und das Fragezeichen der Welt ins Licht rückt. Er hatte die Aufgabe, einen letzten Optimismus zu zerstören und zu einer tief in der Wirklichkeit gegründeten Lebensbeschreibung zu führen, die dann in Wagner sich auslöst und in Nietzsche zur Offenbarung kommt. Auch diese beiden sind von der ostindoeuropäischen Welt, mehr noch im Wesentlichen als im Wesentlichen, mitbestimmt worden. Das Versteht sich am besten. Wer dem alten Propheten Zarathustra in den Mund gelegt hat, hat tiefer Gründe als er selbst ahnte. Der Glaube des kämpfenden, mit harten Fäusten auf dieser Erde stehenden Menschen ist ja eben der Glaube Zarathustras gewesen, der dem Menschen von Abura Mazda her die Würde eines göttlichen Kämpfers um den Sieg des Lichtes und des Rechtes auf Erden verkündete. Das Nietzsche im Zarathustra den Gott tot sein läßt, ist ja nur ein Symbol dafür, daß nur die Gottlosigkeit der hinter Nietzsche liegenden christlichen Verzweiflung endlich die Götterdämmerung gekommen war. Daß aber aus diesem Zusammenbruch ein neuer Glaube sich erheben wurde, das war die große Sehnsucht und Hoffnung, die der neuen Zarathustra erschütterte, ehe er von der unabweisbaren Aufgabe die ihm geworden war, zerbrochen wurde. Dies ist urtümlich indoeuropäischer Geist, dem Leben echter Kampf war und Tapferkeit Gutes.

Eurer Feind soll ihr kühnen euren Krieg tollst ihr führen und für eure Gedank'n! Ist wenn euer Gedanke unterliegt, so soll eure Red' leichtest darüber noch Trümpf ruten!

Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen.

Euch rate ich nicht zur Arbeit sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Kriege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!

Man kann nur schweigen und stillstehen wenn man Pfeil und Bogen hat sonst schwängt und jankt man. Euer Friede sei ein Sieg!

Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch der gute Krieg ist es der jede Sache heiligt.

Der Krieg und der Mut haben mehr große Tugenden als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten.

„Was ist gut?“ fragt ihr. Tapfer sein ist gut.“

In gewaltigem Bogen spannt sich indogermanischer Geist über die Jahrtausende zu einem großen Lebensrhythmus, der diese Welt durchpflast als Eine Welt im Geachten zu jener andern, deren Gott die kaum in ihr errungene Macht wieder verlor.

Holderlin hat dieses große Weichchen visionär geschaut und gestaltet in seinem Hymnus „Germanien“.

Er fühlt die Schatten derer so acmeien sind,  
Die Ältesten, so die Erde unbeflechten  
Denn die da kommen sollen drängen uns,  
Und langer saßen von Göttern und Menschen  
Die heilige Saat nicht mehr in blauen Himmel.  
Schon grünet ja im Verdiehl rauherer Zeit  
Für sie ergossen das Feld bereitet ist die Gabe  
Zum Opfermahl und Tal und Ströme sind  
Westoiten um prophetische Berge  
Dah schauen man bis in den Orient  
Der Mann, und ihn von dort der Wandlungen viele bewegen.  
Vom Äther aber fällt  
Das treue Bild und Göttertrübe regnen  
Unzählbare von ihm, und es treu in innersten Haine,  
Und der Adler der vom Indus kommt,  
Und über des Parnassos  
Beschnitten Spiel fliehet, hoch über den  
Italios and frohe Beute sucht Opferbügel  
Dem Vater nicht wie sonst geküßter im Fluge  
Der Alte juchzend überschreitet er  
Zuletzt die Alpen und sieht die vielgearteten Länder

Die Priesterin die stolze Tochter Gottes  
Sie, die zu gern in fester Enklave schwebt,  
Sie sucht er, die offenen Lagers schaute  
Und wußte sie es nicht jenseit da ein Sturm  
Töddrohend über ihrem Haupt ertönte,  
Es ahnete das Kind ein Befreies,  
Und endlich ward ein Steuerrad weit im Himmel,  
Weil Eines groß an Glauben, wie sie selbst,

Die segnende, die Macht der Höhe sei,  
 Drum sandten sie den Boten, der sie schnell erkennend,  
 Denk! schmend so Dich, unzerbrechliche, muh  
 Ein ander Wort erprüfen, und ruft es laut  
 Der Jugendliche, nach Germania schauend  
 Du bist es auserwählt,  
 Alliebend, und ein schweres Glück  
 Bist du zu tragen siarl geworden <sup>14)</sup>.

9

Fast ein Jahrtausend lang hatte die Auseinander-  
 setzung zwischen germanisch-deutschem Geiste  
 und dem Christentum gedauert, bis es als Fremdreigion  
 ideell überwunden war. Ohne Frage hatte diese Religion aus  
 der Fremde außerordentlich tiefegehende Anstöße gebracht, die  
 von manchen willig aufgenommen wurden. Aber gegen ihre  
 fremde Wesensform war ein unerbittlicher Kampf geführt wor-  
 den. Und dieser Kampf endete mit einem Siege der ger-  
 manisch-deutschen Substanz. Alle Versuche, den Größten der  
 lektionscheidenden Epoche, Goethe, zum Christen zu stempeln,  
 müssen an seinen eigenen Worten und an seinem Werke scheitern.  
 Zwar hat er für die lebendige Religiosität in den heiligen Schrif-  
 ten der Christen durchaus einen offenen Sinn gehabt, wie das  
 für einen großen Deutschen selbstverständlich ist. Und von der  
 lebendigen Gewalt Jesu blieb er nicht unberührt. Aber keine  
 der großen „Wahrheiten“ des Christentums, die in den Zentral-  
 dogmen seiner Bekenntnisse zum Ausdruck kommen, haben im  
 Leben Goethes einen entscheidenden Einfluß gehabt. Was er ist  
 und lehrt, ist nichts anderes, als was die Seher und Kinder  
 indogermanischen Glaubens überall und immer gewesen sind und  
 gelehrt haben. Die Welt ist Gestaltwerdung des Gottes, und  
 überall da, wo der Mensch echt und ganz in der Welt steht, ist er  
 mit ihm unmittelbar verbunden. Versöhnung und Erlösung im  
 christlichen Sinne braucht es für diesen Menschen nicht. Er ist  
 versöhnt, weil er in seinem tiefsten Grunde mit dem ewigen  
 Grunde eins ist. Und diese Artatsache seines Seins entreiht ihn  
 aller Verdammnis und schafft „enen Mächten, die nur den immer  
 strebend sich Bemühenden erlösen, Eingang in sein Leben.

Selbst in den Bereich der christlichen Theologie bringt dieses  
 neue Leben ein. Der Schleiermacher der „Reden über die  
 Religion“ versucht das Christentum von seiner vorderasiatisch-  
 semitischen Form zu befreien und es aus germanisch-deutschem  
 Geist neu zu begründen. Und die auf ihn sich aufbauende l:be-  
 rale Theologie des 19 Jahrhunderts ist ganz in der Tiefe  
 und von innen gesehen nichts anderes als ein Versuch, das

Christentum zu germanisieren. Wir müssen dieser Theologie von Herzen dafür dankbar sein, daß sie durch ihre kritische Arbeit den Weg mitbereitet hat zu der späteren Verneinung aus fremder Form in weiten Kreisen des deutschen Volkes. Daß aber das Christentum nicht germanisiert werden kann, das ist das Schicksal dieser Theologie, besonders in der gegenwärtigen Situation, wo es gilt, von Grund auf ein Neues zu bauen. Sie ist aus dem großen Weichen als bedeutender Faktor ausgesch. eben. Heute kann nur noch eine klare Entscheidung für die Unmittelbarkeit und das eigenständige Recht germanisch-deutschen Aetens helfen.

Was in dem tausendjährigen Ringen mit dem Christentum von den Großen unseres Volkes erreicht worden war, die innerliche Überwindung des Christentums, war aber noch lange nicht Eigentum des Volkes. Der Sieg konnte sich deshalb auch nicht im Volksleben auswirken. Das Christentum blieb nach wie vor die Macht, die mit einer unerschütterten Selbstverständlichkeit den Anspruch erhob, die maßgebende religiöse Gewalt im Volks- und Staatsleben zu sein.

Es bedurfte daher einer tiefgreifenden und umfassenden Erziehung der deutschen Seele aus ihren bewußt ererbten Grundlagen, um das Volk für die Vortchaft der großen Runder deutschen Glaubens reif zu machen. Diese Erziehung brauchte mehr als ein Jahrhundert. Wir sehen mit eravimtem Staunen, wie um die Wende des 18. 19. Jahrhunderts, als die großen Durchbrüche zum deutschen Weien sich vorbereiteten, die deutsche Seele anfängt, sich auf sich selbst zu beinnen und mit Bewußtsein und Willen zu den Gründen des ewigen Weiens zurückzulehren.

Nach an diesem Wendepunkte ist wieder alheimess Schicksalwalten im Reiche der geistigen Verewannnen zu sehen. Die Welt des Nordens wird entdeckt. Die Edda wird wieder lebendig. Die Götter Germaniens machen auf Mit Klopstock bekennt zunächst eine stark romantisierende Hinwendung zu der religiösen Eigenwelt des Germanisch-Deutschen. Die deutsche Romantik im eigentlichen Sinne aber sucht in sich den Verur, Weadereiterin oder Randerin einer neuen Religion zu sein. Und Friedrich Schlegel redet von einer Epithens von Goethe und Fichte, die dazu berufen sei, diese Aufgabe zu erfüllen. Nichts Abstrismustreit ist ein Anzeichen dafür, daß die hebedordlichen, Wahrer der christlichen Tradition anknagen, zu wittern, daß hier Gefahr drohte für das Alte. Man sucht das Neue mit Gewalt zu kämpfen. Vergeblich! Schon beginnt auch in der Romantik die schärfste Kritik am Christentum. Und die Grundlagen des heutigen Kampfes gegen die Gefahr der christ-



lichen Einstellung zu Welt und Leben werden (schon jetzt z. B. von Georg Friedrich Daumer gekennzeichnet<sup>15)</sup>)

Wichtiger aber ist, daß nun die großen Begebenheiten einer neuen Lebensgestaltung von den schaffenden Tiefen der deutschen Seele neu entdeckt werden: der deutsche Raum, Volk und Vaterland, das deutsche Blut. Dabei halten jene erschütternden Ereignisse mit, die wir als die Napoleonischen Kriege und den Zusammenbruch des Friderizianischen Staates zu bezeichnen pflegen. Eng fügen sich immer wieder geschichtliches Schicksal und Bewegungen im Reiche des Geistes und des Glaubens zusammen. In erster Linie sind es ja Schiller und mit ihm die deutschen Romantiker gewesen, die das heilige Werden deutschen Raumes erpurt und verkündigt haben. Und zwar nicht aus irgendeiner geisthaften Programmatik heraus, sondern aus der unmittelbar zeugenden Erfahrung des Raumes selber.

Turnvater Jahn ist wohl der erste gewesen, der die Bedeutung reinen Blutes erkannte und vertrat. Von ihm geben durch das ganze 19. Jahrhundert die Anstöße aus zur Reinhaltung deutschen Blutes, besonders über die Vürschenschaften. Dem dunklen Drange, der sich „des rechten Weges wohl bewußt“ war, kam dann endlich in der heutigen Rassenkunde die klare, vom deutschen Geiste geforderte wissenschaftliche Erkenntnis zu Hilfe. Damit ist Jahns Ahnung in den bewußten Willen des Volkes eingedrungen. Das Wissen um die Bedeutung des Blutes für Volk und Glauben strahlte mächtig den Willen zum Erbeigenen, in dem die reinigenden und belebenden Wasser der Seele strömen.

Vaterland, Volk und Staat sind seit Friedrich dem Großen Gegenstände höchster sittlicher Verpflichtung. In Schiller, Körner, Hölderlin, Arndt und vielen andern werden sie zu Gegebenheiten letzter Vürlichkeit. Religiöse Ehrfurcht vor diesen Gegebenheiten verbindet sich mit sittlicher Verpflichtung zu schicksalmenigsterndem Glauben<sup>16)</sup>. Schillers „Wilhelm Tell“ ist mehr als ein Drama, das den Kampf um Freiheit preist. Es ist ein religiöses Bekenntnis zum angestammten Blute, zum gottgegebenen Raum. Und aus Körners Lied an den Lenker der Schlachten strömt uns religiöse Inbrunst, Glauben an den Kampf um das Erbgut der Vater, den nichts Geringeres besiegen kann als Blut und Tod im Dienste des Volkes, das Gottes Gebot und Aufgabe ist.

Frish auf mein Volk! Die Flammengzeichen rauchen,  
hell aus dem Norden bricht der Freiheits Licht.  
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,

Früh auf, mein Boll! Die Flammenzeichen rauchen,  
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!  
Das höchste Heil das leide, liegt im Schwerte!  
Drück' die den Speer ins treue Herz hinein  
Der Freiheit eine Kasse! — Wack' die Erde,  
Dein deutsches Land, mit deinem Saate rein! 1)

In seiner „Hermannschlacht“ hebt Heinrich von Kleist in glühender Vaterlandsliebe den germanischen Helden flammend aus dem Dunkel der Geschichte. Der Geist Germaniens erwacht. Ein unterdrücktes Volk beschwört nicht fremde Götter, sondern die Heldengeister seiner eigenen Vorzeit. Das deutsche Volk findet in seinem entbrannten Gemüte zurück zu den Kraftquellen seiner Urgeschichte. So schließt Kleist sein Drama mit den tief symbolischen Worten.

Ihr aber kommt ihr bessern Lobne Leute,  
Und laßt im Hain der uralten Eichen,  
Nobis nur das Reichent des Sieges uns danken, ..  
Um dann nach Rom selbst mutig aufzubrechen!

Hier erscheint nun auch wieder zum ersten Male seit mehr als einem Jahrtausend deutlich erkennbar der alte nordische Schicksalsglaube, der dann in dem andern großen deutschen Dramatiker ausgeprägt heldischer Artung, in Hebbel, zu tragischer Größe aufwächst.

Inzwischen hatte die deutsche Forschung die Quellbrunnen der deutschen Seele auch wissenschaftlich erschlossen. Jakob Grimm, der die alten deutschen Märchen sammelte und in seiner Deutschen Mythologie den ersten tiefergründigen und wissenschaftlich gesicherten Versuch machte, das germanische Welttum umfassend darzustellen, schrieb alle seine Werke mit dem Herzblut eines deutschen Mannes. Nicht die wissenschaftliche Forschung ist hier das Entscheidende, so bedeutend sie war, sondern die glühende Liebe, die alles, verlorenes Gut dem Schutt der Vergangenheit entrückte und als gestaltende Lebenskraft in das deutsche Wesen einfuhrte. Die germanisch-deutsche Seele schuf sich in diesem Forscher, der zugleich Seher und Kämpfer deutschen Glaubens war, ein Organ zu unmittelbarer nachhaltigster Wirkung. Was ist Offenbarung? Erwa nur dies, daß ein Gott in Prophetenworten sich donnernb ankündigt? Ist nicht auch dies Offenbarung und unserm Wesen die gemahere, wenn ein Mann ergriffenen Gemütes in der Form strenger Wissenschaft seinem Volke die Gaben uralten Welttums darbietet?

Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstehenden Germanisten, die bewußt germanisch-deutsche Gläubigkeit pflegen wollten, wie auch die weiteren Germanisierungsversuche

des Christentums etwa in Laagard und Arthur Bonus sind Anzeichen einer sich sammelnden Gemeinde von bewußt Deutschaläubiern. Aber es mußten große Bewegungen und Schicksalsereignisse das deutsche Volk zuerst auslockern ehe die ausgereiften Samen im ganzen deutschen Volke keimen und zum autonomen Ernste durchzupflanzen konnten.

Die deutsche Jugendbewegung war ein zusammenfassender Ausbruch aus deutscher Substanz, in dem sich alle Antriebe des 19. Jahrhunderts stark gefühlsbetont, aber deshalb umso auflockernder zusammenschlossen. Deutsches Volk und deutscher Raum, Mut und Boden wurden zuerst erwandert und erlangt, ehe der große volksbiologische Ausbruch kommen konnte, der dann zur Deutschen Revolution und zu dem gewaltigen politischen Willen führte der das neue Reich gestalten soll.

Der Weltkrieg von außen geüben eine furchtbare Verminderung der heilen Volkswelt und ein Zusammenbruch gemeinsamen deutschen Willens machte schließlich durch die Niederlage hindurch die letzten Gründe der deutschen Seele aufwuhlen, die in unerlöschter Geburtstraft den neuen Menschen aebart, dem Schicksal und Kampf ewiges Gehör und göttlicher Auftrag ist, der aber weil er selbst Kampfer im ganzen Sinne ist jedem echten Menschen, wohin er auch gehöre, und jedem schaffenden Volk sein göttliches Recht zugestekt und so zur Weltgestaltung in einem starken Frieden bereit ist.

Mit dem Weltkrieg und der Deutschen Revolution hat der deutsche Mensch in seinem Glauben eine elementare Gegenwartswendung gemacht Gerade durch das Schwerste hindurch hat er den Durchbruch gewonnen zum Vertrauen in das unmittelbare Reich, kam ihm Schaa der Gottgegerwart in dem, was ihm im Leben entgegentritt. Durch diese Gegenwartswendung beibringt er die Gefahr des relativen Nihilismus auch in den Bereichen Deutschen Glaubens. Nicht zurückwendend ist sein Blick. Ertrenn saßt er das im jenseitigen Augenblick Begehene ins Auge, ihm dienend lebt er letzter Verantwortlichkeit. Aber er lebt und kämpft in dieser Haltung darum so sicher und zukunftstreb weil er sich verankert weiß im Mutterboden der aronen Geschichte seines eigenen Volkes und der gesamten indoeuropäischen Welt. Ob er je ein Nach aus jenen alten Zeiten wagt, ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß seiner Seele Tritten offen sind nach jenen Gründen und daß die Geister hoher Aonen des Kampfes und der Schau in jenen Gründen walten, aus denen er lebt und streitet.

Die Entstehung der Deutschen Glaubensbewegung an den denkwürdigen Orten deutscher Geschichte, Eisenach und

Satz, ist ein Geschehnis, das mit innerer Gelassenheit sich aus allem Vorausgegangenen ergab. Einmal mußte ein Zeichen aufgerichtet werden zur Sammlung all derer, die wissen, daß der Kampf zwischen den beiden Welten, der vorderasiatisch-semitischen und der indogermanischen Glaubenswelt, unausweichlich ist.

## 10

Die kurze Skizze der Geschichte dieser Auseinandersetzung hat deutlich genug gemacht, daß diese Neuentstehung nichts anderes ist als das Zeichen einer neuen Phase dieses Kampfes. Er beginnt allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen als jener unbewußte Aufstand des Nordens gegen die religiöse Überfremdung in Meistert Eckhart. Damals herrschte jenes Christentum durch sein hierarchisches System äußerlich im germanisch-deutschen Raume, und niemand konnte wagen, diese Herrschaft in Frage zu stellen. Heute aber geht es um die Frage, wer den Sieg behalten soll. Christentum oder Deutscher Glaube.

Werfen wir noch einmal einen kurzen Blick zurück auf die Geschichte: Die Germanen sitzen in dem ihnen zum Schicksal gewordenen Raum seit etwa fünf Jahrtausenden. Sie kommen her von jener ersten Hochblüte indogermanischer Religiosität, für die der lichte Himmelsgott und Herrscher der Himmlichen und Irdischen das herrliche Symbol war. Sie erleben eine zweite große Blütezeit etwa von 2000 vor Christus ab in der älteren und jüngeren Bronzezeit, deren bruchstückhafte Zeugnisse heute durch ein hochwaltendes Schicksal dem schweigenden Boden entrissen werden. Diese Germanen waren es, die dann dem Aufsturm des Südens in der Form des römischen Imperiums ein Bollwerk entgegensetzten und damit die Eigenständigkeit des germanischen Raumes für die Seele eines kommenden Volkes retteten. Und wiederum nach tausend Jahren erstehen neue große Gestaltungen politischer und geistiger Art. Die Wikingerezüge, die Edda, die verlorenen Heldenlieder des südgermanischen Raumes, der Anfang des russischen Reiches durch die Normannen, der Beginn des britischen Imperiums, ja selbst der durch die fremdweltliche Kirchenpolitik mahlungene Versuch des Reiches Karls des Großen sind Ausdruck dieser neuen großen Epoche germanischer Lebenskraft.

Dann bricht das Christentum ein und übt auf kurze Zeit die Herrschaft aus. Aber in schwerem Ringen wird es im Laufe von tausend Jahren innerlich überwunden und steht heute im Kampfe um sein Recht die selbstverständlich normative Macht im deutschen Volke und Staate zu sein, das einst niemand zu

bestreiten wagte. Zwar erhebt das Christentum auch heute noch diesen Anspruch, statt sich mit dem ihm allein zustehenden, Vermehnde Jesu zu sein und als solche zu wirken, zu beiseiden. Aber dieser Anspruch ist erschüttert, weil das Christentum innerlich von der religiös schöpferischen Substanz der deutschen Seele überwunden ist und weil das deutsche Volk, weithin dem Christentum entfremdet, keinen Halt mehr in ihm findet und deshalb nach einem deutschen Glauben sucht.

So ist es deutlich geworden, daß die Herrschaft des Christentums im germanisch-deutschen Raume als normative Macht auf das Ganze der Geschichte gesehen nichts war als eine Episode von tausend Jahren, die nun zu Ende geht.





## Erstes Kapitel

# Rasse und Volk als Grundwerte Deutschen Glaubens

Das Blut ist heilig. In ihm ruht das zeugende Geheimnis der Familien, der Stämme und Völker seit uralter. Woher stammt dieses wunderbare Leben? Ist es nicht Schöpfung aus dem schaffenden Willen der Gottheit, heraufglossen aus dem ewigen Grunde, der in ihm wirkend gegenwärtig ist?

Und in ihm ruht das Wollen und Schaffen der Ahnen. Die Reime, aus denen wir wuchsen, sind in ihnen lebendig gewesen. Was sie erstrebt und errungen, ist eingelassen in jenes Urgegebene. Erben sind wir ihres Lebendigen. In uns selbst tragen wir sie. Auch der Raum, in dem sie kämpften und litten, siegten und starben, hat mitgewirkt an der Gestaltkraft, die aus ihnen kommt und die uns im Blute durchwallt. So leben wir in ihm, er lebt in uns. Und innig verbindet sich der Faden des Blutes eines Geschlechtes mit jenen tausend andern in einem Volke, die dasselbe Schicksal gesponnen. Das Herz des Volkes ist Blutsverbundenheit.

Heilige Schauer ergreifen uns bei dieser Betrachtung, eine tiefe Ehrfurcht zwingt uns, die Ahnen in uns zu ehren, sie, die gegenwärtig sind, uns zu lenken und zu richten. Eine strenge Liebe bindet uns an jene lange Reihe derer, denen wir durch Blut verbunden sind, das von Geschlecht zu Geschlecht zu neuem Leben erstömte.

Im Blute ruht des Geistes Wurzel. Ein göttliches Muß lebt in ihm, das den Menschen formt zu schicksalbestimmtem Sein. Sein Leib baut sich aus ihm auf nach stillwirkenden Gesetzen. Und in seinem Leibe die Art seines Wesens. Wohl schafft den Körper der Geist, aber er hüllt sich ein in das Geheimnis des Blutes, das ruht von Geschlecht zu Geschlecht und der Menschen geistiges Wesen bestimmt.

So ist Blut eine schicksalsschwere Forderung, vor der wir in Ehrfurcht stehen im Bewußtsein des Wortes „So mußt du sein, dir kannst du nicht entziehen.“

Wir wollen uns auch nicht entziehen. Wir lieben unseres Blutes Schicksal mit ganzem Herzen. Wir nehmen es an als Gabe und Aufgabe, mit seinem Licht und seinem Dunkel, aus des Ewigen Hand. Es ist sein Geschick, und darum ist es unentrinnbar. In dieser Unentrinnbarkeit offenbart sich uns göttliche Natur. Wir sind bereit, unseres Blutes Schicksal zu leben im Glauben, daß uns hier der Wille eines Gottes leibhaftig zuteil geworden ist. Wir lieben diesen Willen und wir ehren unser Blut, denn heilig zu halten ist die Gabe der Gottheit.

Seit uralters hat die indogermanische Seele die Heiligkeit des Blutes geahnt. Als einst die Arier im 3. Jahrtausend vor Christus in Nordindien einwanderten, stießen sie auf eine Bevölkerung fremder Rasse. Im Streben, ihr angestammtes Bluterbe zu wahren, schlossen sie sich gegen jenes andere Blut ab und umgaben das eigene mit strengen Gesetzen. Die „weiße Haut“ sollte sich reinhalten gegenüber der „schwarzen“. Der *arya* sollte sich nicht mischen mit dem Nicht-*arya*. In stolzer Verantwortung brauchte man dies Wort, das zurückgeht auf eine Wurzel *ar*, die bedeutet „leuchten, energisch, kräftig sein“. Im leuchtend Voranströmenden sah man den Kameraden, den Genossen des Blutes und des Geistes. So bekam das Wort bald die Bedeutung „der Edle“ oder „der Edelmann“. Im Bluterbe sah man die Grundlage dieses Adels. Darum wurde *varṇa*, „Farbe“, die den einwandernden Arier am deutlichsten von den andersstämmigen Bewohnern Altindiens abhob, das Symbolwort für arische Gemeinschaft. Durch Jahrhunderte hindurch wurde dieses Blut gelehrt, und in diesen Zeiten entstanden die großen Schöpfungen des indogermanischen Geistes, die uns so tief verwandt berühren. Selbst in der verhältnismäßig spät im Bereich des kriegerischen Adels entstandenen Bhagavadgita ist das Gefühl für die Bedeutung des guten Blutes noch durchaus lebendig. Der Krieger Arjuna, in die Tragik eines Bruderkampfes verwickelt, schildert die unheilvolle Wirkung des Verfalls der Sippenordnung:

Wenn auch jene auf der andern Seite, von der Habnacht des kranken Geistes beraubt, nicht erkennen, welcher Schaden entsteht durch den Verfall der Sippe, noch das Unheil, das im Fremdenstruge lauert, warum sollten wir nicht einen Weg erschauen, von dieser Schuld uns freizubalten, die wir den Schaden klar erkennen, der folgt aus dem Verfall der Sippe.

Verfällt die Sippe, so gehen die uralten Sippenordnungen zugrunde. Sind diese Ordnungen zerstört, so wird die ganze Sippe von Gesetzlosigkeit überwältigt.

Wo aber die Gefeglosigkeit herrscht, o Krishna, da werden die Weiber der Sippe schlecht. Und sind die Weiber schlecht, o Spröß des Brishna, so wird das gute Blut vermischt mit niedrigem <sup>1)</sup>.

So sind auch die nordischen Sagen und die Edda durchdrungen von der Bedeutung des Blutzusammenhanges für ein gestaltkräftiges Leben und Wirken. Wenn dort die Sippe als tragende und schützende Macht in den Mittelpunkt der tieferen Betrachtung rückt, so steht durchaus im Hintergrunde das Wissen oder die Ahnung davon, daß in der Treue zum angestammten Blute der Wille der Götter erfüllt wird. Bis hinein in das Mittelalter bleibt diese Haltung wirksam, bis dann ihre Grundlage von dem in dieser Frage ganz anders gerichteten Christentum zerstört wurde <sup>2)</sup>.

Die rassistische Instinktslosigkeit hat sich dann in unserem Volk in einer geradezu unheilvollen Weise breitgemacht, und zwar bis hinunter zu den Schichten, die man um ihrer Bodennähe willen am ehesten noch glaubte als Träger eines gesunden Instinktes ansprechen zu dürfen, zu den Bauern. Wer aus dem Dorfe stammt und dort durch Jahre oder Jahrzehnte hindurch beobachtet konnte, wonach der Bauer z. B. sein Weib wählt, d. h. wonach von den Eltern das Weib für den jungen Bauern gewählt wird, der mußte mit Erschütterung erleben, daß zwar auf alles bei Verlobung und Heirat gesehen wurde, nur nicht auf das gute Blut. Ganze Bauerngeschlechter sind auf diese Weise im Laufe von einigen Generationen heruntergelommen. Es gibt eine volkstümliche Ballade, die mich schon in meiner Jugend aus tiefster Erschütterung und die ein Beispiel dieser Instinktslosigkeit abt. Es ist die Ballade von jener Magd, die der Bauernsohn liebte, wie sie ihn, und die der Vater nicht heiraten lassen wollte, weil sie nur Magd war. Endlich willigte er ein unter der Bedingung, daß sie ein großes Kleefeld innerhalb einer unmoalich kurzen Zeit allein abmahen sollte. Die Magd geht auf diese Bedingung ein und mähst und mähst und vollendet die Arbeit in drei Tagen und drei Nächten. Was für eine Substanz an Kraft und Begeisterung muß in diesem Wesen lebendig gewesen sein, daß sie einer solchen Leistung fähig war. Welch herrliches Geschlecht hätte aus ihr geboren werden können. Man sollte meinen, der Bauer hätte, ergriffen von diesem Beweis von Leibes- und Seelenkraft, nun mit Freuden ja gesagt. Aber sein Instinkt für echtes Wesen bleibt stumm. Er erklärt, es sei ja alles nur ein Scherz gewesen. Da bricht das Mädchen tot zusammen.

Sobald jedoch der deutsche Geist sich der Umklammerung des Christentums wieder entwunden hatte und zu sich selbst kam, entdeckte er auch wieder jenes uralte Wissen um die bestimmende

Macht der Geburt d. h. des Blutes. In seinem mystischen Lied „Der Rhein“, in dem der Dichtersohn Hölderlin aus des Stromes Schicksal eines Volkes Schicksal erbaut, versteht er diesem Wissen tiefinnigen Ausdruck:

Ein Rätsel ist Reimentsprungens Auch  
Der Gesang laum hat es enthalten. Denn  
Wie du anmichst wirst du bleiben,  
So viel auch wärst die Not  
Und die Zucht, das meiste nämlich  
Vermag die Geburt,  
Und der Lichtstrahl, der  
Dem Neugeborenen begegnet.

Goethe meint in astrologischen Symbolen im Grunde dasselbe wenn er den „Salomon“, das ist das innerlebenliche Schicksal des Menschen in seinen orphischen Urworten so befinat.

Wie an dem Tag der dich der Welt verliehen  
Die Sonne stand um Kreise der Planeten,  
Wie an dem Tag der dich der Welt verliehen  
Nach dem Meeres, manach du ansetzten  
So nimm du von der Lande du nicht entziehen  
So lauten schon Tollen in Propheten  
Und laute fort und laute Nacht verachtet  
Gepraegte vorm die lebend ich entwidelt

und wenn er dazu in seiner Erklärung sagt:

Der Bezug der Überschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die notwendige bei der Weltart unmittelbar ausgesprochene begabte Individualität der Person das Charakteristische wodurch das eine von jedem andern bei noch so großer Ähnlichkeit unterkheidet. Diese Bestimmung schreib man dem ewig lebenden Wesen in und es lehren sich die unendlich mannichgen Beweisen und Erscheinungen der Sinnenwelt unter sich selbst und zu der Erde gar schicklich mit den mannichfaltigen Anwesenheiten der Geburten in beynahe steten. Hieron sollte man auch das künftige Schicksal des Menschen ausgeben und man möchte, wenn erste jugendend gar wohl, verstehen daß angehörige Rasse und Eigenheit, mehr als alles übrige des Menschen Schicksal bestimme.

Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Betonung aus. Das noch so manchen Einzelne kann, als ein und dasselbe gar wohl verstanden werden wenn man Rasse zusammenfaßt, nicht verliert man noch was verloren werden kann durch Generativen hindurch. Goethe betont zwar hier das Individuum, aber das selbe gilt von dem Ganzen zu dem ein Individuum nach seiner Erbanlage gehört die Familie die Sippe das Volk.

Daß mit diesem Wissen um das Blutschicksal nicht ein Fatalismus verknüpft ist, ist innerhalb der indogermanischen und vornehmlich der germanisch-deutschen Welt selbstverständlich. Denn überall in dieser Welt wird das Schicksal nicht nur als Notwendigkeit sondern auch als Aufgabe gefaßt, an der mitgestaltet werden muß. Das zeigen Goethes

weitere epische Urworte deutlich genug. Schicksal und Freiheit, Vorbestimmung und eigene Gestaltung, sind für den Glauben in diesem Bereich unbedingt zusammengehörige Wirklichkeiten, deren leuchtende Verknüpfung zwar auf Schwierigkeiten stößt, deren letzt-  
hiniges Einssein aber durch das Eine Vermittlende, in das der Mensch in seinem tiefsten Grunde eingewurzelt ist, verbürgt wird.

Große geschichtliche Ereignisse sind es gewesen, die im deutschen Volke zum ganz besonderen Anlaß wurden, die Werte des Mutes und des Volkes neu zu entdecken. Der Grund liegt wohl darin, daß durch solche Ereignisse die Urkräften der Volkseele angereizt werden, so daß aus ihnen die uralten in der Anlage liegenden Forderungen aufstehen können. Ferner werden die Werte traditioneller Philosophie und Religion sowie die Werte der landläufigen Moral und die selbstverständlichen Ideale, die während einer bestimmten Epoche über einem Volk standen, zertrümmert in einem solchen elementaren Geschehen. Ob ein Volk sich dann aus einem solchen Zusammenbruch überhaupt wieder erhebt, hängt davon ab, daß es genügend rasche Anpassung in sich trägt, die aus sich umstände ist, neue Werte und neue Ideale zu schaffen. Ein Volk wird so-  
zu sagen zuruckgedrängt in einem solchen Geschehen auf seine Ursprungslage. Was ihm innewohnt dann ein neues Volks- und Rassegefühl empor. Vielleicht darf auch noch dies hinzugefügt werden. Mitten im Kriege und in der furchtbarsten Schwachheit halt schließlich nur eines noch stand, das Volk im tiefsten Sinne gefaßt, die tragende Urkraft des Lebens, die den Helden macht, der in der augenblicklichen Pflichterfüllung auf- und untergeht. So wird der Mensch, wenn ihm alles wankt, hineingeworfen in sein letztes, letztlich geistiges Gewerbe. Alle diese Erfahrungen zusammen lassen dann Volk und Rasse wieder als zentral stehenden Grund erkennen. Es ist nicht nötig, daß diese Erfahrungen klar im Bewusstsein anerkannt werden. Sie sind Wirklichkeiten, die unmittelbar neue Antriebe hervorbringen und Zielrichtungen schaffen. So ist gerade nach dem Preussisch-polnischen Kriege, als das deutsche Volk für immer zerstückt schien, sehr bald die Idee entzückt von der Volksermächtigung als einer schattenden Macht des Ganzen. Zwar hat Luther schon eine Abnung von der inneren Gewalt des deutschen Volkes gehabt, aber erst tritt im Schatten der Dichter diese Wirklichkeit mahnend und weagewend in den Vordergrund, bis sie dann in Friedrich dem Großen klare, geistigshildende Kraft gewinnt.

Als der deutsche Geist um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts seine uralten Gestaltungen schuf, nahm seine Entwicklung auch die Richtung ins Menschheitliche. Keine deutsche



Philosophie und große Dichtung vermaa an der Wirklichkeit des Allmenschlichen vorbeizugehen. Aber der Verfall des Kosmopolitismus wirkte entsetzen, abgesehen davon daß der deutsche Geist selbst durch seine polare Struktur die Gefahr mitterte und zu beschwören versuchte, das neue geschichtliche Schicksal der napoleonischen Kriege. Von jetzt an sind Blut, Volk und Vaterland in allen deutschbewogenen Kreisen durch das 19. Jahrhundert hindurch die maßgebenden Wirklichkeiten.

Da setzte aber gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts eine Welle internationaler Verschwörung ein die nicht einfach inermittelt werden darf mit jenem Streben der deutschen Seele nach dem Allmenschlichen, obwohl auch dieses nicht ganz fehlte, sondern die ihren Grund vornehmlich in dem Verlust des Bewusstseins von Blut und Volkswert hatte. Da war es wiederum ein furchtbares geschichtliches Schicksal, das die metaphysische Bedeutung von Blut, Meimat und Volk dem neuen Geschlechte aufzwang, daß es eraritten von der Erkenntnis unabwehrlicher Gefahr nur alles schamend Lebendige mit einer Inbrunst sondergleichen sich dem Glauben an jene Werte hingab, der Weltkrieg.

Das schaffende Geheimnis des vererbten Blutes gestolte sich im Laufe von Jahrtausenden und unter dem Verlust bestimmter Räume in der Karte. Es gibt wohl heute keinen, der nicht sich mit dieser Frage ernstlich befaßt hat der behaupten wurde, daß Rasse nur eine Fiktion sei. Vor darf nicht verlesen werden, daß die Rassenlehre keine Wissenschaft ist, wie die Mathematik, bei der die Dinge so klar bewiesen werden könnten, wie in einer arithmetischen Aufgabe. Sie ist zwar exakte Wissenschaft insofern, als sie versucht, die grundlegenden Geschehnissen, auf deren sie ihre Errachtungen aufbaut, so gewissenhaft als möglich zu erforschen. Aber ihre Resultate beruben mehr auf einer intuitiven Zusammenfassung als auf bloßen Schlußfolgerungen. Es gehört zu dieser Forschung eine innere Erfahrung der Urteilskraft, die mit dem Geschehnisse eng verwandt ist. Eine solche Wissenschaft kann nichts mehr tun als Richtung weisen, in der die Wahrheit die immer noch nicht ganz entdeckt wurde zu suchen ist. Dies ist übriens die Art der Wissenschaft überall da, wo es sich um geisteswissenschaftliche Forschung handelt, d. h. wo man versucht, die innere Gestalt eines Wesens, eines Volkes, einer Kultur zu entdecken. Und doch wäre der Vorwurf falsch, daß es sich hier nur um subjektive Konstruktionen, um eigenwillige Entwürfe handelt. So wie es auch hier noch fragwürdig sein mag, so oft auch übereilte Folgerungen versucht werden daß vom gewissenhaften Rassenforscher ein Stud. Wahrheit

entdeckt ist, das uns vorwärts hilft auf dem Wege zur Erfassung der Wirklichkeit und zur Gestaltung eines wahrhaftigen und echten Lebens, ist unsere Überzeugung. Allerdings kann eine solche Wissenschaft nur gedeihen, wenn sie getragen ist von einer Gemeinschaft, in der unbedingtes Vertrauen vorhanden ist in die gegenseitige Wahrhaftigkeit. Eine solche Wissenschaft ist ein stetes Ringen nicht nur um die Tatsache, sondern auch um deren Schau, die von verschiedener Seite her versucht werden muß. Nur in diesem Ringen kann eine solche Wissenschaft in einem Volke Fuß fassen und zur Wirkung kommen. Es wäre ein großer Schaden für unser ganzes Volk, wenn am Streite um Recht und Unrecht der Rassenforschung ihr Richtiges nicht zur Wirkung käme. Denn es handelt sich hier nicht nur um Theorie, sondern um Forderungen der Lebensgestaltung. Es ist von höchster Wichtigkeit für ein Volk, welches rassische Bild es als das maßgebende in sich trägt.

Dabei ist von vornherein zu beachten, daß Rasse zwar in ihrem Wesenskern ein klar genaues Bestimmtes ist, daß sie aber nicht unbedingt abgegrenzt ist gegen jede andere. Bei denen, die mehr oberflächlich der gerade herrschenden Mode folgen, als daß sie sich mit den Fragen gründlich und eigenlebig auseinanderlegen, klingt es oft so, als ob die verschiedenen Rassen so völlig voneinander geschieden waren, daß sie nichts Gemeinsames besäßen. Diese Sicht ist sicherlich falsch. Zunächst darf nicht vergessen werden, daß in jedem Menschen rassische Urelemente schlummern aus einer Zeit, als die Rasse, der er angehört, noch einbettet war in die früheren Formen der Menschheit. Denn Rasse ist nicht fertig aus dem Boden gesprungen oder vom Himmel gefallen. Sie ist geworden in Jahrtausenden und Jahrzehntausenden. Aber nichts ist ganz verloren, womit sie einst verwurzelt war. Tief in den unbewußten Gründen des Blutes schlummern jene Urelemente und werden besonders in Zeiten schwerer biologischer und seelischer Erschütterungen auf. Hier sind die biologisch-seelischen Anknüpfungspunkte durch die oft uns völlig Unbegreifliches aus einer andern Rasse und Kultursphäre ein Volk ergreift.

Wir haben schon früher hingewiesen auf die seltsame Erscheinung nach dem Krieg, daß eine Negerkultur mit Jazz und Tango wie eine Welle unser Volk, ja ganz Europa überschwemmte. Bis hinein in die fernsten Dörfer des Schwarzwaldes und der Heide wurde durch das Radio dieses fremde Wesen getragen. Und seltsam, ja erschütternd: Millionen regten sich nach diesem Rhythmus, und jene Armatonmelodien schwirrten durch die aufgeregten Seelen, als wären es Klänge der Heimat \*).

Auch darf die vorgeschichtliche Verwandtschaft der Rassen, die in unserem Volk heute maßgebend sind, nicht vergessen werden. Die dinarische Rasse ist der vorderasiatischen verwandt, die westische der orientalischen. Und selbst die nordische ist aus Wurzeln erwachsen, aus denen Rassen wurden, die ihr heute sehr entgegensetzt sind. Viele uns fast unbekannte Erscheinungen des Mittelalters und der Neuzeit, wie die Freude an der Moncherei, die Züge der Gervilbruder und die Inbrunst, mit der nicht selten gerade auch die vorderasiatisch-semitischen Züge des Christentums im deutschen Volke ergriffen und gelebt worden sind, finden in dieser vorgeschichtlichen Verwandtschaft ihre Erklärung. Das rassistische Geschehen ist ein geheim Verwickeltes, und es wäre Torheit, wollte man diese oft geradezu unbemerkliche rassistische Verschlingung übersehen. Auch die Rassenmischung in unserem Volk ist eine Tatsache, die für seinen Glauben von Bedeutung ist. Es ist wohl nicht zutunna, daß der katholische Süden und das Rheinland weithin dinarisch und westisch bestimmt sind, während der protestantische Norden überwiegend nordisch oder skandisch ist. Und der ostliche Einschlag mit seiner Meinung, aus dem Unbewußten sich bestimmen zu lassen, wirkt machtvoll überall in der deutschen Geschichte. Vielleicht ist eine glückhafte Mischung verschiedener Elemente, wie wir sie in Goethe finden, die Vorbedingung für ein umfassendes und tiefgründiges deutsches Erfahren und Gestalten.

Noch scheint die deutsche Geschichte zu zeigen, daß eine solche Gestaltung nur geschehen kann unter dem vorherrschenden Einfluß der Rasse, die durch geheime Wahlverwandtschaft sich unserem Volk immer wieder bewußt oder unbewußt als Idealbild aufdrängt, nämlich der nordischen Rasse. Wo Ideale entstehen, die die Besten unseres Volkes begeistern, wo Antriebe und Haltungen wirksam sind, die den Echtesten schaffend aus Herd greifen, da sind es die Züge der nordischen Rasse, die uns fordernd entgegentreten. Wie viel nordisches Blut in Prozenten im deutschen Volke lebt, ist nicht das Entscheidende. Entscheidend ist, ob der nordische Mensch im letzten Grunde als das fordernde Bild im Herzen der schaffenden Substanz des deutschen Volkes lebt. Des aber scheint uns die deutsche Geschichte, vor allem die Geistesgeschichte des deutschen Volkes zu beweisen: Irgendwie verknüpft sich alles Beste und Höchste, das wir erkennen und erstreben, mit dem Bild der nordischen Menschennart. Um dieses Menschenbild gruppiert sich die höchste Kraft, aus ihm gebiert sich jede neue große Epoche des deutschen Lebens. Deutscher Glaube ist nordischer Glaube im tiefsten, im umfassendsten

Sinne. Auch die gesamtindogermanische Geschichte zeigt, daß überall da, wo im indogermanischen Raume Großes und Dauern- des entstand, sich dieses mit der nordischen Art als der bestimm- menden verknüpfte. Viele andere Ein schläge spielten mit, um das Größte und Vollendetste zu schaffen im indogermanischen Raume, aber bestimmend war und ist dies eine. Denn nor- dische Art ist das göttliche Schicksal des Indogermanentums von jeher gewesen und wird es bleiben. Dieser göttliche Ge- staltwille, der nie ganz Wirklichkeit ist, der immer Sehnsucht und Ziel bleibt, ist das „Soll“ einer Rasse.

Indem wir dieses Soll zu erspüren suchen, um es in unserem Leben darzustellen, erfüllen wir die Forderung letzter Wirklich- keit. Denn in diesem Soll ist der Gott uns gegen- wärtig. Nicht was ist, ist das Entscheidende, denn was ist, ist immer untermischt mit Vorläufigem und Fragwürdigem. Das geheime göttliche Muß wird hundertfach abgeboogen durch Arm- seligkeit und Eigenmacht. Aber was in uns ruft mit unerbittlicher Stimme, daß wir's hören und erfüllen, das ist die Stimme des Gottes, den wir liebend, ringend und gestaltend erleben. Dieses Soll der Rasse ist ein tiefverborgener rosischer Zielwille, der ein Bild will, ein gottgewolltes, der Gestalt werden will im Dasein, gottbestimmte Gestalt.

So ist die Liebe zur Rasse und die Ehrfurcht vor ihr nicht eine Ursache zu Dunkel und Überhebung gegenüber andern, sondern eine heilige Verpflichtung, eine schwere Verantwortung. Denn von uns hängt es ab, ob jener Zielwille erpürt und ob seiner Forderung Genuge getan wird. Der Kleine und Armselige, der Enge und Eigenmachtige ist in seiner Seele Grund nicht geschickt, diesen Zielwillen zu erfassen. Er wird ihn immer vermischen mit seiner Armseligkeit und E gen- sucht und wird ein Zerrbild schaffen jenes Bildes, das der Gott so groß und klar vor uns gestellt.

Die Reinheit des Vollens und die Echtheit des Seins sind unerläßliche Vorbedingungen für das große Gelingen aus der Tiefe unserer rassischen Verpflichtung, das die Gottwirklichkeit mit uns vor hat. Daran wird sich unseres Volkes Schicksal ent- scheiden, daß wir das rassis che Urbild, das in uns drängt, nicht verfälschen lassen durch Zerrstörungen und Eigenlüchte, daß wir in tiefer Einsicht des Gottes Stimme inne werden, daß eine Gemeinschaft von solchen entstehe, die in Verantwor- tung für das Ganze aus dem Ganzen leben und schaffen. Eine Gemeinschaft, bereit und fähig, Kritik zu üben an Dingen, die vorgeblich im Namen des Volkes geschehen von solchen, die lieber

ihrem Eigenen folgen als jenem großen Bilde, das über uns steht als forderndes Ideal, jenem Willen, der in der Tiefe der deutschen Seele immer zum Licht dringt. Der größte Feind dieser Gemeinschaft ist der, der große Worte im Munde führt über Deutschland und im Grunde seines Herzens doch nur sein eigen erbarmendes Ich meint. Und diese Gemeinschaft baut sich auf nicht aus solchen die zufällig ausgewählt werden, sondern die der schaffende Wille unseres Volkes selbst beruft aus allen Ständen und Ständen, Ordnungen und Gruppen.

Die indogermanische Religion, und vornehmlich die germanische, hat schon in ihrer mythischen Epoche den Versuch gemacht, dieses Volk, das im Menschen und in einer Sippe Kraft der Geburt liegt, im Bilde zu gestalten. Im Griechischen ist es der daimon, den der Gott dem Menschen zuteilt und aus dem er schicksalgebunden lebt. Im Germanischen ist es die Gestalt der hamnysa und der folgva, fylgva und hamingva, die die feistlichen Gestaltbilder, die einer Sippe innewohnen und die vornehmlich im Hauptkinn und im Herzen lebend und heilwirkend lebendig sind. Bei den entscheidenden Ereignissen können sie herausstreiten aus dem Menschen und sich im ehrspruchsreichen oder unheimlichen Gestalt darstellen. Es gibt solche in Tier- und andere in Menschengestalt. So träumte Wiaa Blum, es käme ein bevolmtes Weib wie eine Isalare übers Meer auf ihn zugetritten, das mit den Schultern über die Berge zu beiden Seiten der Fische raste. Da ging er ihm entgegen und lud es zu sich ein. Er sagte sich den Traum so aus, daß sein Mutter-Vater gestorben und dieses Weib dessen hamingva wäre, die nun bei dem Enkel seinen Wohnort habe.<sup>1)</sup>

Sippe und Volk sind nach diesen Bildern Wirklichkeiten biologisch-metaphysischer Substanz, hamnysa und folgva sind die metaphysische Gestalt- und Gestaltkraft einer Sippe. Sie sind die schaffende Macht in einer Völkergemeinschaft, die Wesenform, nach der man zu streben, der man aebertam zu sein hat. Und darum sind sie, richtig gesehen, göttlicher Gestalt und wohnen vornehmlich im Führer der Sippe oder des Stammes, denn in ihm ist jener Weltzentrall am klarsten und wirkungskraftvollsten lebendig. Es ist nicht gleichgültig, wie die Sippe und der Stamm sich gegen die fylgva und hamingva verhalten. Verhalten sie sich falsch, so flucht sie und Sippe und Stamm fallen dem Unheil und der Zerrüttung anheim.

Diese mythologischen Bilder sind Ausdruck eines Glaubens an Sippe und Volk als Wirklichkeiten, in deren schaffendem Kern die geordneten Mächte des ewigen Lebensgrundes wohnen und wirken. Aus ihnen baut sich Sippe und Volk auf, nicht etwa



aus äußeren Zufälligkeiten oder Notwendigkeiten, wenn es sich nämlich recht aufbaut. Die Stände und Ordnungen eines Volkes sind, wenn sie richtig sein sollen, die Wirkung dieses Gestaltwillens unter der Führung solcher, die seine willigen Werkzeuge sind. So entspringen schon in einem uralten Liebes des Rigveda die Stände aus dem Gott. So wie die Germanen nach Tacitus die Urhnen und Gründer des Volkes und der großen Gemeinschaften aus dem Gott Tuisto, dem erdentsprossenen, ableiten

In alten Liedern, der einzigen Art geschichtlicher Überlieferung, die sie haben, feiern sie den Gott Tuisto den erdentsprossenen. Ihm schreiben sie Mannas als Sohn zu, der Urhne ist und Gründer des Volkes. Dem Mannas aber drei Söhne. Nach deren Namen heißen die dem Ocean zu Wohnenden die Ingvaenonen, die in der Landesmitte die Hermionen und die übrigen Iwaenonen<sup>a)</sup>.

Nach der Edda aber werden die Stände vom Gotte selbst gezeugt, wie dies Rigsthula in bildhafter Anschaulichkeit beschreibt:

1  
Einst ging, sagt man,  
Grüne Wege  
Ein kuger Ase,  
Kräftig und alt,  
Gewaltig und kühn.  
Der Wandrer Rig.

2  
Er traf eine Blüte,  
Die Eile war am Pfosten;  
Er trat auf die Diele:  
Drunten war Feuer,  
Ein Ehepaar sah  
Ein altes, am Herd,  
Hn und Edda,  
Im alten Köppchen

3  
Guten Rat  
Gab ihnen Rig;  
Nunmehr sah er  
Inmitten der Bank,  
Hm zur Seite  
Die Ehegatten.

4  
Grobes Brot  
Brachte Edda,  
Hartes, schweres,  
Von Hülsen voll,  
Trug auf das Mahl  
Inmitten der Platte,  
Stellte auf den Tisch,  
Im Kopf war Brähe.

5  
Guten Rat  
Gab ihnen Rig,  
Bald stand er auf,  
In Bett zu gehn  
Nunmehr lag er  
Anmitten des Betts,  
Hm zur Seite  
Die Ehegatten.

6  
Drauf war er dort  
Drei der Nächte;  
Nunmehr ging er  
Inmitten des Wegs,  
Nunmehr verstrichen  
Der Monde neun.

7  
Ahen braunen Buben  
Gebab Edda;  
Sie nagten Hn  
Und nannten ihn Knecht.

So kommt er zu einem andern Ehepaare und wohnt dort ebenso:

21

Ein Kind gebor Anna,  
Schluss ein ins Tuch,  
Sie negten ihn  
Und nannten ihn Karl,  
Den irischen, roten,  
Er regte die Augen.

22

Su wachsen begann er  
Und wohl zu gedeihn,  
Er schmiedete Schare,  
Scheunen baut er,  
Jahrte Ochsen  
Sammerte Häuser,  
Schuf Lastwagen,  
Lentte den Pflug.

23

Sie holten heim  
Die Herrin der Schlüssel  
Im Gerhenpelz  
Und gaben sie Karl.  
Schnur hieß sie,  
Den Schleier trug sie,  
Sie wohneten als Watten,  
Gaben Ringe  
Bereiteten Leinwand,  
Bauten das Land.

24

Sie hausten behaglich  
Und hatten Kinder,  
Die hießen Hender,  
Hausmann und Schmied,  
Bauer, Pflüger,  
Donke, Streibart  
Breit, Garbenbart,  
Bursch, Degen, Mann.

Und zu einem Dritten:

35

Einen Sohn gebor Mutter,  
Fällte ihn in Seide;  
Sie negten ihn  
Und nannten ihn Carl.  
Licht war sein Haar,  
Hell die Wangen,  
Scharf die Augen,  
Dem Schlänglein gleich.

36

Sam Jüngling wuchs  
Carl da auf  
Schwang den Schild,  
Schmigte Bogen,  
Spannte Seilen,  
Spitzte Pfeile,  
Setzte Hunde,  
Hob die Lanze,  
Saß im Sattel,  
Entsandte Bece,  
Schwang das Schwert,  
Schwamm durchs Wasser.

37

Im Walde kam  
Gewandert Ra  
Nig gewandert,  
Namen lehrte er  
Gab seinen Namen,  
Nannte ihn Sohn,  
Verbieth zu eigen  
Ihm Erbgüter,  
Ihm Erbgüter,  
Alten Besitz.

38

Von dort ritt er  
Durch dunkeln Wald.  
Bereifte Höhen,  
Bis zur Halle er kam.  
Das Schwert schwang er  
Den Schild hob er  
Den Speer warf er,  
Spornete das Ross,  
Das Feld fahrt er.  
Fehde wußt er,  
Krieger fällt er,  
Erlampfte Land.

39

Zu eigen hat er  
Achtzehn Hofe;  
Gold vertut er,  
Er gab allen  
Schmuck und Schätze,  
Schlanke Riffe  
Schenkte Spangen,  
Zerschlug Ringe.

40

Fruchte Bege  
Fahren Beien,  
Ihm zur Saße,  
Wo Herie jaß  
Er hatt e ne Raib,  
Se hoch Erna  
Mit schlanken Fingern,  
Schneeweiß und Aug.

41

Die Boten warben  
Und brachten sie heim,  
Sie gaben sie verl  
Sie g an im Schleier,  
Sie hielten beide  
Behutsam ge eul  
Gewannen Nachwuchs,  
Genossen die Zeit n.

Auch hier ist wieder entscheidend die religiöse Haltung der mythischen Form. Der Gott ist der Schöpfer der Volk und Staat schaffenden Stände. Was als soziologische Ordnung erscheint, ist, tief gesehen, göttliches Wirken, die Ordnungsmächte des Lebens sind ewige Mächte.

Zur Volkwerdung gehört auch der Raum eines Volkes. Er ist das Heiligtum, in dem ihm der Gott bezaubert, wie sonst nirgends. Sein Boden ist der Grund aus dem ihm in fleischer Arbeit das Brot erwacht, das den Leib nährt, in dem das uralte Blutserbe rinnt. Seine Berge und Wälder sind ihm die heiligen Stätten, in denen er die unsichtbaren Mächte anbetet, die sich ihm in Stille und Sturm gegenwärtigen. Aus seinen Quellen und Strömen rinnen und rauschen ihm die Schicksalskräfte Tröstung und Weisung zu. Und die Ahnen steigen, um Hilfer zu brauchen, nächtens aus dem Boden und mahnen ihre Söhne und Töchter, sich selbst treu zu bleiben und dem altvaterstammten Erbe von Blut und Boden. Wo ein Neues geboren wird, wo Not und Tod drohen, sind sie helfend da in Seele und Blut.

Schon in Walther von der Vogelweide erwacht ein Ahnen von der tiefen Bedeutung des deutschen Raumes. In Luthers wird es aufs neue merktbar. Aber erst in der Zeit der großen geschichtlichen Ereignisse, die mit Friedrich dem Großen zusammenhängen, wird das bewußte Erleben des deutschen Raumes zu einer Macht in der Seele des deutschen Volkes. In den Dichtungen der Vorgänger Klopstocks ist eine starke Heimatverbundenheit lebendig, so z. B. in Ewald Christian Kleist:

O grünet, ihr holden Gesäße! Ihr Triefen und Schläßer vom Laubel  
Grünt, seid die Freude des Volks! Dient meiner Anjouls auf immer

## Erstes Kapitel Raft und Vell als Grundwette Deutichen Glaubens

Jum Schirm, wenn Treue und Erelz aus Schloßern und Städten mich  
treiben.

Mit webe Jephth aus er d durch Blumen und Hecken noch öfter  
Ruh und Erquickung na dem Raft und Vell der Treuen  
Den Guren und Vell der Welt der Treuen über auch breitet  
Im Erhabenheit der Sonne in den und treuen der Treuen  
Nach fern der Treuen der Treuen in einer Treuen Treuen  
Und werden noch beider Treuen ein Lob unter Treuen Treuen  
Und wenn nach seinem Treuen in der Treuen Treuen  
Dann sei mir endlich in Euch die letzte Rede vernunftig.

Diese neue Eripurung der Weibkraft des deutichen Raumes  
hängt zusammen mit der Radlebr der deutichen Seele zur Gott  
unmittelbar in der Natur die Welt noch überdauern, die  
stammelnd zum Ausdruck bringt, die aber bald in gewaltigen  
Bekanntnissen deutichen Glaubens auslief. Klopstocks Oden  
an die Natur und an das Vaterland sind getragen von einem  
Glauben an die Gegenwart Gottes in der Gedichte des Volkes  
und im Raume um uns. Hier der erkannte wie kein anderer  
vor ihm die geheimne Verflechtung des Bodens und des Geistes  
eines Volkes:

Ein sanftes Gemüth knüpft die Natur an unsern Fuß um uns  
diese Treue und Treue zu geben es best in der Treue  
Treue in der Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treue und nichts von der Erde Treue kann ohne das es je von  
unsern Treuen Treue es ist Treue Treue Treue Treue Treue  
So gebet die Treue an unsern Fuß von Treue auf mit starken  
Treuen Treuen an den Treuen Treue an seine Treue, denn was haben  
wir endlich anders zum Treuen als Treue Treue Treue Treue Treue  
Seine Treuen seine Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treuen auf der Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
und er in ihnen sich und seine Treue Treue Treue Treue Treue  
jeder auch an die Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue

Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue  
Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue Treue

Aber erst Hölderlin ist es gewesen bei dem der deutiche  
Raum zu einem tief metaphysischen Erlebnis für die deutiche Seele  
wurde. Durch seine Oden und Lieder ist aus dem Herzen unseres  
Volkes jenes fremde Land als heiliges Land verdrängt worden  
das durch fast ein Jahrtausend hindurch verhindert hatte, das  
der deutiche Raum uns zum Heilthum wurde. Nicht in Palästina,  
sondern in Indogermanien, in Deutschland, in Griechenland sind  
die Stätten der Offenbarung, hier sind unsere Schicksalsberge.

Viel zu wenig ist die merkwürdige Tatsache in ihrer Wirkung auf die Seele des deutschen Volkes erfaßt worden, daß die Sehnsucht von Millionen und Übermillionen in die Ferne eines fremden Landes schweifte, das man als sein heiliges Land betrachtete. Am *Serassale* in freisten die Gedanken, nicht um die alten Pfaffen, nicht um jene heiligen Berge, auf denen einstens unsere Götter wohnten. Dichtung und Kunst ertulien sich mit jener Fremdwelt, und der eigene geheiligte Boden ward irdisch und lundhaft genannt.

Den Alten, ehe das Christentum einbrach, war Midgard der Ort der Menschen, durch den auch die Götter wanderten, in dem man, von ihnen begleitet, kämpfte als an dem Orte, den sie selbst zum Kampfsplatz und zur Arbeit geschenkt. Heute graben die Spaten die Zeugnisse des Lebens und Kämpfens unserer Väter aus dem Boden, auf dem wir stehen. Die Vortafelung hat uns den Blick geöffnet in vergangene Jahrtausende. Ehrfurcht erkennen wir nun, daß dieser Raum, in dem wir heute leben, der unsere war seit vielen Jahrtausenden, daß er aebeligt ist von den Leibern und der Seele von unzähligen Geschlechtern unserer Art. So ist er wieder unser geworden. Wir können heute besser denn je die gläubige Ergriffenheit verstehen, mit der Holderlin diesen Raum besungen. Ihm ist die deutsche Erde wirklich Mutter, heilige, göttliche Mutter (schade, daß die Worte so dunkel sind):

Viel Zeiten sind vorübergegangen, und oft hat einer von dir ein Herz im Busen getaucht. Beabschet haben die Alten die frommen Patriarchen und im Verbernenen haben dir sich selbst aeben, in tiefverschlossener Halle dir auch verschwiegene Männer gedauert, die Helden aber, die haben dich aebeligt am meillen und dich die Liebe genannt oder sie haben dunklere Namen dir Erbe, gegeben denn es schämet, sein Liebties zu nennen sich von Amiana der Mensch, doch wenn er Erdenem sich genahrt und der Hohe hat es gefegnet, dann nennt er, was ihm eigen ist beim eigenen Namen.

Und siehe mir ist als hört ich den großen Vater sagen dir sei von nun die Ehre vertraut, und Gefänge selbst du empfangen in seinem Namen, und heißt, indes er fern ist und alle umglegt, verborgener und verborgener wird statt seiner sein den sterblichen Menschen, wie du Kinder gebarest und erzegst für ihn, so will er, wenn er dir erkannt ist, wieder senden sie, und nigen zu, die werle der Menschen (2).

In seinem großen „*Wesang des Deutschen*“ aber wird ihm Vaterland, Volk und Raum zu einer großen Aufgabe, zu einem verpflichtenden Geschenk des schaffenden Geistes der Welt:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!  
 Alldauend, gleich der schwierigen Mutter Erd,  
 Und allerkant, wenn schon aus deiner  
 Tiefe die Fremden ihr Bestes haben!



Sie ernten den Gedanken den Geist von dir,  
 Sie plaudern gern die Traube doch höhnen sie  
 Dich, ungeschickte Rebe! daß du  
 Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsten Genusses!  
 Du Land der Liebe! Du ich der de ne schon,  
 Oft jähnt ich weinend daß du immer  
 Blüde die eigene Seele leugnest.

Noch magst du manche Schöne nicht bergen mir;  
 Oft stand ich überhaugend das hohe Grün  
 Den weiten Garten, hoch in deinen  
 Lüften aus heilem Gebirg und sah dich.

An deinen Strömen ging ich und dachte dich.  
 Indes die Lenz schüßtern die Nacht und  
 Sag schwanker Weide lang, und steh auf  
 Dämmern dem Grunde die Welle weite.

Auf an den Ufern sah ich die Städte blühn.  
 Die Eben wo der Fels in der Verflucht schweigt  
 Die Thierwelt wo die Sonne  
 Blüde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst du Winternas Runder? Sie währen sich  
 Den Eibaum früh zum Wohl der Kunst du sie?  
 Noch lebt noch was der Wintern  
 Geirte, die sinnende, still bei Menschen,

Wenn Platens frommer Garten auch schon nicht mehr  
 Um a ten strome at nt, und der dattige Mann  
 Die Heldegarbe pflügt und leben der  
 Vogel der Nacht auf der Saule trauert

O deutscher Wald! o Aitikal traf er doch  
 Mit seinem furchtbarn Strahl dich auch, so heiß,  
 Und eilten sie, die dich belebt, die  
 Flammen erubunden zum Ather über?

Doch, wie der Frühling, wandelt der Genuss  
 Von Land zu Land und wir? ist denn einer auch  
 Von unsern Jung, naen der nicht ein  
 Wunden, ein Kasse der Brust, verschwinde?

Den deutschen Frauen danket! sie haben uns  
 Der Gerecht der irdischen Welt bewahrt,  
 Und sag, daß du der helde Hare  
 Friede das hote Gewirte wieder

Wo sind jetzt Dichter denen der Gott es gab.  
 Wie unsere Alten stand a und fromm zu sein,  
 Wo Weise, wie die unsren sind, die  
 Kasten und kühnen, die unbeschorn?

Nun! sei gegrüßt in deinem Adel mein Vaterland,  
 Mit neuem Namen, reiste Frucht der Zeit  
 Du letzte und da erste aller  
 Müssen, Urnmal sei gegrüßt mir!

Noch säumst und schwerst du sinnest ein freudig Werk,  
Das von der junge, sinnest ein neu Gebild,  
Das einzig wie du selber, das aus  
Liebe geboren und gut, wie du, ist.

Wo ist dem Oesod, wo dem Oshinro,  
Doch wir uns alle finden am höchsten Fest?  
Doch wie errät der Eohn, was du den  
Deinen, Unsterbliche, längst bereuest? <sup>11)</sup>

Wie innig aber die Seele Holderlins mit allem sich verband, was in diesem Raame lebt und webt, zeigen die paar Linien aus dem Bruchstück Germania:

Ein in der Hügel aber stehet über dem Abhang  
Meiner Gärten Reichenbäume, Scharter Odem aber wehet  
Um die Höhe des geles „Allda bin ich  
Alles miteinander Wunderbar  
Aber über Quellen beugst ich an!  
Ein Rausbaum sich und Beeren wie Korallen  
Hängen an dem Strauche über Kobren von Holz! <sup>12)</sup>

„Allda bin ich alles miteinander“ In inniger Gemeinschaft mit dem deutschen Raum erlebt er sich als Glied eines geheimen Ganzen, seine Seele schwingt ein in den Strom ewigen Lebens, der verborgen durch die Lande rinnt.

Nach Holderlin sind es dann vornehmlich die R o m a n t i k e r gewesen, welche die geheimen Gründe des deutschen Raumes erspürten und dem deutschen Erleben erschlossen. Die Verse E i c h e n d o r f s waren der innige Glaube jener seelenoffenen Männer und Frauen:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da traumen fort und fort  
Und die Welt bebt an zu lösen  
Erst ist du nur das Zauberwort“ <sup>13)</sup>

Sie trafen dies Zauberwort in vielfältigen Klängen, und der deutsche Raum klang wider von dem Rufen geheimer Stimmen, die ein lebenweckendes Echo in der deutschen Seele fanden.

Auch die Forscher jener Zeit so vor allem die Brüder G r i m m, waren ergriffen von des deutschen Volkes und des deutschen Raumes innerer schattender Wirklichkeit. Die geistige Urkraft des Deutschen ward in ihnen rege. Darum entdeckte ihr forschender Geist am nüchternen Gegenstand der Wissenschaft das deutsche Wesen, und germanisch deutsche Aeltererung und Geschichte wurden zur Offenbarung des Ewig-Lebendigen unseres Volkes.

Was damals errungen wurde, blieb nicht unangefochten wirksam. In neuen Vorstößen mußten der deutsche Raum und die deutsche Lebenssubstanz in ihm dem deutschen Volk zu eigen erkämpft werden. Die J u g e n d b e w e g u n g erwanderte sie noch

romantisch, die deutsche Revolution ergriß sie mit politisch gestaltendem Willen als ihr eigen.

Und wenn wir heute den Jaa aus dem Land und die Flucht aus der Stadt haben, wenn draußen in den sonnigen Gefilden Haas um Haas erhebt, wenn die Frühen und abgewandenen Jaler sich besiedeln, so ist dies ein bedeutungsvolles Zeichen des Aufbruchs der deutschen Seele, die ihren Raum wieder gefunden hat. Ihre Lebensführung admt und sich mit ihr eng verbunden will. Hier sind biologisch-ethische Tiefenregungen, die ebenso das Zeichen einer neuen Glaubensart sind wie die Lieder der heimkehrenden Soldaten, die, aus Schwärmern entvorn, den Frieden der Heimat als den Frieden Gottes grüßen.

Wie lächelt das Land! Wie das dieselbe Erde noch wie einst?  
Die Jeren grüßen den J... ..  
vom stillen J... ..  
von J... ..  
Wie ne du, stiller J... ..  
wie die J... ..  
gewandter J... ..  
du prägn die Erde ...  
Hörst du noch wie der J... ..  
Wie die der Erde ...  
Denke nicht — du ...  
Und auf den leuchtenden J... ..  
O du glückseliges Stadchen dich grüß ich von deinen J... ..

Ihre Griffe alanten aus manen J... ..  
„Wach auf, Deutschland, die J... ..“  
drückten die Hand mit wanken mit nach bis unter den J... ..

„Wald wimmelt und webet aus treck meine Gedanken nicht vor noch zurück,  
jede Stunde ist Seeligkeit. Prange und rühm dich J... ..  
Jeder, der heimkehrt vom J... ..  
[Hemlichkeit eine leuchtende Insel von Glück].“

Schnell ist man bei der Hand, diese neue Glaubensart als „Salutarismus“ zu verunglimpfen. Schon das Fremdwort ist so derlich. Und gegen die Verunglimpfung, die dahintersteht, wenden wir uns in entschiedener Heuerlichkeit. Dieser „Salutarismus“ ist recht verstanden J... ..  
des J... ..  
Wissen darum daß in dem J... ..  
in besonderer Weise Gott sich offenbart, wenn dieses Gegebene nur in seiner J... ..  
Vorläufige J... ..  
und des J... ..  
Gegebenen hindurch in seine gottliche J... .. „Blutaberglauben“

Ist es, wenn man meint, Blut und Rasse in ihrer bloß irdischen Gegebenheit an die Stelle des Ewigen setzen zu können. Aber wahrhaft ger. schaffender Glaube ist es, die großen Mächte von Blut und Boden in ihrer fordernden göttlichen Tiefe zu erleben. Und nirgendwo so deutlich wie hier zeigt sich der Unterschied zwischen der Wirklichkeit- und Lebensrelation, der wir zugeschworen sind, und der „Apokalypsenrelation“, die den sich findenden Gott losreißt von den Gegebenheiten unseres menschlichen und irdischen Daseins und ihn hereinreden läßt aus dem Himmel in einen gottfremden irdischen Raum. Ja wir lieben unser Blut und unseren Raum in alldäuiem Vertrauen, und wir sind überzeugt, daß wir damit niemand anders lieben als Gott, der in ihrer Tiefe wohnt.

In Blut und Raum und dem gegebenen Boden fikt sich dann noch zu gewöhnlichem Freiklang im Deutschen Glauben das Vaterland, das „Land der Vater“, das Land, in dem sich die große Geschichte, für das sie ihr Blut vergossen und ihre Kraft verbraucht haben abgepielt hat.

Wieder ruft hier Friedrich der Große hervor, der wenn auch in einer etwas metaphysischen Ideen-Phase der Aufklärung, die innere verpflichtende Wirklichkeit des Vaterlandes gegen alle Skepsis verteidigt:

Ist es möglich sein Vaterland in Wahrheit zu lieben? Ist diese sogenannte Liebe nicht die Gründung irgend eines Philosophen oder hochgelehrten Systems um von den Menschen eine Vollkommenheit zu fordern, die für die Gattung geizt? Wie soll man das Lust object? Wie kann man sich mit das Land irgend einer zu untermen Monarchie gehen, den Provinz abtreten wenn man diese schon nie gesehen hat? Dies alles lautet auf die Frage hinaus: wie es möglich ist mit Inbrunst und Enthusiasmus etwas zu lieben, was man gar nicht kennt.

Die Vaterlandsbege ist also nichts bloß Ideelles sie ist wirklich vorhanden. Sie liegt in der Natur der Menschen. Sie ist die Liebe zu den Vätern, zu den Müttern, zu den Brüdern, zu den Freunden und die Liebe zu den verschiedenen Ständen der Vermählung für ihr Wohl zu wirken die ihnen taglich Dienste leisten, ohne daß Sie sich nur die Mühe geben von ihren Arbeiten Kenntnis zu nehmen. Das sind die Bande die Sie mit der Gesellschaft vereinigen, das Interesse der Feien die Sie lieben sollen, Ihr eigenes auch das der Regierung welche unaußersich selbst miteinander übereinstimmt das ausmachen, was man das Gemeinwohl, des Ganzen nennt.<sup>12)</sup>

Daß Vaterland für den Deutschen, sofern er wirklich aus einem Deutschen Glauben lebt eine religiöse Wirklichkeit ist, haben dann die napoleonischen Kriege bewiesen, die unsern Sängern und Kämpfern das Herz entzündet und die Zunge gelöst zu unsterblichen Gesängen, die uns Gottes Stimme sind.

O lerne fühlen, welches Stammes du bist,  
die angeborenen Bande knüpfte fest  
ans Vaterland, ans teure, ichreue dich an,  
das halte fest mit dem ganzen Herzen.  
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft

läßt Schiller im Tell den Freiherrn von Uttinghausen sagen.  
Für die Freiheit dieses Vaterlandes muß alles gewagt werden.  
Und was auch komme „Gott wird es wohl verwalten, er ist der  
Freiheit Gott.“ Hier „gilt kein christliches Entsagen“, sondern  
Kampf im Auftrage und in der Leitung dessen, der uns dieses  
Vaterland als Schicksal bestimmt hat. Brenkano's prächtiges  
Soldatenlied ist ein glühendes Zeugnis dieser Haltung.

Der Herr hat einen Kampf bestellt,  
Wer Gott liebt hält zusammen.  
Es steht in Kriegesklammern  
Die ganze weite Welt!  
Der Friede muß uns drücken,  
Gewitter war die Zeit,  
Da wir das Schwert nun zücken,  
Wird auch der Himmel weit!

Trumpeten schmettern durch die Welt,  
Was heimlich wir getragen,  
Nur haben unsre Klauen  
Dem Schwert anheimgelieft!  
Wenn ich die Wunde rufen,  
Gehört die Zeit zum Schmerz.  
Es wechselt durch Geist und Willen  
Der Sieg ihr unterm Herz! (4).

Dazu fügt sich das aus demselben Glauben stammende „Gebet  
während der Schlacht“ von Theodor Körner:

Vater, ich rufe dich!  
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,  
Sprühend umrassen mich rasende Blitze.  
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!  
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!  
Führ' mich zum Sieg, führ' mich zum Tode  
Herr, ich erkenne deine Gebote,  
Herr, wie du willst so führe mich.  
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!  
So im verpfundenen Rauschen der Blätter,  
Als im Schlachtendonnerwetter,  
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.  
Vater du, segne mich!



Vater du, segne mich!  
In deine Hand befehl' ich mein Leben.  
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben,  
Zum Leben, zum Sterben segne mich!  
Vater ich preise dich!

Vater ich preise dich!  
Es ist ja kein Kampf nur die Güter der Erde,  
Das Heilste schenken wir mit dem Schwerte  
Dum, fallend und liegend, preiß ich dich.  
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott dir ergeb' ich mich!  
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,  
Wenn meine Adern gestraut stehen  
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich  
Vater, ich rufe dich!

So ist für den Deutschen Glauben Volksgeschehen Gottesgeschehen. Verwerdung ist Gestaltwerdung des Willens Gottes. Aus Deutschem Glauben ist das Wort geprägt worden, daß die Völker „Gedanken Gottes“ seien (Herder). Alle großen deutschen Philosophen sind Verkünder dieses Glaubens gewesen. Und dabei sind sie nicht der oberflächlichen Meinung verfallen, als ob alles, was in einem Volk geschieht, recht sei. Sie wußten um das Fragwürdige und um das Schuldhafte im geschichtlichen Geschehen, auch in dem des eigenen Volkes. Aber aus diesem Fragwürdigen und Schuldhaften konnten sie nicht den Schluß ableiten, daß dieses Vielbilde nun durch und durch lundhaft und der Verdammnis verfallen sei. Sie hielten fest und verkündigten neu den uralten Gedanken indo-germanischer Weisheit, daß alles menschliche Sein in Widerspruch sich offenbart, sich offenbaren muß weil es aus Kampf bestehen muß und aus ewigem Ringen um das Rechte. Daß trotz allem gerade in diesem Fragwürdigen und durch es hindurch unmittelbar das Göttliche wirkt, daß es in seiner Fülle wohnt als die heilige Gegenwart und schattende Gewalt das in Kunde Deutschen Glaubens, die uns betragend erareißt und uns, anstatt von dem Gegebenen wegzudrängen als von einem Gottfremden, mit ihm verknüpft in unauslöschliche, ringende Gemeinchaft.

Blut und Raum, Boden und Vaterland, die Geschichte unseres Volkes und seine Kämpfe liegen wir darum so gluthaft und ehren wir mit einer tiefen Glaubhaftigkeit, weil Gott uns hier begegnet Leibhaftig und unmittelbar. Nicht in fernen Jahrtausenden nur geschah Offenbarung. Wir stehen mitten in ihr. Sie geschieht an uns und durch uns, so wir dem Gotte uns rechten Willens einen, der nicht fern ist von einem Jeglichen von uns und der auch heute gewaltig durch unseres Volkes Raum und Geschichte wandelt.

## Zweites Kapitel

### Germanisch-deutsche Weltanschauung

In der Art, wie die Menschen sich zur Welt stellen, zeigt sich ihr rassistisches Wesen und ihre Glaubensvorstellung. Dem einen ist sie Jammertal, dem zu entfliehen die endgültige Seligkeit ist. Dem andern ist sie Heimat, in der er lebt und gern lebt als in Gemeinschaft mit den ewigen Mächten. Niemandes wäre er lieber zu Hause als eben in dieser Welt. In ihr nützt er sich abhoren, weil sie lebendiger Kampf, weil sie schattendes Leben ist. Weltgeborgenheit ist eines der wichtigsten Merkmale germanisch-deutschen Glaubens. Wohl gibt es auch in der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte Zeiten, in denen die Kraft der Weltmeuterei zu erlahmen scheint, wenn Nihilismus die Seelen und Geister beschleiert. Dieses Auf und Ab gehört zum Nihilismus aller Völker und Kulturen. Aber dann eben liegt der Unterschied zwischen ihnen, ob Weltverleugung ein bestimmender Zug ist oder das Gegenteil: unbedingte Bejahung der Welt und des Lebens, ein freudiges und tapferes Zuhalten zum Dasein. Und gerade hier steht germanisch-deutscher Glaube dem Grundzug des Christentums am schroffsten gegenüber.

Wie viele Christen es auch geben mag, die in ihrem Glauben den Versuch machen, bejahend im Leben zu stehen und es zu meistern, das Christentum selbst ist in seinem Grundcharakter jenseitsgerichtet. Alles was hier auf Erden geschieht ist ja nur Vorbereitung auf ein jenseitiges Leben, in dem der Mensch erst recht Mensch und das Leben erst voll Leben sein wird. Es ist nicht nötig, aus den Tausenden von Zeugnissen der christlichen Kirche von ihren ersten Dokumenten an bis heute die jenseitsvollen Klagen des „Nachens aus der Ferne“, der seiner Heimat zuwandert, hier anzuführen. Wo immer Christen ganz aus ihres Evangeliums diese zu leben versuchen, da endet ihre Hoffnung im Himmel.

Nicht so im Deutschen Glauben. Er ist zwar nicht, wie ihm immer vorgeworfen wird, einseitige Diesseitsreligion, d. h. eine

Religion, in der keine Abnung lehte von einem Sein anderer Art als das bloß Irdisch-Gegebene. Aber jenes Sein sucht er nicht in fernem zukünftigen Himmeln, es ist ihm auch hier auf dieser Erde nahe. Und darum kann er auch mit Goethe sagen,

Er stehe fest und sehe hier sich um,  
Dem Suchtgen ist diese Welt nicht stumm.

Das heißt nicht, daß er Verzagener eines andern Lebens ist. Aber sein Sinn ist auf dieses Leben gerichtet, das ihm das Schicksal heute gegeben hat. Dieses ist so gottnah wie ein kommandes, weil es Schaffen ist und Kampf, und doch Ruhe in der Tiefe.

Der Grund dieser Weltbejahung und Weltabwärtigkeit liegt einmal in der Erdkraft und dem Lebensmut, die dem germanisch-deutschen Menschen eignen sind, im besonderen der Rasse, deren Lebensinhalt Kampf und Leistung ist, der nordischen. Sie ist darum im Gegebenen in ihrem Element, und die jeweilige Aufgabe betrachtet sie als das höchste Mal.

Ferner aber wurzelt die Weltbejahung in der frommen Weltanschauung dieses Menschen. Die Welt ist nicht gottfern, sondern die Gegenwart des Gottes. Gott wohnt diesem Glauben nicht in einem fernem Himmel, dort mag er ewig in seinem Abgrund schweigen, sondern hier in der Erde in dem Boden den der tauchstige Mensch bebaut in der Sonne, in den Sternen, im blauen Himmel und im wallenden Meer in Sturm und Wetter, im Grasbaldach und in den ewigen Bergen. Das Weltall ist sein Leib und er selbst, dieser glaubige Mensch, ist ein Teil dieses Leibes.

Diese Art von frommer Weltbejahung ist uralte und germanisch-erbliche. Und schon in sehr früher Zeit erscheinen zwei große Symbole für die Gottferneheit der Welt. Der Gott, der sich als Element zur Welt bezieht, und der Welt einbaum, der aus ewigen Branden wohnt. Das Puruscha- und Rigveda A. 10 gehört zu jenem uralten Bestand. Puruscha bedeutet der Mensch — der ewige Mensch, der Gott als Werden.

Der Puruscha, tausendfüßig, tausendarmig, tausendköpfig ist er. Rinsum bedeckt er die Erde und er wohnt in dem zehnmalverbreiteten Raum im Hymen. Der Puruscha ist dieses ganze Weltall. Was vergangen ist ist er und das was in Zukunft kommt. Herr ist er über das Gedachte das Empirische in der Welt. Des All in seine Majestat. Aber gewaltig ist noch aus dieses alles ist er. Ein Viertel hat von ihm sind alle Leiber drei Viertel, aber die sind todes im höchsten Himmel. In drei Teilen steigt er empor ein Viertel erweckt zu dieser Welt. Nach allen Seiten strebt er auseinander. In allem was da ist ist er und nicht nur. Was hat ward die allstrahlende Erde geboren. Und aus der allstrahlenden Erde mag hervortreten der Armenisch. Geboren ragt er über sie hinaus von hinten und von vorn.

Dieses Bild vom Weltall als dem sich entwickelnden Urwesen findet sich auch in der Edda, wo aus dem Reien Ymir die Welt entsteht. Auch Plato hat ähnliche Symbole in seine Weltanschauung eingebaut. Und es wundern uns nicht, daß dieses seltsame Bild dann auch bei Robime auftaucht. Denn für die Mythik und im besonderen für die germanisch-deutsche ist ja das Weltall durchdrungen vom Gottlichen.

Das Bild vom Weltenbaume, der aus den ewigen Quellen emporwächst und alles, was lebt und ist was wird und vergeht, in sich befaßt, ist ganz am Ort im indogermanischen Glauben. Die große Idee, daß alles Gewordene aus dem Keime des Ewigen organisch erwachsen ist, entspricht seiner Weltanschauung. Jedes einzelne Wesen, bis hinunter zum letzten, wird durchtränkt von der einen heiligen Kraft Gottes.

„Noch oben liegt die Wurzel jenes ewigen Feigenbaumes, dessen Zweige abwärts hängen“ heißt es in einer alten Runen-Handschrift. Das ist das „Irish ende“ das ist das „Irish ende“ das ist das „Irish ende“ Alle Welten haben in ihm ihren Bestand. Keiner kann je aus ihm fallen. Ja wahrlich, das ist es“ 1).

In der Gestalt der Weltische Noddrasil hat dann dieser Mythos in der nordischen Welt die schönste Gestalt angenommen.

Da sagte Gangleri: „Wo ist die Hauptstätte oder das Heiligtum der Götter?“ — „Noch erwiderte: „Das ist bei der Eiche Noddrasil, da sollen die Götter eben Tag und Nacht halten.“ Da sagte Gangleri: „Was ist von dieser Eiche zu erzählen?“ Da sagte Ebenhoch: „Die Eiche ist der größte und schönste aller Bäume, ihre Äste strecken sich aus über die ganze Welt und ragen über den Himmel hinaus. Sie hat drei Äste, die sie tragen und sich mit ihnen die Dreie erstrecken, die eine, das ist im Norden, die zweite im Westen, die dritte im Osten. Das ist die Eiche, die die Welt trägt, und unter dieser Eiche ist der Brunnen, aus dem die Götter trinken. Und unter dieser Eiche ist der Brunnen, aus dem die Götter trinken. Und unter dieser Eiche ist der Brunnen, aus dem die Götter trinken.“

Ich weiß Odin  
Wo dem Noddrasil du darfst  
In Noddrasil  
Dem Noddrasil  
Der ist der Noddrasil  
Jeden Morgen  
Aus Noddrasil's Pfand —  
Doch ihr noch mehr?

Die dritte Wurzel der Eiche liegt im Himmel, und unter dieser Wurzel ist ein besonders heiliger Brunnen, der Noddrasil's Pfand.

Dort haben die Götter ihre Gerichtsstätte. Jeden Tag reiten die Äsen über die Bifröst dort hinauf, Bifröst heißt daher auch Äsenbrücke.“

Da fragte Gander: „Was für große Dinge sind noch weiter von der Erde zu melden?“ Hoch erwiderte: „Viel noch ist davon zu melden! Ein Adler sitzt in den Zweigen der Esche, der ist ein Weltwissender, und zwischen den Äugen sitzt ihm ein Hahnsicht, namens Wetterfalknar. Ein Eichhorn namens Ratatosk rennt an der Erde auf und nieder und trägt furchtliche Worte hin und her zwischen dem Adler und Nidhogg. Vier Hirsche laufen in der Krone der Esche herum und beißen Blätter ab, sie heißen Dain, Dvalinn, Duneyr und Durathror. Und im Hergelmaie liegen so viele Schlangen darunter Nidhogg —, daß keine Zunge sie aufzählen kann. Im Gedichte heißt es:

Die Esche Äggdrasil  
Muß Unheil leiden,  
Mehr als man meint  
Der Furcht ist den Wipfel  
Die Wurzeln nagt Nidhogg,  
An den Flanken Faulus frist  
Mehr Wärmer  
Liegen an den Wurzeln Äggdrasils,  
Als ein Unweiser ahnt:  
Goin und Mo-in,  
Graswunders Söhne,  
Grabal und Grastollub,  
Nir und Swainir  
Sollen immerdar  
Zerfressen die Faserwurzeln.

Ferner erzählt man, daß die Nornen die am Uddbrunnen hausen, täglich Wasser aus dem Brunnen schöpfen und dazu den Schlamm, der am die Quelle herum liegt und dies über die Erde aussäen, damit ihre Zweige nicht verdorren oder verfaulen. Dies Wasser ist so heilig, daß alle Dinge, die an jene Quelle geraten, so weiß werden wie die Haut, die man Skjall nennt, und die innen an der Eischale sitzt. So wie es im Gedichte heißt:

Eine Esche weiß ich,  
Sie heißt Hadrasi,  
Die hohe, unbest  
Von hellem Nebel,  
Von dort kommt der Tau,  
Der in Täler fällt,  
Immergrün steht sie  
Am Uddbrunnen 2).

In diesem Mythos ist die ganze Welt- und Lebensphilosophie des germanisch-deutschen Geistes schon im Keim enthalten. Die Wurzeln der Weltesche erstrecken sich in alle Reiche des Seins. Ihr Stamm ragt über alle Welten empor. Sie ist alle Welten, sie ist jegliches Sein. Diese heilige Kraft durchdringt die Welt des Dunklen, die Menschen- und die Götterwelt. Ein Sein, ein Leben, ein Werden und Vergehen und inmitten dieser der Keim, aus dem nach jedem Zusammensturz der Welten eine neue auf-



spricht für Götter und Menschen. So steigt der Saft des ewigen Lebens auf und nieder. So wuchert sich ohne Ende Lebendiges.

Hier fassen wir ein Stück der Weltanschauung, mit der der germanisch-deutsche Mensch sein Leben startete. Wie jedes Blatt am Baum und jede Pflanze er aus dem Saft lebt, aus dem der Baum entstanden und mit ihm in inniger Gemeinschaft sich zum Wachsen weht, so ist das kleinste Gekröpf und jedes Staubchen eingebogen in jenen archaischen allumfassenden Organismus der gott-entleerten Welt. Am Scheitelpunkt des sichwachsenden Baumes ist unteren Ästen das Wehemois des schwappenden Lebens aufgehangen. Darum ist ihnen der Baum immer wieder zum heiligen Symbol geworden, das sie mit Ehrfurcht grünten. Baumstängel gehörte zu den schwersten Sünden. Und wahrhaftig, hier offenbarte sich höchstliches Verbrechen, denn schwach ist der Mensch im Herzen, der dem Baume Schaden tut ohne Not.

Den Menschen, die diesen Mythos vom Weltbaum formten, war die Welt ein großer Organismus, durchdrungen von dem Einen ewigen Leben. Alle Wesen sind in ihn eingebogen, das ist nichts, das nicht Anteil hatte an dem Göttlich-Wachenden. Der Organismus wuchs nach festgesetzten Gesetzen. Das ewige Keimkraft entfaltete er sich und an demselben er lebte ein wenn seine Zeit am ist. In uns auch wirkt diese selbe ewige Keimkraft. Und uns aedeihen und sterben wie er. Das Urrecht, das sich ihm, es verdienst hat. Veranlaßt sich schon die älteste Überlieferung der Edda, nach der das erste Menschenpaar aus zwei Bäumen zerkorn ward. Derin ore ist uns der Strahl so machia und man wenn der Saft in der empfortragt und die Kneipen sich regen. Hier ist uns der feste he N. v. b. m. s. fühlbar und sichtbar nahe und verbindet sich mit demjenigen der in uns paßt als Teil des All-Lebens. So wird das Erleben der Natur zu religiöser Erhebung und Vereinerung von Verbundenheit und Sorge. Wir ruhen im Kosmos des Lebens in einem Unzerstörbaren, dem wir nie entrissen werden können.

Die gesamtorganische Weltanschauung, die das Symbol vom Weltbaum verknüpfte, schenkt eine andere Grundlage für ein glaubiges Verleben des Lebens als etwa die laikal mechanische der vom Glauben verlassenen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Denn diese Wissenschaft hat wohl das Denken befriedigt, und der Verstand atmet durch alle Fernen und Liefern in die Erkenntnis der Naturgeheimnisse. Aber das lebendige Geheimnis, die ewige Organkraft der Welt blieb ihm verborgen \*).

Auch das Christentum hat nicht vermocht, den Menschen in den Kosmos einzubetten, zu dem er gehört. Grausam hat es ihn

seinem heiligen Mutterboden entrißen, indem es die nach diesem Glauben von Gott abgefallene und verworfene Welt hinausstieß in den gottfremden Raum, in den der Gott durch seine Allmacht von außen hineinwirkt. Dagegen wenden sich die stürmischen Verse *Soethes*:

Was mår' ein Gott, der nur von außen strehe,  
Im Kreis das All am Feger lauten hehe'  
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,  
Natur in sich sich in Natur zu beugen,  
So daß was n ihm lebt und weht und ist,  
Die seine Kraft, nie seinen Geist vermischt!)

Gottbeseelt ist uns die Erde. „Das Herz der Erde ruht im höchsten Himmel“ singt schon ein uraltes indo-arisches Lied und gibt damit urindoeuramanischem Glauben treffenden Ausdruck. Einer unserer großen Deutschen, der im Gebiete der Wissenschaft, vom germanisch-deutschen Weltgefühl getragen und besungen, die jahrausendealten Fesseln einer überholten Weltanschauung gebrochen hat, *Repler* redet von dieser Beseelung der Erde in mystisch-gläubiger Ergriffenheit.

Wir wollen von dem Vorhandensein einer Seele der Erde als von etwas völlig Aussergewöhnlichem sprechen und uns der Erörterung ihrer Beschaffenheit zuwenden. Sie ist gewiß nicht bloß ein leuchtendes Etwas, wie Feuer und Funken. Ihr Feuer stammt aus ihrem Wesen und nicht von der Bezeichnung durch die Sonne, dies deshalb weil sie die leuchtenden Strahlen der Landestierne in irgendeiner Weise selbst empfindet. Sie selbst durchdringt Flamme zu sein die durch den Athemasströmung oder ein wahrnehmendes Erschauern genährt wird, wofür die fortwährende deutlich wahrnehmbare Unterirdische Sonne spricht. Ohne diese kann sich niemand in der rein stofflichen Welt dauernd erhalten. Auch der Möglichkeit nach kann kein Ding, das stofflich von Tieren und Pflanzen herstammt, Feuergeis beugen mit Ausnahme der Seele und ihrer vielfältigen Gestalten.

Ein solches Flammenwesen werden wir der Seele der Erde als stofflichen Träger zuschreiben. In ihr werden an Stelle der Urgestalt das Ebenbild Gottes eingeprägt sein mit ihm die Urwesen des Kosmos und aller seiner Verhältnisse. In ihr ruht auch das Bild des Leibes, den sie zu setzen bestimmt ist und das Abbild der ganzen Welt in der ihr Leib einnimmt, wohnen wird. Denn Gott hat nicht bloß alle Lebewesen der Raumbere in seinem Bewusstsein sondern auch die Begriffe aller sinnlichen wahrnehmbaren Dinge seiner Schöpfung, die dann alle aus Licht der Gottes in die Seelen eintreten zu allgemeinem Nutzen und Gebrauche. So leuchtet in der Seele der Erde auch ein Abbild des Weltalles in seiner gesamten sichtbaren Sternenwelt ein Band des Verhältnisses zwischen den Dingen des Himmels und der Erde. Und ganz sicherlich werden in ihr strahlend leuchten die Abbilder aller der Zwecke und Bewegungen durch die sie ihren eigenen Leib unermüdlich zu bewegen vermag. Ein geistlicher nennen das ihre Existenz, ich möchte es lieber ihre Lebensfähigkeit nennen. Darunter versteht man das eigentliche Wesen aller Seelen, es ist das gewissermaßen der Brennstoff jener Flammen. Denn bisher wurden

die Seelen immer nur mit sich selbst verglichen, wenn sie das ausführten, wozu sie bestimmt waren, ohne Rücksicht darauf, ob sie bei ihrem Tun an ein stoffliches Ausführungsmittel gebunden waren, oder ob dieses sie gehindert hatte. Gott ist die Kraft und besteht in diesem ewigen Wirken um von göttlichen Dingen nach Menschenweise zu stammeln, und das Wesen der göttlichen Gewalt besteht im tätigen Handeln, wie bei der Flamme im steten Flodern. Sollte Gott durch ewiges Einstrahlen ihren stofflichen Träger nicht im Gleichgewichte so machte sie ploötzlich auslöschen und vergehen. Also bedarf die Seele zu ihrer ganz eigenartigen Stellung in der Welt nicht bloß einen Verb zu dessen Herrscher sie gemacht wurde, sondern auch eine ganz bestimmte Gestalt, wie ich sie früher beschrieben habe, die sie von den übrigen Lebewesen deutlich unterscheidet<sup>2)</sup>.

Es ist unwichtig, ob die Einzelmeynungen, die Kepler hier vertritt, richtig sind oder nicht. So wenig es wichtig ist, daß in einem Mythos alles stimmt. Entscheidend ist die zurunde liegende Weltanschauung, die derselben Art ist, wie die im Mythos vom Urmenschen, der die Welt ist, oder in dem vom Weltbaum, der Glaube ist an die unmittelbare Gotteseeltheit der Welt und der Erde, aus dem dann das aläubige, liebende Verhältnis zur Welt, das tiefwurzelnde Vertrauen in ihr Leben erwächst.

Auch viele andere religiösen Symbole unserer germanisch-deutschen Seher und Dichter sind ein klares Zeugnis dafür, wie tief das Naturerleben in ihre Frömmigkeit eingegriffen hat. „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser“ Am Wasserfall, wo die Wogen niederschweben und der Gischt wieder aufdampft gen Himmel, schaut Goethe das strömende Wesen der Seele, das Menschsein in seiner lebendigen, aus den ewigen Gründen kommenden Bewegtheit, zu denen es wieder aufsteigt, wo die Sonnenstrahlen sich im Gischt zu zarten Regenbogen brechen, da ahnt der Mensch die unendliche Schönheit seines innersten Wesens. Oder sieht Goethe eines Tages, wie eine Vogelmutter neben ihren eigenen Jungen sich der Jungen eines verlassenen Nestes annimmt, sie betreut und zügt. Dieser Anblick ergreift ihn so, daß er ausruft „Wer das sieht und nicht an Gott glaubt, dem ist nicht zu helfen.“ Das einfache Lebenssymbol der Mutterliebe eines Tieres wird ihm zur Offenbarung Gottes.

So schaut Arnoldt im Symbol von Mutter und Kind die „ewige Liebe“.

Wer eine Mutter leben kann mit dem über ihrem Kinde leuchtenden Himmel ihres Liebesangesichts, und noch an einen Tod oder eine kalte Wäldergrube in der Natur glauben, von dem weiß ich nicht, wo ihm sein Irrenhaus gebaut werden soll<sup>3)</sup>.

Bersinn ist es für ihn, wenn ein Mensch von diesem Symbol des Mutterseins nicht aus tiefer Erkenntnis wird als von einer selbstverständlich-karen Offenbarung der Gegenwart einer Liebe.

Wir wissen von Arndt, daß er als Knabe eine kosmische Vision des Meeres erfahren hat, die ihn tief erschütterte. Und für ihn war die ganze Natur in allen ihren mannichfachen Wechseln von Leben und Tod, von Gebaren und Sterben, von Trost und Spiel, schon und lustig. Sie trauet sich in ewiger Fülle und Seligkeit. Die Natur ist ihm Mutter aller Gestalten, und ihr Gang kann dem Menschen zum Vorbild sein.

Sicher geht der Mensch auf der Erde, indem er alles als Notwendigkeit nimmt und in dieser Notwendigkeit stumm vortritt, wie das Wasser fließt und der Baum wächst und der Vogel singt. So besteht es sich bei dem Menschen der erhabene Natur einer physischen Notwendigkeit die allen der Leben und Schicksal Gestalt geben und Ruhe bringen kann. Er sieht den Baum wachsen und verwelken; sieht Leben und Sterben im Erheben im Sinken, in sich selbst; er spürt das Bedürfnis seiner lebenden Natur und lebt und atmet jedes ander. Aber wird es noch bei Arndt stehen aber doch anfangen können haben. Er spürt die Liebe, die ist und Sterben, schaut der Elemente aber sich mit Ehrfurcht und so kommt er zur Verehrung auch der Elemente seines Leibes. Aber leben diese Notwendigkeit der Erde nicht mehr als etwas Unheiliges an welcher in ihr die Götter schlafen und ein überwältigendes Leben finden.

Erst auf dieser Grundlage konnte die frohe Notenschaft von der Heiligkeit des Leibes erwachen, ohne in ihren Doversinn verkehrt zu werden. Gerade Arndt, der Mensch strengsten sittlichen Verantwortungsbebeweises ist es gewesen, der den „gemeinen Qualismus“, der den Leib entwürdigte hart geinelte.

Denn es eine kleine Prophezie über uns gekommen die uns unsere Notstandsparaden bedanken für das Leben und bedanken für das Leben macht die wahre Angst welche unsere schmerzliche Erde einnehmen die Rechte nimmt und sie so lange einwärts und aus geistlich bis sie ein Übergegensatz anerkennen das was ihnen unter dem neuen arischen Namen Land gibt und das was eine große unheimliche Kraft über der Welt und über allem Irdischen schwebt und sich in leiblicher Weisheit und Freude wie mit ihnen verbunden kann).

Erst auf dieser echt germanisch-deutschen Haltung dem Leib gegenüber kann eine neue Sittlichkeit, eine in Liebe und Ehe, aufgebaut werden, deren Maaß nur den wir das Christentum verantwortlich machen — das größte Linder nur unter Volk gewesen ist.

Wo immer die deutsche Seele zu sich selbst erwachte, da mußte sie die Welt und alles Irdische so ersehen. Sie konnte nicht anders aus der Notwendigkeit ihres Weltens heraus.

Unter Menschen muß man Gott suchen. In den menschlichen Begebenheiten, in menschlichen Gedanken und Empfindungen offenbart sich der Geist des Himmels am hellsten. Wer Gott einmal suchen will, der findet ihn überall.

Wer rührt sich nicht mit süßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborene wird das Abbild jenes Jüngers eine neue goldne Zeit mit dunklen angedeuteten Augen, eine propheetische wunderbar geirrende und ewiges Leben entzündende Zeit sein — eine große Versöhnungszeit, ein Heiland der wie ein echter Genius unter den Menschen ein heimlich nur geglaubt nicht gesehen unter zahllosen Gestalten den Blicken sichtbar als Dorn und Wein vergeht, als Genosse umarmt als Feind getödtet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wohlthat als Tod unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrauchenden Leibes aufgenommen wird.

Diese Sätze von Novalis klingen wie ein neues Evangelium!

Schon mitten in der Zeit, als das Christentum mit seiner ganz andern Weltanschauung die germanisch-deutsche Seele bedruckte, erhebt sich ein Flehbarth kühn über alle dogmatische Vernichtung der Herrlichkeit der Welt zu einer deutschen Weltanschauung: „Gott ist in allen Kreaturen gleich nahe. Der weise Mann spricht: Gott hat sein Reich über alle Kreaturen ausgespreitet, also daß man ihn in einer jealichen finden mag und bekennen, wenn das einer innerlich erareiten kann“<sup>1)</sup>. Und in derselben Welsergriffenheit ruft Novalis:

„Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr innefinden zu forschen, als wenn du auf eine grüne und blühende Wiese gehst“<sup>2)</sup>.

Wo so die Welt erlebt wird, da ist man in ihr im „Reich Gottes“. Hier findet alles den ewigen Willen, hier ist überall Gegenwart des Göttlichen. Ein Baum in seiner wurzeltiefen Gelassenheit kann die Seele betreten aus tiefstem Leid, aus lähmender Verstrickung in das Gemeine. Sein Rauschen kann uns umhüllen mit mütterlicher Nähe und stille hineinziehen in die Gemeinschaft der Mächte, die die Welt geheimnisvoll durchwirken. Seine Äste, im Sturm geschüttelt, erareiten uns wie die Gewalt eines Unwiderstehlichen. Ein Vogel, der auch durch den Stromenden Regen sein Lied schmettert, kann aufrichten aus der tiefen Niedergeschlagenheit, wie ein Gotteswort. Die Berge, die im Mittagsglanz in schweigender Majestät zu uns herüberleuchten, erschüttern uns wie des Ewigen Anstich selber.

Dies ist das unermeßliche Wunder der Natur, daß alles, was in ihr lebt und schwingt, jeden Augenblick zur Offenbarung werden kann, wenn das Herz bereitet ist, wenn wir dem inneren Schicksal offen sind, das uns begegnen will. Keine heilige Schrift ist so groß wie die Welt und das Leben selber. Hier werden wir befreit von Buchertram und Schriftenmüß. Wir begegnen



dem Unmittelbaren. Wer da zu lesen versteht, dem enthüllen sich auch erst die tiefsten Geheimnisse, wovon alle Weisungen melden.

Heilig ist uns die Erde, denn tief innen in ihr wohnt der Gott. Je tiefer man schaut in das Wesen des Irdischen, desto mehr entdeckt man sein Ungeheuerliches, so will es ein morgenländisches Christentum. Wir erfahren es anders. Überall, wo der schauende Blick, das lebende Leben in das Herz der Dinge zu bringen vermag, da beugen sie dem Gott, der dort wohnt und wirkt. Darum ist uns die Erde heilig, nicht weil wir meinen, sie sei nur „gut“. Diese Gottlichkeit ist eingebaut in viel rätselvoll Unheimliches, in viel unbearbeitet Schauerliches. In ihrer Oberfläche wandelt gar oft die Traummurmel und die Niederracht. Aber es ist des Gottes Willkür, sich so einzubilden, wenn er seine Weltgestalt annimmt. Um nichts weniger ist uns darum die Erde heilig. Der Unterschied von heilig und profan ist nur uns verhängen. Wo immer in ernster, gottverbundener Verantwortung gelebt wird, in alles heilig, was man tut. Profan, unheilig ist alles, was getrennt ist von dieser festen Gottesverbindlichkeit und abgarde es sich noch so entfernt und rede es noch so laut von Gott. Heilig ist die Erde, heilig in die Welt, heilig ist das All, weil Gott da ist und wirkt bei allen denen, die diese Heiligkeit erfahren in unbekümmertem, gläubigem Glauben.

Und weil die Erde uns heilig ist, darum lieben wir sie nicht nur mit einer heiligen Liebe, wir betreten die Gaben die sie uns schenkt, mit tiefer Ehrfurcht und Verantwortlichkeit. Das Brot ihres Bodens, die Wasser, die uns tranken und erfrischen die irdische Liebe, des Leibes und der Seele Lammung, die Mütter, das Kind, das aus ihren Krallen sich nährt, die Kraft die uns treibt, der Kampfsinn der uns jauchzen laßt, wenn es ist das Leben zu wahren. Hier sind unsere Sakramente, die Sakramente der Erde, die uns wirken, aber sind denn alle anders. In ihnen webt uns heiliger Geist an, der die Welt durchwaltet in einem ewigen frohen Drängen.

Wo die Natur uns entgegentritt in ihrem schauerlich Unheimlichen, in ihrer Gewalt der Zerstörung, da beugen wir uns, da jammern wir nicht, wir fragen und lauschen nicht. Wir beugen uns in Ehrfurcht vor dem Unbearbeiteten, das, wie wir glauben, nach einem Ratsschluß zum Weltsein gehört. Wahrlich, wir sind keine schmerzhaften Naturchwärmer, die sich aus der Macht der Wirklichkeit in die weichen Gerüche einer schönen Seele flüchten wollen. Wir stellen uns der Welt, wie sie ist, nicht, wie wir sie erträumen. Denn gerade so ist sie uns recht. Die schweren Fragen die uns die dunkle, die schaurige Seite der Natur aufgibt, versinken in

einem unerschütterlichen Vertrauen, in dem Ja zur Welt und zum Sein, das aus der Tiefe unserer Seele aufsteigt und sich eint mit dem Jawillen der Urnatur, die schafft und wirkt nach eigenen ehernen Gesetzen. Eine optimistische Weltanschauung, die nur Schönes und Gutes in der Welt zu sehen vorgibt, scheint uns armelig und klein. Unsere Weltanschauung ist eine tragische, denn wir wissen um Rätsel und Widerspruch in der Welt. Wir kennen die dunklen Mächte, die hier walten, wir verstehen es, wenn unsere Vorfahren versucht haben, in Foli diesem Dunklen Gestalt zu geben, wenn Völker anderer Weisensart den Satan erschauten, um dieser unheimlichen Widersprüche Grund damit zu benennen. Aber Foli war der Helfer der Götter, zu den Aen ward er gezählt und hat einstens mit Odin, dem höchsten Gotte, Mutsbruderschaft getrunken. Wir trennen die Welt nicht in Gott und Teufel. Sie ist uns in einem letzten Abgrund eins, und dort hat ihr Furchtbares und Unheimliches, haben ihre Rätsel, hat selbst ihr Vorges über-schwänglichen Sinn.

Des Vertrauen in den Gott, der in der Welt Gestalt gewinnt und dessen Gegenwart wir überall in ihrem Bereiche spüren, ist seine Schöpferkraft in unseren eigenen Herzen, die immer erneute Geburt unseres Glaubens aus dem Unmittelbaren, der uns Ja sagen laßt zu seinem Tun und Sein. Weil wir aus ihm leben, brauchen wir uns nicht optimistisch zu belagen und das Dunkle wegzudisputieren, noch auch besiegt uns jene weiche Schwachheit nach dem Reich des Friedens, das einst alle Widersprüche aus der Welt schaffen soll. Klein und leicht erschiene uns eine solche Welt. Groß ist sie uns und tief, weil sie voll Unberechenlichkeiten ist. Wir lieben, wir verehren das Unberechenliche mit schaffender Liebe. Und den Rätseln des Lebens blicken wir tapfer ins Gesicht. Sie sollen uns hart ansehen und drohend. Begründet in jenem letzten Grund sind wir ihnen gewachsen.

Wir machen keine Rechnung mit der Natur, auf Grund deren wir sie als die „heimtliche“ erschließen. Wir haben kein Idealbild von dem, was sie sein, wie sie wirken sollte. Wir wäghen nicht, ihre Rätsel auflösen zu können. Nichts ist uns widerwärtiger als die Versuche, den Gott in seinem Walten vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen. Dazu ist er uns zu groß, zu göttlich. Nicht wir haben den Plan zu entwerfen, nach dem die Welt ihren Gang gehen soll, sondern in ehrfürchtig schauender und tätiger Hingabe an Welt und Leben sollen wir die ewige Tiefe der Welt erfahren.

Dem, der in dieser Haltung lebt, geschehen große Dinge in der Seele. Nicht nur, daß ihm der Gott im Großen und Schönen, in der Liebe und im Plan, der die Natur durchwaltet, begegnet. Nutzen aus ihrem Schauerlichen und Unerbittlichen tritt uns plötzlich lester Sinn entgegen, ein Ahnen und Wissen darum, daß es gerade so recht ist, wie es ist.

Anderß wollen wir es gar nicht. Denn der Deutsche Glaube ist Wirklichkeitsglaube und unsere Weltanschauung ist Schau des Tatsächlichen, aber des Tatsächlichen in seiner Tiefe. Wenn in uns der kleinste Verdacht ist, daß wir irgendeinem Gegebenen ausweichen, fühlen wir uns als Verleugner unseres Glaubens. So wie die Welt und das Leben sind, wie sie gebaut sind nach ewigem Willen, so wollen wir sie erleben und mentern.

So sagt es Nietzsche:

„Immer redlicher lernst es reden das Ich und je mehr es lernst, um so mehr findet es Worte und Ehren für Leib und Erde.

Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich den lehre ich die Menschen nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erden Kopf, der der Erde Sinn schafft!

Einen neuen Willen lehre ich die Menschen diesen Weg wollen, den Blindlings der Mensch gegangen, und auf ihn berufen und nicht mehr von ihm beiseite ziehen, gleich den Kranken und Absterbenden.

Kranke und Absterbende waren es die verachteten Leib und Erde und erländen das Himmlische und die erlösenden Blutstropfen aber auch noch diese süßen und düstern Gifte nahmen sie von Leib und Erde.

Ihrem Elende wollten sie entlaufen, und die Sterne waren ihnen zu weit. Da seigten sie: „Daß es doch himmlische Wege aöbe sich in ein andres Sein und Glück zu schleichen!“ da erländen sie sich ihre Schliche und blutigen Tränkslein!

Ihren Leibe und dieser Erde nun entrückt wahnnten sie sich diese Undankbaren. Doch wenn dankten sie ihrer Entdeckung Krampf und Wonne? Ihrem Leibe und dieser Erde.

Wohr ist Zarathustra den Kranken. Wahrlich er zürnt nicht ihren Arten des Seintes und Undanks. Wogen sie Gesehende werden und Überwundende und einen höherem Leib sich schaffen!

Sucht auch zürnt Zarathustra dem Gesehenden wenn er zärtlich nach seinem Nahne blickt und miternachts um das Grab seines Vaters schleicht aber Krankheit und kranker Leib bleiben mir auch seine Kranken noch.

Vieles krankhafte Volk gab es immer unter denen welche dachten und gottföchtig sind, während haben sie der Erkennenden und jene jüngste der Tugenden welche heißt Redlichkeit.

Rückwärts blicken sie immer nach dunklen Zeiten da freilich war Wahn und Glaube ein arder Ding, Ralerei der Vernunft war Gottähnlichkeit und Zweifel Sünde.

Wagut kenne ich diese Gottähnlichen sie wollen daß an sie geglaubt werde, und Zweifel Sünde sei. Wagut weiß ich auch, woran sie selber am besten glauben.

Wahrlich nicht an Hinterwelten und erlösende Blutstropfen sondern an den Leib glauben auch ne am besten, und ihr eigener Leib ist ihnen ihr Ding an sich

Aber ein krankhaftes Ding ist er ihnen und gerne möchten sie aus der Haut fahren. Darum horchen sie nach den Predigern des Todes und predigen selber Hinterwelten.

Hört mir lieber, meine Brüder, auf die Stimme des gesunden Leibes: eine redlichere und reinere Stimme ist dies.

Nebst der redet und reiner der gesunde Leib, der vollkommne und rechnungslige und er redet vom Sinn der Erde<sup>21)</sup>.

Die Gegner Deutschen Glaubens meinen unsere Art von Frömmigkeit abtan zu dürfen mit dem Worte Pantheismus, diesem alten Schlagwort, mit dem man weltfrohe Gläubigkeit geachtet hat. Wenn wir im Meer, im Baum, im Mittersein von Gottes Gegenwart ergriffen werden, so heißt das nicht, daß uns der Gott verpönt im Weltsein. Der Pantheismus landläufiger Prägung ist eine ästhetische und intellektualistische Ausleerung indogermanischen Weltglaubens. Für uns hört der Gott nicht auf, wo die Welt aufhört, noch fängt er mit ihr an. Denn er ist ewig und das ewige Sein ist unbedeutend. Ein Gott, der im Weltsein versänke, wäre kein Gott. Er ist die Welt und weist in der Welt und ist immer doch noch anders als sie. Dieser Glaube erst gibt den tragenden Grund zur Meisterung der Welt und des Lebens. Welt liebt Welt, auch wenn sie göttlich ist. Und Gott ist Gott, auch wenn er in der Welt sich borgt.

Die philosophische Strömung, die man Pantheismus nennt, ist weitbin als Reaktion zu verstehen gegen eine Gotteslehre, die den Gott hinausdrängt aus der Welt. In der Abwehr gegen diesen Irrglauben setzt der Denker dann den Gott entgegen, der in der Welt wird. Doch Abwehr ist nicht Schöpfung, und Reaktion ist nicht Geburt. Wer den Ewigen wirklich in der Welt erfährt, wem diese Erfahrung zum Glauben wird, der erfährt auch, daß sein letztes und innerstes Wesen überweltlich ist. Man nenne dies nicht jenseits und nicht transzendent. Alle diese Worte vermögen nicht das unbegreiflich wunderbare Sein des Gottes auszudrücken, der alles trägt und lenkt, die Seele löst in ewiger Gemeinschaft, der da ist in allem, was erscheint, so auch in uns, und der doch über allem weist von Anfang und ohne Ende. Von ihm zu hängen, geknüpft wohl se nem, der nicht sich selbst vergißt und was die Welt ihm heutzutage um sich dem Letzten hinzugeben in schweigender Gelassenheit. Dort hört er jenes Gottes geheime Stimme:

Vielfältig im All ausgedreht ist mein Sein,  
Ich bin die Elemente, die da bauen,  
Bin Erde, Wasser, Feuer, Luft und Äther,  
Bin Geist, Gedank und herrischer Will.

Doch höre Höher noch als dieses alles  
Ist mein wahres Wesen.

Keines Leben,

Das alle Dinge trägt in allen Zeiten.  
Im Wasser bin die Kraft ich die du schmiedst,  
Der Aeth der Erde, dich belebend,  
Die Luft im Feuer, der Geirne Glanzkraft,  
Ich rolle hin im weiten Aether  
Als Licht und Ton saphirner Wellen.  
Getrennt von mir ist nichts.

Geliebter! Schau dies ganze All:

Von mir ist es durchwoben,  
Die Welten aufgereiht von meinem Willen  
Wie Perlen ich immernd an der Schnur  
Ich bin der Welten Anfang und Vollendung,  
Der Schöpf der Dinge und der Abgrund,  
In dem sie leuchtend wiederum versinken.

Ich bin der Mensch im Menschen,

In der Worte geheimen Sinn

Der schallend tönt dem gottberührten Ohr  
Wo still verorgen in den Herzen sich Glauben regt,

Du ich,

Und wo ein Überwinder wandelt  
Bin ich die Freiheitskraft in ihm.  
Ich bin der Starken drängende Stärke  
Und löse sie von schmöder Fesseln  
Und engbegrenzter Fesseln Haft.  
Ich bin die Liebe in den Weisen,

Die groß ist

Gehorchend ebernen Gesetzen —

So bin ich alles Lebens Leben.

Die Dinge sind in mir,

Doch ich bin an, bewegt von ihrem Wogen —

Du ewig anfanglos und ohne Ende,

Das Unerschütterte

Im ewigen Werden und Vergehen \*)





### Drittes Kapitel

## Der germanisch-deutsche Lebensglaube<sup>1</sup>

Das Leben ist ewig und kein Mensch kann sein Geheimnis ergründen. Aus ihm sind wir hervorgegangen, es trägt uns und nimmt uns wieder zu sich, wenn seine Zeit für uns gekommen ist. Wir Menschen sind ein Punkt in seinem ewigen Sein. Und doch sehen wir Tausende und Ubertausende von Lebewesen vor unseren Augen entstehen und vergehen. Die Mutter Erde gebiert Millionen von Menschen zu ihrem lust- und leidvollen Dasein. Und seit Jahrhunderttausenden stulen sie wieder zurück in ihren Schoß. Und doch ist auch sie nur ein winzig Wesen in dem Raum der Welten, die um unsere Sonne kreisen. Und auch dieser Raum ist kaum ein Fleckchen in dem gewaltigen Milchstraßensystem, zu dem wir geboren und das sich Millionen von Lichtjahren ausdehnt. Ja, selbst diese Sternentwelt ist wohl nur eine von vielen. Sie ist entstanden und wird vergehen. Und darüber hinaus dehnt sich das lebendige Sein in unaussprechbare Räume und Zeiten in ewigem Werden und Vergehen. Versuchen wir diesen ungeheuren Lebensraum phantasierend wirklich zu durchdringen, so wird er uns zum erschütternden Erlebnis des Unendlichen, wie es Schiller in seinem Gedicht „Die Größe der Welt“ ergreifend gestaltet

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug  
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,  
Bis am Strande  
Ihrer Wegen ich lande  
Unter wem? wo kein Hauch mehr weht  
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich aufstehn,  
Tausendjährigen Ganges durchs Firmament zu gehn,  
Sah sie spielen  
Nach den lodenden Zielen,  
Stehend sahste mein Blick umher,  
Sah die Räume schon sternemier.

### Drittes Kapitel. Der germanisch-deutsche Lebensglaube

Anzuferren den Flug weiter zum Reich des Nichts  
Grear' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts.  
Nebellicht trüber  
Himmel an mir vorüber,  
Westsysteme, Fluten im Reich,  
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir  
Rausch entgegen. „Halt an! Wälder, was suchst du hier?“  
„Zum Gei ade  
Seiner Zeit meine Plade!  
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht  
Und der Markstein der Schöpfung steht!“ —

„Steh! du segelst umsonst -- vor der Unendlichkeit!“  
„Steh! du segelst umsonst -- Pilger, auch hinter mir!“  
Senke nieder,  
Ablergebaht, dein Gefieder!  
Kühne Seglerin Phantasie,  
Wurf ein mutiges Anker die.

Wir stehen vor Unfassbarem und sind doch hineingezogen in den ewigen Rhythmus dieses Lebens, der auf und ab wagt in ewigkeits tiefen Schöpfungswellen. Schon die alten Indo-Arier hatten diesen Rhythmus erschaut und ihn gestaltet in dem Mythos vom Brahma-Taa und der Brahma-Nacht. In Millionen und Übermillionen von Götterjahren gegenwärtig sich der Gott sichtbar in Welten und Lebewesen. Dies ist seine „zugewandte Seite“. Dann aber bricht die Dämmerung herein über das ganze Weltall. Das Leben sinkt in abarundtiefen Ruhe. Der Gott selbst ringelt sich zusammen wie eine Schlange und ruht ewigkeitslang. Doch wiederum steigen die Wellen des Lebens aus der Göttertiefe auf und aufs neue treten Welten und Wesen aus Licht eines neuen Schöpfungstages. Und so immer fort; denn das Leben ist ewig, wie der Gott.

Derselbe Gedanke hat sich im nordischen Mythos von Ragnarök gestaltet. Nach dem Untergang der Voluspa, dem großen Seherinnenepos, in dem die Seherin auf Heberg Odins Beginn, Schicksal und Untergang der Welt beschreibt, hat sie neun Welten gesehen und neun Weltenbäume (Vers 2). Dieser Vers ist bislang mißverstanden worden. Er besagt in Wahrheit dies, daß nach nordischer Überlieferung schon neun Welt- und Götterzeiten aus dem Urgrund des Seins aufstiegen, um wieder in ihn zu versinken. Der Sturz der neunten Welt mit ihren Göttern ist in dem Gedicht gemeint. In einem großartigen Bild schildert die Seherin die Endzeit.

Es steigt zum Himmel  
Im Sturm das Meer,  
Es stürzt auf's Land,  
Die Luft verborrt.

Schneesturm kommt dann  
Und scharfer Wind:  
Dann ist das Ende  
Den Aßen gesetzt \*).

So wird in der kürzeren Geheimrede das Bestende in ein paar gewaltigen Bildern gezeichnet. Midgard, die Menschenwelt, und Asgard, die Welt der Götter, stürzen ineins zusammen. Doch ist dies nicht ein Nichts. Sie fallen in den ewig schaffenden Grund, aus dem sie einst kamen. Darum auch steigt aus diesem Grund eine neue Welt empor:

Sich aufsteigen  
Zum andern Male  
Land aus Fluten,  
Frisch ergrünend  
Fälle schäumen,  
Es schwebt der Aar,  
Der auf dem Felsen  
Fische weidet.

Auf dem Idafeld  
Die Aßen sich finden  
Und reden dort  
Vom riesigen Wurm  
Und denken da  
Der großen Dinge  
Lad alter Runen  
Des Vaterfürsten.

Wieder werden  
Die wunderbaren  
Goldnen Eseln  
Im Gras sich finden,  
Die vor Urtagen  
Ihr eigen waren \*).

Nichts konnte diesem gewaltigen Lebensdrang aenstigen als der Gedanke, daß das schaffende Leben ohne Ende wirkt und alles wieder in sich zurücknimmt.

In diesem Glauben und Weiterleben war die erste Frage nicht nach Sinn und Ziel des Daseins. Kein Reich Gottes ward hier erschaut, das in ewigem Frieden von Ewigkeit zu Ewigkeit steht, sondern der ungeheure Rhythmus des Werdens und Vergehens, der in sich selbst, in seinem Leben, in seiner Bewegung, in seiner Lust und seiner Pein den Sinn hat. Entzissen allem Gräbeln über die Frage: Wozu dies alles? waren die Menschen dieses Glaubens in den ewigen Rhythmus hineingezogen als in ihr Wesenselement. Sie bedurften keiner Sicht in ewig stille, jenseitige Gefilde. Nicht daß sie nicht auch die Sehnsucht nach einem tiefen Seelenfrieden in sich getragen hätten, befreit von der Bananis des ewig sich Wandelnden und nie Beharrenden. Kein echter Glaube ist ohne diesen Frieden und ohne diese Befreiung in das, was ewig steht. Im indogermanischen Glauben wird überall die ewige Ruhe mitten im Werden und Vergehen, im Kämpfen und Ringen, in der ganzen Fülle des Lebens mit seiner Lust und seiner Pein erlebt.

Wenn im Unendlichen dasselbe  
sich wiederholend ewig fließt,  
das tausendfältige Gemüthe  
sich kräftig ineinanderfließt  
Ersieht Lebenslast aus allen Dingen  
dem Kleinen, wie dem größten Stern  
und alles Frängen alles Ringen  
(ist ewige Ruh in Gott dem Verrn<sup>en</sup>).

Wir selbst sind ein Teil dieses Lebens. Zwar ein Augenblick nur in dieser Unendlichkeit ein kleiner Winkeln in den Atomwirbeln, aus denen in Jahrbillionen Sternennebel zu Sternen werden und zu Erden, auf denen Meien sich sammeln. Doch die Würde des Menschen ist die, daß er sich trotz der Unendlichkeit seiner Zeitspanne erleben darf als eingeboren in die Gemeinschaft des tragenden und schattenden Allraumes. In dem Augenblick erblickt sich das innerste, geheime Meien des Menschen, der „göttliche Funken“ in ihm, der aus ewiger Nacht in einem Gefäß, das gar bald zerbricht. Hier ist eine mit dem Allgrund aller Dinge so der. Der Mensch lebt nicht nur als das flüchtige, von Leid und Not und Schuld bedrängte Wesen. Er wohnt im Leben selber und errahet des Lebens ewigen Grund als seines Herzens Genossen.

Darum wird uns das recht gelebte Leben überall zur Offenbarung. Gerade dieses Leben, das wir zu leben haben. Jeder uns geistigste Augenblick ist ein Preislaß von ihm. Das Dasein mit all seiner Last, seinem Kampf und seiner Traut ist seine Gegenwart. Darum kann jede Pause dieses Daseins, so wie es dann erlitten nehmen, ein Tor werden zu der heilsamen Erfahrung letzter Wahrheit. Hier stehen, wo wir fest im Leben stehen, immer an der Schwelle der ewigen Welt.

Darum trägt dieses Leben seinen Sinn in sich selber. Es ist nicht nur ein Vorläufer, das sich in einer andern Welt zu erfüllen hatte. Es ist ein Ganzes, wenn auch nicht Endausges, das nicht erst seinen Wert erhalten mag. Durch einen Himmel, der auf uns wartet. Denn das was mit dem Himmel gemeint ist, das Unerschütterliche und Unverlierbare, ist dem, der in einem wahren Lebensglauben steht und in die Tiefe zu leben gelernt hat, hier auf dieser guten Erde erfahrbar nahe.

Es ist kein Ding so lieb und so begehrenswert wie das Leben. Warum lebst du? Um zu leben und weißt doch nicht warum. So begehrenswert ist das Leben, daß man es um seiner selbst willen begehrt.

Was ist Leben? Gottes Wesen ist mein Leben. Ist mein Leben Gottes Wesen so muß Gottes Wille das meine sein und Gottes Jüngkeit meine Jüngkeit, weder weniger noch mehr“<sup>1)</sup>.

so redet **Eckhart** vom Leben in diesem Dasein. Darum kann jeder Augenblick und selbst das Nächste heilig werden, wie **Eckhart** weiter in einer Predigt sagt:

Denn wahrlich! wer da wohnt in Verfunkenheit, Abacht, schmelzenden Strahlen und leuchtendem Ansehen, den mehr von Gott zu haben als der in Dunkelheit oder in Nacht: da tut du nichts anderes als ob du Gott nimmst und in Gestalt ihm einen Mantel um das Haupt und steckst ihn unter eine Haat! Denn wer Gott unter bestimmten Formen sucht, der ergreift wohl diese Form, aber Gott der in ihr verborgen ist, entgeht ihm. Nur wer Gott unter keiner Form sucht, der ergreift ihn wie er sich selber ist. Er spricht: **Wem? Lebt mit dem Leben?** und ist selber das Leben. Wenn man das Leben fragte tausend Jahre lang: **Warum lebst du?** wenn es überhaupt antwortete, würde es nur sagen: **Ich lebe um zu leben!** Das ruhet daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grunde lebt aus seinem Eigenen quillt, darum lebt es ob es ein Warum es lebt nur sich selber! Und fragte man einen wahrhaften Menschen: einen der aus seinem eigenen Grunde wirkt: **Warum wirkst du deine Werke?** wenn er recht antwortete, würde er auch nur sagen: **Ich wirke, um zu wirken!**).

Wer so lebt, „sunder warumbe“, ohne ein Warum, kann sich jeder Forderung des **Saaes** mit stillkräftigem Willen hingeben als an einen göttlichen Dienst. So wird ihm auch vollstäniges Bescheiden zur Forderung leister Wirklichkeit. Und die Pflicht des Augenblicks ist ihm Maß schaffender Notwendigkeit. Er lebt und wirkt, weil er gelebt und gewirkt wird von innen her, vom Leben selber, das ewig ist. Er wird geführt von einer Macht, die weil sie alles durchdringt, ihn von allem kleinen Eigenwillen und Eigennutz befreit und einhiedert in das große Reich des Ganzen.

Enga verknüpft mit dem germanisch-deutschen Lebensglauben ist der Glaube an das **Weise**, das die Welt durchwaltet und das sie in strenge Ordnung bindet.

Da und dort in der Lebens- und Glaubensgeschichte des modernen Deutschland hat man dem Leben an und für sich das Wort geredet. Und viele der an der Oberfläche Lebenden haben dies dahin mißdeutet, daß es sollte, sich „aus-leben“, d. h. jedem Triebdrang in uns freie Bahn zu lassen. Solcher Lebensglaube erscheint aber als armelige Korollatur des echten. Dem im wahren und tiefen Sinne Lebensgläubigen gebort am Leben die strenge Ordnung, die in der Natur walitet und die im Menschen tief in seiner Seele sich ankündigt, wenn er das Obere hat, in die Tiefe zu horchen. Aber er muß bereit sein, wie dem Leben sich zu vertrauen, so auch der Ordnung, die in ihm fordernd ruft, zu gehorchen.

Schon im **Indo-Arischen** gehört zum schaffenden Lebensgatte, zu **Ura**, dem Lebendigen **ria**, das ewige Weltactes, das im Stromen der Flüsse sich ebenso offenkundig, wie in der Ordnung der



Sippe und den Regeln der Schlacht; im Herzen der Natur mit derselben Gewalt, wie in den Herzen der Dienenen, damit sie ihr Leben ordnen, daß es sich einrüge in den großen Gang des Ganzen. Denn *sta* bedeutet das nach ewigem Gesetz sich Entrollende, der Gang des Geordneten.

Aus diesem Glauben in die im Ewigen wurzelnde Ordnung des Seins kommt jenen Menschen auch die Ruhe und die Gelassenheit, mit der sie sich dem Leben und dem Gotte „lassen“, d. h. mit innigster, opferbereitetester Ergriffenheit einfügen in das Ganze.

Das ewige Gesetz mag sich verschieden darstellen, daß es matter und daß wie seine Stimme zu erhörten vermögen, das ist eine Überzeugung, die dem Lebensglauben tiefsten Inhalt und würdigste Kraft gibt. Denn sie schafft das Gefühl unentrinnbarer Verantwortung.

Weil dem germanisch-deutschen Menschen und insgesamt dem indogermanischen Gesetz und Ordnung in der Welt Offenbarungen wurden des Willens letzter Wirklichkeit, gewinnt er auch zur Wissenschaft vom Weltbau und vom lebendigen Sein, die ja in erster Linie die großen Ordnungen erforscht, ein neues Verhältnis. Hier ist kein Gegensatz von Glauben und Wissen. Nicht daß die beiden ineingesetzt würden, denn die Wissenschaft, deren Instrument der Sinne Wirken und des Verstandes strenge Folgerung ist, macht, sich bescheidend, halt an jener Grenze, wo das Gemüt letzte Wirklichkeit erahnt. Aber das Gemüt begleitet die Forschung nicht mit ängstlicher Schärde, stets furchtend, daß etwas aus Licht komme, was seine eigene Schau in Frage stellen könnte. Nein, beglückt beglückt der lebensglaubige Mensch jeden Schritt ins Innere der Erscheinungen. Es kann ihm ja nichts begegnen, was er nicht freudig als sein Eigenes begrüßen dürfte. Wenn sich aber der letzte Wesenstern der Erscheinungen dem Blick und Verstand des Forschers immer geheimnisvoller verbirgt, magt er sich nicht an, ihn zu schulmeistern, sondern dankt ihm, daß er ihn an die Schwelle des Geheimnisses vom Leben führt.

Die Zelle lebt, und wir sehen ihr Wachstum und ihre geordneten Funktionen wohl. Aber jenes letzte Schaffende entdeckt kein Auge und wäre es noch so scharf bewaffnet. Ergriffen folgen wir der Führung in den Bau der Atome und stehen staunend vor dem wunderbaren, kraftlebendigen Kosmos, der sich hier im kleinsten Baustein der Welt dem Geiste enthüllt. Im engsten Raume, der nur durch vielfache Vergrößerung sichtbar ist, kreisen Kraftträger in wohlbestimmter Ordnung. Wo aber birgt sich jenes unsichtbare Geheimnis, das sie schafft und lenkt nach

ewigen Gelehen? Die Blut in des Gemütes Tiefe strahlt auf als  
Fante dieser Offenbarung der ewige Lebensgrund, der uns  
selber tragt, ist dort am Werk und tragt und baut die Welt.

Wenn wir uns so mit dem Geheimnis des Lebens verbinden, dann wird aus auch das Einbezogenwerden in den großen Entwicklungsstrom alles Lebendigen zu einer erfahrbaren, uns bereichernden und befreienden Wirklichkeit. Was war und wurde, und wir auch immer gewesen, in allem freit daselbe Leben. Unser Leben strömte seit uralter Zeit im Werden und Weien. Darum sind wir ihnen allen verbunden. Aus dieser Allverbundenheit wächst in uns still die Allliebe, die nicht von außen her getordert zu werden braucht, weil sie in uns ist, da wo wir unser eigenes Sein in der Tiefe erfahren. Kein „Du sollst lieben“ braucht uns zu mahnen. „Ich darf, ich mag lieben,“ so drängt es in uns auf der dieser Welt- und Lebensschau in fast unversierter Selbstverständlichkeit. Und gerade diese Selbstverständlichkeit gibt einem solchen Glauben seinen festen Adel.

[illegible]

## Drittes Kapitel Der germanisch-deutsche Lebensglaube

Der Schleier fiel für mich vom Ihsbild  
 Doch trug der Dichtung kein ich nicht gestorben  
 Vom Sonnenkranz der blendend ihm entquillt,  
 Ich habe nur ein höher Glück erworben.  
 Ich wußte man des Glück zu schätzen,  
 Das den entschuldiget, der beargroßt  
 wie lachendes nach einem Meeresstern  
 Das Leben stufenweis emporsteigt  
 Wie auch der Menschengeist so wunderbar  
 Und rathlosheit uns durch sein Allmachtschein,  
 Allmählich leuchte aus dem Mutterhoh  
 Der irdischen Natur allein,  
 O könnte man die Sonne vorempfinden,  
 Berechtigt zu der Erde schöner Lust  
 Als echtes Kind an ihrer Mutterbrust  
 Nach langem Fühlensschmerz das eigene Selbst zu finden  
 Man gab es auf noch immer Sturm zu lauten,  
 Der war ein neues Licht in alle Sagen dröten,  
 Entstanden, als der Bau der Welt noch lag verschattet  
 Die Erde ist mir die heilige Madonna  
 Mit der sich ruht der Gott der Sonne  
 Der alles was sich um ihn der bewegt  
 In allmählich flammenden Armen trägt,  
 Wie sonst mit Fülle gesättigt  
 Des goldenen Strahlenregens Zeugungsfrucht  
 Durchdringt der Erde Mutterkraft  
 Das Kind das sich zuerst aus ihrem Schoße wand  
 Hat sich den Gottessohn genannt ..").

Dies ist der Mensch in seiner göttlichen Natur

Der Lebensarund ist Einer Aus ihm steigt der  
 Strom des Lebens und das ewige Gesetz das Muß des Lebens  
 und das Muß der Liebe Jeder Gedanke, Wort und Tat soll aus  
 der Verbindung mit diesem einen Grunde entspringen Dann ist  
 das Leben Lust und Größe Nicht enge Einsamkeit, noch lust-  
 querrae Triebe vermögen einen solchen Menschen zu würdelosem  
 Dasein zu verleiten Lebensglaube ohne Seelenaröthe  
 und ohne des Geistes und Gewissens Adel ist  
 kein Glaube an das Leben Es ist ein Irren in dem  
 Chaos trüber Kräfte Der ewige Lebensarund ist Einer und sein  
 Gesetz ist Eines Diesem ueberiam sein, heißt recht leben, denn  
 was wir sind und tun, bestimmt das Ganze mit Nichts acht ver-  
 loren, was wir treiben So sind wir einbezogen in ein Schaffen,  
 Teil von ihm und Mitwirkende, Mitverantwortliche Wir er-  
 schauern vor dieser Größe unseres Menschseins Dies ist der  
 Sinn des Lebens: daß wir in diesem Gesamten in strenger Ver-  
 antwortung vor den Gezeiten des Lebens unsere s Daseins  
 Kreise vollenden und dadurch den ewigen Ring mitrunden.

Das Leben, das vor uns liegt und das wir irdisch gebunden  
 leben, ist die eine Wirklichkeit, der wir dienen. In ihr ist die

innere, die mit dem Herzen, dem Gemut erfasst wird. Kein besseres Wort für uns als dies: Lebe der Erde treu, so lebst du treu dem Gott. Er ist der ewige Lebensgrund, dem wir uns zu einen vermögen gerade dadurch, daß wir des Lebens irdisches Sein diesseitsbeziehen ehrlich und treu bejahen durch die Tat. In dieser Haltung wird uns das Leben höchstes Gut. Echte Hingabe an dieses Leben ist Fühlungsabgabe mit seiner ewigen Tiefe. Ihm gehorsam sein, heißt die Offenbarung seiner Geheimnisse herbeirufen.

An mancher Wende unseres Weges tritt uns das Leben in dunkler Gestalt entgegen und wir bangen vielleicht einen Augenblick vor ihm zurück. Aber unser Lebensglaube überwindet dieses Bangen. Mutig schreiten wir ihm entgegen, uns ihm auch in dieser Gestalt zu stellen in tapferem Wagnis. Und siehe da: mitten im heißen Ringen mit dem Schwersten blüht es auf in unserer Seele. Ein Blick in das Innerste jener dunklen Gestalt wird uns geschenkt und wir erfahren tief bealudt, daß sie verbergen in ihrem Mantel der Gaben höchste uns entgegenbringt. Dann durchstürmt das Herz ein neues, freudiges Ja zum Leben, wie es ist und kommt. Denn nicht wie wir es wünschen und erträumen, ist es groß und gut. Nein, so wie es lebendig durch die Tage unseres Daseins und durch der Väter Geschichte. Wer so gelernt hat, des Lebens stiller Mächte sich acht zu beugen, der wird befreit von kleiner Sucht und tritt ein in jenes weite, freie Reich, in dem der Mensch groß werden soll, groß wie das Leben selber, wie der Gott.

Diese Hingabe an das Leben in seiner irdischen Gegebenheit kann den germanisch-deutschen Menschen so erfrischen, daß er um seines Lebensglaubens willen jeden „Glauben“ als ihn hindernd beiseiteschiebt, so wie wir es etwa bei Nietzsche finden.

Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Götterdämonen sind es, ob sie es wissen oder nicht.

Wächter des Lebens und es Absterbende und selber Vergiftete, deren die Erde müde ist: so mögen sie dahinsinken!

Einst war der Himmel an Gott der große Himmel, aber Gott starb, und damit starben auch diese Himmelstätten. In der Erde zu freuen, ist jetzt das höchste und die Gemeinde des Unersorglichen höher zu achten als den Sinn der Erde!)

Oder auch bei Binding:

An nichts zu glauben um keine Grenzen des Glaubens zu haben: vielleicht ist das eines Dichters Glaube. Ich lieh von allem Glauben weg, um zu diesem Glauben zu gelangen. Die Welt ist groß und das All der Welten ist überaus so groß wie am Ende und wie in Glaube mächtiger. Ich glaube an fern Jenseits am des Diesseits willen. Ich glaube an keine Unersorglichkeit um des Lebens willen. Ich glaube

an keinen Schöpfer um des Geborenen willen. Ich glaube an keinen  
Vater, Sohn oder Heiligen Geist oder an irgend einer Gestalt um des  
Menschen und seiner Gestalt willen.

[illegible]

Der wahre Rahmen eines Menschen, das eigentliche Gebiet seiner religiösen Existenz ist nicht in einem Akt, sondern in der fortwährenden Tätigkeit, die im Grunde einer Religion lebend in jeder Handlung, die ihn auch nur vor die geringste eigene Entscheidung stellt.

Ich werde nicht an etwas Unheilliches denken, nur die Angst-  
lichen, die nicht sterben können. Was kann es mir an-  
gehen? Ich werde ge-  
heißt haben und nicht sterben. Es wird mit mir sein, so wie es  
haben. Ich werde das Leben nicht dadurch verlieren, daß ich hinter  
ihm noch etwas erwarte.

Gutes, welches nicht ich bin, das unbezahlt  
 Gute, welches nicht ich bin, das unbezahlt  
 das ich nur ein Kind, das ich nur ein Kind  
 ich nicht gelebt zu haben, hinterher

Non jeder widerstrebt es nur mich in die Reihe von Gläubigen  
aber ich bin ein anderer aber als G. aber er oder H. er  
der mich in sich aber nicht einen Geist zu streuen. Ich bin ein  
aber ich bin ein anderer aber etwas zu se. Jeder Glaube und  
jeder Glaube enthält — ungewiß eine Rechnung).

Diese Haltung ist nicht Unglaube, sondern tiefmuth-  
gelinde Erdtrübsamkeit, ein Glaube, auf den die  
landläufigen religiösen Vorurtheile nicht mehr passen. Glaube ist  
es darum, weil hier bewusster Ernst des Lebens und der Tat,  
strenge Verantwortung vor dem Wirklichen herrschen, weil ein  
Inniges zur Pflicht als Mensch und als Ganzer alles be-  
stimmt, weil hier Hoffnung und Tragkraft aus der Liebe den Men-



fchen befähigen, das Leben in großem Stile zu meistern, fieghaft zu fein inmitten aller Erfhütterungen, weil das Leben felbst als eine Thatfache erfaßt wird, die die Grundlage alles Einzel-Thatsächlichen ift. Denn nicht darauf kommt es an, ob ein Menfch von Gott redet, an ihn „glaubt“, indem er ihn nennt und zu ihm betet, fondern darauf, ob er in Ehrfurcht vor einer großen Wirklichkeit fteht, ob er aus letzter Tiefe feines Wesens und der Welt gläubig und tapfer lebt, ob er ein echter Menfch ift, ein Kämpfer fchaffenden Lebens. Dies ift auch der Sinn jener Goethefchen Verfe, die vor dem Himmelstor, an dem man Umftände mit ihm macht, gefprochen werden:

Nicht fo vieles Federlefen,  
laßt mich immer nur berein,  
denn ich bin ein Menfch gewesen  
und das heißt, ein Kämpfer fein<sup>10)</sup>!

Dem echten Kämpfer gehört nach germanifch-deutfchem Lebensglauben immer das Reich.



## Viertes Kapitel

### Der ewige Sinn des Todes

Aus dem germanisch-deutschen Lebensglauben enthüllt sich uns auch der ewige Sinn des Todes. Die Erde ist uns Heimat und Heiligtum. Es ist ihr Wille, daß die Geschlechter wieder in sie zurücksinken, wie sie aus ihr emporsteigen. Still treiben die Knospen und das frischfröhliche Grün im Frühling an Busch und Baum. Gelassen sinken Früchte und Blätter, wenn ihre Zeit gekommen ist, wieder zu Boden. So kommen und schwinden die Geschlechter der Menschen. Was ist daran nicht gut, nicht göttlich? Nicht ist hier der Tod der Sünde Sold, eine Strafe des Gottes für den Ungehorsam des Menschen. Ein Glaube, der den Tod als Strafe beklagt, ist nicht unser Glaube. Er ist uns fremd, eine Irrlehre, die des Todes heilig göttliches Geheimnis verfälscht. Wir sagen Ja auch zum Tode, denn er ist das göttliche Muß, das heilige Urgeßetz des Lebens, dem wir uns willig fügen. Wir lieben dieses Geheimnis, das am Ende alles Lebendigen steht, damit dieses eingehe in eine neue Verwandlung. Der Tod gehört nach ewigem Gesetz zum Rhythmus des Lebens so gut wie die Geburt. Um beide Pole kreist das Sein mit Notwendigkeit, wie der Erdgeist singt im „Faust“:

In Lebensfluten, im Latensturm  
Woll' ich auf und ab,  
Webe hin und her!  
Geburt und Grab,  
Ein ewiges Meer,  
Ein wechselnd Wehen,  
Ein glühend Leben.  
So schaff' ich am laufenden Webstuhl der Zeit  
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Gewiß erschauert alles Lebendige vor dem Tode. Und oft, wenn wir sehen, wie der Tod mit harter Hand blühendes Leben zerstört, fällt uns die Frage an: „Warum durfte er seines Daseins Kreise nicht vollenden?“ Aber unser Lebensglaube lagt

uns nicht bei dieser Frage verweilen, auf die es doch nie eine Antwort geben wird. Wir wissen, daß das Leben seinen Weg geht und daß dieser Weg richtig ist auch da, wo er für unsere Augen allzu rasch zum Tode führt. Weil wir an das Leben glauben, darum wissen wir auch, daß der Tod kein Leben zerstören kann, daß es nicht mehr wirksam sei.

Für unsere germanischen Vorfahren war der Abgeschiedene nicht getrennt von seiner Sippe. Sterben war für sie nicht ein Verlorenwerden, sondern ein Eingehen in die geheimen Lebensgründe. Nur der Schauplatz des Lebens war ein anderer geworden. Die Macht des Lebens eines Wadereu war unvergänglich und wirkte herein aus jenen geheimen Gründen in den Kreis der Lebenden, diesen helfend, sie warnend, ihre inneren Quellen speisend. Unsere Ahnen haben diesen Gedanken in dem Bild gestaltet vom verborgenen Heim der Sippe im heiligen Berge oder sonst an einem stillen Ort, wohin alle versammelt wurden. Und in der Sage vom alten Barbarossa, vom Kaiser Friedrich, der im unterirdischen Schlosse sich verzaubert hält und teilnimmt an den Geschehnissen droben im Lichte, hat sich dieser uralte gemeingermanische Gedanke zum Mythos gesteigert, der uns heute noch als wahr erareist. Seine Wahrheit ist: Keiner, der echt und groß gelebt hat, ist dem Leben verloren; er lebt auf geheime Weise weiter und wirkt in verzessenen Menschen als gegenwärtige Macht. Der Tod der Ahnen ist überwunden in den schaffenden Enkeln, die das anfangene Werk weiter-treiben und die mit geheimen Lebensfäden an die Abgeschiedenen gebunden sind. Conrad Ferdinand Meyer hat in seinem „Chor der Toten“ diesen Glauben für die Gegenwart greifbar gestaltet:

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere  
Als ihr auf der Erde als ihr auf dem Meere!  
Wir pflugten das Feld mit geduldigen Faten,  
Ihr säumiget die Sckeln und scknet der die Saaten,  
Und was wir vollendet und was wir begonnen  
Das füllt noch dort oben die rauschenden Brannen,  
Und all unser Lieben und Hasen und Haderu,  
Das flort noch dort oben in sterblichen Adern,  
Und was wir an gütigen Saken gesunden  
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,  
Und unsere Töne, Gesänge, Gedichte  
Erklämpen den Lorbeer im strahlenden Lichte,  
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —  
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

So steht der Tod auch nicht vor uns als der Scksenmann, jenes schaurige Vermachtnis einer

Lebensgierigen Todesfurcht, sondern als der Genosse des Lebens, der uns nicht nur zuruft, *memento mori*! „Gedenke, daß du sterben mußt!“, sondern noch kräftiger *memento vivere*! „Gedenke, daß du leben sollst!“, leben, wirken, schaffen wie jene, denen er Hammer, Kelle und Schwert aus der Hand nimmt, um sie uns selbst zu geben.

Darum sahen die großen Menschen der nordischen Sagas dem Tod mit Festigkeit und unbekümmert ins Angesicht. Ja, das „lachende Sterben“ des Helden ist ein beliebtes Motiv, und wir dürfen sicher sein, daß es dem Leben entnommen war. Sie starben unbekümmert, weil sie echt und groß zu leben und zu kämpfen verstanden hatten. Keiner lebt wahrhaftig, dem vor seiner Todesstunde graut. Wer aber lebt und kämpft als ein Waderer, dem ist der Tod nur letzte Vollendung, der strenge Prüfer aller seiner Taten, dem er nicht auszuweichen braucht.

Darum steht der Lebensgläubige nicht in Furcht, sondern in Ehrfurcht vor der Majestät des Todes als dem strengen Boten des ewig schaffenden Lebens, das in ihm nur eine andere Form annimmt als im Engel der Geburt. Sein Schauriges bedrängt uns nicht mehr als ein feindliches Geschick, sondern als das Naben eines Großen. Wen einmal im gebrochenen Auge eines Tieres die ewige Tiefe angeblickt hat, oder wer die stille Größe schauen durfte im Gesicht eines lieben Menschen, die der Tod ihm aufgedrückt als Zeichen eines letzten Sieges, der lernt gelassen sagen: „Tod, wo ist dein Schrecken? Sterben, wo ist dein Sieg?“ Des Todes Majestät offenbart ihm nichts anderes als des Lebens ewige Macht. Eine deutsche Dichterin, Elisabeth Rupp, hat dies in einem ergreifenden Gedichte auf das tote Antlitz ihres Vaters so gestaltet:

Nie laß ich Dich im Leben so wie jetzt  
Nicht Du noch irgend etwas Menschliches  
Griff mir mit solcher Hebrut in die Seele,  
Daß mein Herz auf einmal  
Von Klagen abließ und der Not vergaß.  
Nie wird das Bild aus meinen Augen weichen  
Der werthen, über Alles erhen Steln,  
Die nur Gedanke noch nur Geist gewordener Wille.  
Schlafender Augen abliges Entfagen,  
Und wie von naher Stillheit verkört  
Des fremden Mundes anrdliche Verkündung  
„Fern, fern von mir, im Eublichen gebort  
Liegt alles Kleine. Nan hat d mein Werk  
Und alles heisse Mühen ward Vollendung.  
Hat einer von Euch Allen mich gekannt?“ 1)

Darum ist im Bereiche dieses Glaubens auch kein ängstliches Fragen nach dem, was kommt nach dem Tode. Was soll denn anderes kommen als das Leben?

Alle Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben, nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches hinter dem alten verbotgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloß das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anders sein, meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und meistentheils Leben in mir selbst trage? Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt, die Natur, um bereitwillig nach ihm, sondern die selbst nur um meinestwillen lebt.

In diesen Sätzen Fichtes ist alles Fragen aufgenommen in ein herrliches Ja zu allem, was nach dem Tode auf uns wartet. Es ist keine andere Welt, die auf uns wartet, wenn wir den Leib verlassen. Nur Art und Schauplatz unseres Seins und Wirkens ändern sich. Für uns gibt es nicht den Unterschied von irdischem Hier und ewigem Dort. Überall, wo wir sind, ist beides da. Weltsein und ewiges Leben. Und wir stehen beide, sind ihnen verwandt und in ihnen daheim. Und wohnen uns unser zukünftiges Schicksal auch trage, da glauben wir dem Gott zu begegnen, der Leben ist und Kampf und geistgebundenes Walten, in Geburt und Tod.

Vor wem oder wovor sollte sich der im Tode fürchten, der den Tod nicht als der Sünde Sold betrachtet, sondern als den stillen Gang des Lebens? Sein Tod ist nicht ein Nichtseinsfollendes, belastet mit dem Jorn Gottes, nicht der Eingang zum Gericht, das Tor vielleicht zu einer finstern, dunkeln Welt, in dem nicht der Gott herrscht, sondern sein Gegner. Kein Tod kann uns an einen Ort bringen, an dem wir nicht so liebend und so streng gehalten wären von dem Gotte, wie hier in diesem Leben. Das richtende Walten des Gottes ist uns jetzt so nahe in unserer eigenen Seele und in unserem Schicksal, wie einstens, wenn der Tod uns ruft. All das Furchtbare und Abscheuliche, mit dem der Tod belastet ist in der Tradition morgenländischen Glaubens, ist hier nicht.

Darum braucht man beim Sterben in diesem Glauben auch keinen Nothelfer und keinen Erlöser, der dem Tode die Macht genommen. Denn der Tod hat keine andere Macht in sich als Gottes Macht. Der Tod ist göttliche Selbstverständlichkeit, als das andere Moment im Rhythmus des Lebens, als der Führer zu einem anderen Seinszustand, in dem



dieselben Ordnungen walten wie hier in diesem Leben. Wir sind bereit, ihnen zu gehorchen.

Wenn man uns fragt, was wir den Menschen auf dem Sterbebett als Trost wüßten, so antworten wir: Der Glaube braucht im Tode keinen andern Trost als auch im Leben. Und wie dort die Worte in den größten Weisheitsbüchern veriaßen, so auch hier. Schweriasam ehren wir die Majestät des Todes, in der der Gott gegenwärtig herantritt an den Menschen. Denn wo Gott herantritt, da ist der Mensch schweigen. Wer einem andern sterben laßt (worn dieser einen Menschen braucht), ganz ergriffen von der göttlichen Majestät des Todes, der hat nicht nötig, Trostworte zu sagen. Sein eigenes glaubiges Sein ist Trost genug. Zudem, wenn germanisch deutlicher Glaube die Gemüter wieder erregt, dann schwindet die fremde Furcht vor dem Tode. Darum gilt unsere Botschaft den Lebendigen.

Dieser Glaube an das Leben, das Schaffen ist und Kampf, wo immer es auch wirkt, ist in dem Nörbus von Walhall bildhaft gestaltet. Viele der Bilder dieses Nörbus sind erstaunlich einfältig, und der Uneingeweihte ist in Veriaß, sich lächelnd über sie zu erheben. Aberall merkt man dem Nörbus an, daß ihn einfache Menschen schufen, denen noch nichts die Freude am Kampf des Dairns und seiner Lust in Traue gestiftet hatte. Aber der Kern des Nörbus ist religiöse Lebensgewalt. Unter des Gottes Walten kämpfen und fessen die Helden in Walhall. Der Kampf ist ernst und Wunden gibt's und Tod. Doch erhebt daraus wieder jeder Held zu freudiaem Leben und sitzt in Odins Halle, der Lust des Seins neu hingegeben.

Da sagte Gangleri: „Die Menschenmenge in Walhall ist so ungeheuer! Und das muß ich sagen. Odin ist ein gewaltiger Schöpfer! Na, wenn er ein so großes Heer bereitet, Welches ist nun der Zwecktreib der Eader? oder wenn sie nicht zehen?“ Hoch laute, „Zuglich nach dem Nörbus lehren sie auch auch Heersarmander an, geben in den Tod hinaus. Kämpfen und erschlagen einander. Das ist ihr Spiel. Wenn die Frud aufsetzt, herantkommt reiten sie heim nach Walhall und setzen sich zum Ätial, wie es in diesen Versen heißt:

Nür Einberier  
In Odins Hof  
Kamt en Tag für Tag;  
Er leuen die Nabl  
Reiten vom Kampfe heim,  
Eigen begannen betjohnt“ 2).

Kampf und Fest war der Lebensinhalt der Helden gewesen auf Erden. Ohne sie konnten sie sich das Leben nicht denken. Der tiefe Inhalt dieses scheinbar so einfältigen Nörbus ist dies. Der

Gott ist da im neuen Leben wie im Leben der Erde. Und Kampf und Lust am Leben bleiben auch dort, wohin der Tod sie führt. Solange der Mensch des weiten Lebens Kreise nicht bis zu ihrem Ende durchlaufen hat, bis dahin, wo sie mit den Göttern und allen Welten in Ragnarok münden in den Abgrund ewiger Stille, hat Leben, auch „ewiges Leben“, Sinn nur, wenn es im großen Widerspiel von Kampf, Schmerz und Lust erzittert.

Das Ziel der morgenländischen Seele ist andersgeartet. Die Erlösten beten ewig an und loben den Gott. Ein endloser Andachtsdienst in seligem Überschwang, das ist der Himmel etwa der Offenbarung des Johannes. Da aber, wo vorderasiatisch-fernisches Wesen noch erdhast blieb, liegen die dem Gerichte Allahs Entronnenen im Schatten auf weichen Pfühlen, und Mädchen sind bei ihnen mit großer Augen und schöne Knaben, die Wein reichen, von dem man kein Kopfschmerz bekommt, wie der Koran das Paradies verlockend schildert. Germanisch-deutscher Glaube verlangt nach Tätigkeit.

Überall da, wo man sich in diesem Bereiche je mit der Frage beschäftigte, ob ein Leben nach dem Tode folge, konnte es nie anders als eben unter diesem Leitgedanken geschehen: Vorzudringen zu „höheren Sphären reiner Tätigkeit“. Goethe, derselbe, der seinen Faust sagen läßt

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.  
Vor, wer dorthin die Augen blinzeln richtet,  
sich über Wolken jenseits reichen dichtet.  
Er stirbe jetzt und lebe hier sich um,  
dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

(II, 5)

hat hier eine im tiefsten Grunde gläubige Haltung. Um die Frage nach der Fortdauer des Menschen kreisen Goethes Gedanken in den letzten Jahren seines Lebens oft. Doch ist ihm jede Seligkeits- und Himmelssehnsucht gänzlich fremd. Das Paradies ist die letzte Zuflucht der Mädchen ihnen sei es verziehen, denn sie können nicht anders! — und jener versteckt Genußsuchtigen, die nie gewagt haben, der Erde sich hinzugeben, aus Angst, sich damit des jenzeitigen Gottes Gnade zu verscherzen, und die nun hoffen, einst von ihm für ihre Entsagung schadlos gehalten zu werden. Damit hat germanisch-deutsche Gläubigkeit nichts zu tun. Mit einem gewissen Spott laßt sich Goethe über jenes Schwelgen in Unsterblichkeitsideen aus-

Wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen, aber er hat nicht Lust, sich darauf etwas einzubilden. . . Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein denkt, und

der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser. (Edermann, 23. 2. 1824.)

Und doch bekennet er sich zum Glauben an ein künftiges Leben.

Ich möchte (bekennet er Edermann) keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen, allem solche unbegreiflichen Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankengerstörender Spekulation zu sein.

Aber andere Gründe als das Verlangen nach dem Himmel bewegen ihn dazu.

Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende tothlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. (Edermann, 4. 2. 1824) 1).

Dieser Unsterblichkeitsglaube ist nichts anderes als Lebensglaube. Er entfremdet nicht dem Diesseits und dem Leben, sondern verbindet uns damit aufs innigste, weil ihm ja zugrunde liegt die Verjahung des Schaffens und Werdens, das uns zu letzten Höhen führen soll.

Aus dieser lebensgläubigen Grundhaltung ist im indogermanischen Bereich der Glaube an die Wiederverkörperung entstanden, der im griechischen Glauben, z. B. bei Plato, eine viel wichtigere Stellung hatte, als man gemeinhin annimmt, und der im indo-arischen Bereich im Mittelpunkt der Frage nach dem menschlichen Werden steht. Auch im Nordischen fehlt er nicht, wie wir aus dem jüngeren Helgi-Lied entnehmen können, wo es am Schluß heißt:

Vor Kummer und Schmerz harb Etarun früh. Das war in alter Zeit Glaube, daß Menschen wiedergeboren werden könnten, jetzt aber heißt das alter Werber Wahn. Von Helgi und Sigrun erzählt man, daß sie wiedergeboren seien, er hieß da Helgi, der Haddingenselh, und sie Kara, Hallsdars Tochter, wie davon in den Karalliedern gesungen ist, und auch da war sie Walfürer 2).

Die Entwicklung dieses Glaubens im germanisch-deutschen Bereich ist offenbar durch den Einbruch des Christentums vernichtet worden, wie zunächst alle großen Annähe zu einem Neuen im nordisch-germanischen Heidentum. Aber ganz aus der Gedanke nie verloren. Und deutlich taucht er auf, als um die Wende des 18./19. Jahrhunderts der deutsche Geist wieder selbständig aus seinen eigenen Tiefen zu schöpfen begann. Lessing, der zu den Vorbereitern des großen Aufbruchs gehörte, hat in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes“, in der er

noch den Sinn der israelitisch-christlichen Geschichte für die Welt und sein eigenes Volk zu entdecken versucht, den Gedanken klar zum Ausdruck gebracht.

Geh deinen unmerkflichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verweisen. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seiten Schritte zu tun! Und wie! wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre daß das große langsame Rad welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit geht, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. In einem und eben demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in eben demselben Leben beide überholt haben?

Das wohl nun nicht! Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Fertigstellung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

Und warum nicht ein andermal alle die welche zu tun und die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig beizen?

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen gleichet bin? Bringt ich auf einmal soviel weg, daß es der Mühe, wieder zu kommen, etwa nicht lohnt?

Darum nicht? Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl nur daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig verachsen?

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? Und was habe ich denn zu verjäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein? )

Auch Goethe hat, wie wir wissen, mit dem Gedanken nicht nur gespielt, als er den Grund der innigen Wesensverwandtschaft mit Frau von Stein in die Worte sagte:

Ich, du warst in abgelebten Zeiten  
meine Schwester oder meine Frau.

Immer wieder taucht dieser Glaube auf als eine Lösung, die germanisch-deutschem Wesen viel näher liegt als jeder andere Unsterblichkeitsglaube. In der Tat ist dieser Glaube an die Wiederverkehr des Menschen, die in Niesische zur Lehre von der großen Wiederverkehr der Welt sich gewertet hat, eng verwandt mit dem germanisch-deutschen Lebensglauben, dem ein Kreis des Daseins nicht genügt, der Kreis um Kreis erfüllen will in dem Verlangen nach dem Schaffen und nach Werden.

Freilich ruft auch im germanisch-deutschen Menschen eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe.

Aber allen Bepfein  
ist Ruh,  
in allen Wipfein  
spürest du  
laum einen Hauch.  
Die Vögelein schweigen im Walde,  
Warte nur: balde  
ruhest du auch.

Aber es ist die Sehnsucht nach Ruhe, aus der dann neues Werden hervorbricht?).

Noch sind alle diese Versuche, das Geheimnis des Schicksals der Seele nach dem Tode zu enträtseln, dem germanisch-deutschen Glauben offene Fragen. Er kennt keine Orthodoxie. Denn dem deutschstämmigen Menschen ist es wohl bewußt, daß des Lebens tiefste Gründe für den Menschen von Geheimnis überschattet bleiben müssen. Nichts liegt ihm ferner, als den Schleier die es Geheimnisses zerreißen zu wollen. Alle Zukunftssehnsucht versinkt in seiner gläubigen Hingabe an den Augenblick. Und so begleitet uns die Frage nach dem zukünftigen Sein nicht als unbequeme Mahnerin, der wir mit Hilfe irgend-einer Sicherung entfliehen müßten, sondern als ahnendes Hoffen, daß dem lebendigen Leben kein Ende gesetzt ist. Ein indogermanischer Weiser hat auf die Frage, ob der Abgeschiedene, der alle seine Daseinskreise in vielen Geburten durchlaufen hat und nun heimgelehrt ist, nach dem Tode sei oder nicht sei, mit diesem Bild geantwortet:

Gleich wie der Weg des Feuers, der beim Schlag des Eisenhammers ausprühe, nicht erkannt wird, wenn er eben noch glühend, langsam verschwindet, so ist auch nicht zu erkennen der Weg des Verstorbenen. Für den Heimgegangenen gibt es kein Maß. Es gibt nichts mehr, womit man ihn benennen könnte. Wo alle Erscheinungen aufgehoben sind, sind auch aufgehoben die Maße des Wortes?).



Der Hammer des Schicksals schlägt uns als Funken aus dem ewig ebernen Dasein. Und wenn er verprübt, ist seine Kraft nicht dahin. Sie ist nur verwandelt. In welche Form, wissen wir nicht und brauchen es nicht zu wissen. Für den Heimgegangenen gibt es kein Maß. Er ist jenseits von Gedanke und Wort und doch immer unverloren dem letzten Lebensgrund, der nie aufhört zu wirken. Der Sinn des Todes ist, zu leben in neuer Form. So glauben wir, denn wir glauben an das Leben.

Rein Wesen kann zu nichts zerfallen!  
 Das Ew'ge regt sich fort in allen,  
 Am Sein erhalte dich beglückt!  
 Das Sein ist ewig, denn Gesetze  
 bewahren die lebend'gen Schätze,  
 aus welchen sich das All geschmückt.



## Fünftes Kapitel

### Germanisch-deutsche Sittlichkeit

#### I

Jede echte Sittlichkeit ruht auf dem Grunde eines Glaubens. Wiederum. Ein Glaube, der keine Sittlichkeit zu gründen vermag, taugt nichts. Denn des Menschen inneres Wesen, seine tiefen Erlebnisse und Erfahrungen müssen sich *notwendig* in seinem Leben gestalten, wie Keime, die sich zu der in ihnen liegenden Gestalt ausbilden. Die Probe, ob der deutsche Glaube etwas taugt, liegt darin, daß aus ihm eine Volk und Staat tragende Sittlichkeit erwächst.

Es ist eine von den Vertretern des Christentums am eifrigsten gepflegte Meinung, daß der christliche Glaube allein imstande sei, die Grundlagen einer wahren und tragfähigen Sittlichkeit zu geben. Diese Meinung ist so weit verbreitet und so tief eingewurzelt, daß es nicht wenig Mühe kosten wird, sie auszurotten. Wir müssen sie aber ausrotten, denn es ist eine Fehlmeinung, und zwar eine sehr verhängnisvolle. Wir sind überzeugt, daß das Christentum gerade in den entscheidenden Lebensbereichen nicht imstande gewesen ist, während seiner tausendjährigen Epoche eine unser Volk im Innersten verpflichtende Sittlichkeit zu schaffen, ja daß es dem Wachstum einer solchen Sittlichkeit durch seine falsche Einstellung zu den großen Lebenswirklichkeiten die schwersten Hemmnisse bereitet hat. Die morgenländisch-christliche Auffassung vom Leibe, von Zeugung und Liebe z. B. konnte unmöglich eine wahrhaftige Liebes- und Eheethik entstehen lassen. Die Stellung dieses Christentums zu Volk und Staat als im Grunde verlorener, von der Kirche zu „tausender“ Wesen (wie es ein Katholik ausdrückte)<sup>1)</sup>, mußte einer organischen Sittlichkeit in diesem Gebiet hundernd im Wege stehen. Selbst eine wahre sittliche Haltung dem Werk und der Arbeit gegenüber war im geheimen immer bedroht von der vorderasiatisch-fernischen Auffassung

der Arbeit, wie sie im Ersten Buch Mose sich findet, wonach die Arbeit mit ihrer Last und ihrer Mühe über den Menschen als ein Fluch gekommen sei für den Sündenfall. Da die ganze Jenseitsgerichtetheit des Christentums konnte ein im letzten Sinne sittliches Gerichtetern auf der Erde Werk, Arbeit, Mühe und Kampf nicht aufkommen lassen. War doch dies alles nur Vorbereitung auf ein ganz Anderes, vor dem dieser Erde Tun nichts war. So wurde dieses Tun seines innersten Wesens und Wertes beraubt, wurde trotz aller gegenteiligen Versicherungen und Bemühungen Mittel zum Zweck und nicht adelsia in sich selbst. Wir wollen durchaus nicht übersehen, daß das Christentum schon von fröhe an sehr ernsthafte Versuche gemacht hat, eine echte Sittlichkeit aufzubauen. Wenn wir nur an die Bergpredigt Jesu denken, die auch viel allgemein Gültiges enthält. Aber letzten Endes ist es doch immer wieder auf eine Sittlichkeit hinausgelaufen, die es dem Menschen möglich machen sollte, sich e i n s t w e i l e n heimisch auf der Erde einzurichten, bis die große Erlösung von diesem Elbel, die sie eben doch immer blieb, käme.

Gewiß hat Luther einen starken Vorstoß einer Umwertung gemacht, und sein Lob der Arbeit ist ein herrlich Loblied des Kampfes und der Mühe der Erde. Aber wir wagen zu behaupten, daß er dieses Loblied viel mehr aus deutscher Substanz sang, die in ihm wirkte, als aus den Antrieben der christlichen Sittlichkeit. Darum wäre es hohe Zeit, statt den Satz von dem unentbehrlichen Christentum als der Grundlage für eine tragfähige Sittlichkeit einfach so hinzunehmen, zu untersuchen, in welchem Maße das Christentum durch seine reichste Grundhaltung eine echte, bedengewachsene Sittlichkeit bis heute gehemmt und damit dem Werden unseres Volkes angeahnten Schaden zugefügt hat - trotz allem guten Willen und allen ehrlichen Bemühungen von vielen guten Christen, ein echtes sittliches Leben zu führen und zu begründen.

Einer der Hauptgründe für jene Behauptung von den unentbehrlichen christlichen Grundlagen unserer Sittlichkeit ist die Tatsache, daß das Christentum, das auch hier auf dem Israeliten-Judentum aufbaut, eine heilige Schrift und in ihr viele sittliche Vorschriften hat, die scheinbar selbstverständlich auf den Menschen angewendet werden können. Hier scheint der Willkür und der sittlichen Unordnung der Menschen ein sicherer Damm entgegengesetzt. Zudem biete das Alte und Neue Testament so viele Vorbilder sittlicher Haltung und sittlichen Lebens, daß der Mensch daran sich sittlich orientieren könne. Ganz abgesehen von der sehr ernstzunehmenden Frage, ob jene Vorschriften und Vorbilder nicht weithin unserer Art wider-

sprechend sind und also sittlich mehr hemmen als helfen, halten wir auch diese ganze Einwirkung der Sittlichkeit auf Gebote, die niemandem aufzuerlegen als auftrags Richter zu gelten hätten für undeutlich. Welche nur Volk und Staat können so aufgezichnet werden. Aber des deutschen Volkes Sittlichkeit kann nur aus zwei Quellen fließen.

Einmal aus dem artgebundenen Wesen, das in unserem Vlate selbst d. h. in dem Gestaltwilen, der in ihm wohnt und wirkt, markiert. Ferner aus den sittlichen Richtstrahlen lebendigen Vorbildes der großen Männer und Frauen, die, aus unserer Art geboren, aus ihr gelebt und unseres Volkes Schicksal gestaltet haben. Und diese artgebundene Sittlichkeit ruht auf den sittlichen Gesetzen, die das tragende Gerüst aller Sittlichkeit der Menschen, wo sie sind, ausmachen.

Deutscher Glaube kennt keine Tare, auf denen, wie in den „Zehn Geboten“, formenart der sittliche Wille seinen Ausdruck gefunden hatte. So wenig er ein in Worten gefasstes Bekenntnis hat, das alle unterschreiben. Die Sittlichkeit und der Glaube des germanisch-deutschen Menschen gestalten sich im Sinnbild gelebten Lebens. In den großen Vorbildern germanisch-deutscher Geschichte ist eindrucksvoll das Maß da, das die deutsche Seele in Ehrfurcht und in Liebe als ihr eigenes erkennt, weil es in unseres Herzens lebendigem Grunde wohnt und wirkt.

Wer dieses Fehlen von Formen uns zum Vorwurf macht, macht uns deutsches Wesen zum Vorwurf. Niemand und nie hat dieses sich zur Sittlichkeit und Glauben in Wort und Schrift dramatisch festgesetzt. Es ist nicht wahr, daß die germanischen Stämme zwar Symbole brauchten, aber durch Jahrtausende hindurch sich keiner Schrift bedienten. Es gab Söhne, die glaubten, dies als Monarch an Kultus auslegen zu müssen. Sie wußten nicht, daß indogermanisches Wesen seit vielen Jahrtausenden keine Monarcha hat, sich im Reichthum festzulegen. Indo-Arien hat Jahrtausende vor Christus die höchsten Weisheiten von Weisheit zu Weisheit weitergegeben, ohne daß ein Buchstabe geschrieben wurde. Ja, den Schülern heiliger Lehre war es nach dem Ansehen Ananda verboten zu schreiben. So stark war der Sinn für das lebendig gesprochene Wort, für den Menschen, in dessen Seele es immer wieder neu geboren wird, und der es so auf sich gestaltet weitergibt. Wenn es also keine germanisch-deutsche „Sittenlehre“ im Sinne der Zehn Gebote gibt, so gibt es doch eine germanisch-deutsche Sittlichkeit, die in den gläu-

bigen Herzen germanisch-deutscher Männer und Frauen geboren sich darstellt als zwin-  
gendes Vorbild. Ein Siegfried, eine Brynhild, ein Fried-  
rich der Große und ein Goethe sind uns als sittlich zeugende  
Mächte germanisch-deutschen Lebens mehr wert als alle Formeln  
über das, was gut und was böse ist, was sein soll und was nicht.  
Darum muß germanisch-deutsche Sittlichkeit erspürt werden aus  
den großen Gestalten ihrer Geschichte und aus der eigenen Seele,  
die im Rhythmus germanisch-deutschen Wesens schwingt.

## 2

Alle Sittlichkeit der Völker und der Rassen ruht auf jenen  
allmenschlichen Grundgesetzen, ohne die es mensch-  
liche Gemeinschaft gar nicht gibt.

Das Leben ist das höchste Gut alles irdischen Seins.  
Darum ist das Leben umhegt von strengem Gebot. Die Ehrfurcht  
vor dem Leben ist eingepflanzt in jede Brust. Sie mangelt  
nicht einmal dem Tiere. Insonderheit das Leben des  
Menschen ist ein heiliges Gut, dessen Verletzung allüberall  
geracht wird. Dies ist das erste Gebot der Mensch-  
heit, daß der Mensch das Leben ehrfürchtig  
schone, weil ihm darin ewiger Gestalt- und Seinswille entgegen-  
tritt. Kein Nein gibt es zu diesem Gebote, es sei denn, daß  
der Mensch im schicksalgeordneten Kampfe höchste Güter ver-  
teidigt und in dieser Verteidigung gezwungen ist, Leben zu nehmen.

Die Ehrfurcht vor dem Eigentum ist zweites  
Gebot. Denn ohne Eigentum gibt es kein Menschwerden und  
keine Ordnung der Gemeinschaft. Das Eigentum ist heilig, nicht  
damit der Mensch in leicht erworbenem Besitze der Güter viele  
genieße, sondern daß er die Grundlage habe, sein Leben aus dem  
Eigenen, aus der Tiefe des Verwurzelteins mit den Dingen,  
die ihm gehören, rechtmäßig und urkräftig zu gestalten. Sich am  
Eigentum des andern vergreifen bedeutet, ihn selbst in Frage  
stellen. Darum umhegt die Ehrfurcht vor dem Eigenen das  
Eigentum mit schützendem Gebot.

Wie ohne Eigentum, d. h. ohne Sachverwurzelung kein Werden  
möglich ist, so keine wirkliche Gemeinschaft ohne Wahr-  
haftigkeit. Wahrhaftigkeit ist Ehrfurcht vor dem  
Wirklichen, Mut zum Wirklichen und offenes  
Sagen zu ihm. Der sittliche Mensch ist wahr, weil er  
dem Wirklichen gehorcht, weil er nicht Einbildung und Lügen  
vertraut, auf denen niemals kräftiges Leben sich aufbauen  
kann, am wenigsten eine Gemeinschaft, die in Treu und Glau-  
ben zusammengeschweißt sein soll, damit sie den Dienst erfülle,



der ihr gesetzt ist. Darum ist das dritte Gebot das aller echten Menschen Herzen zwingt, das Gebot, wahr zu sein. Das Leben, das Eigentum und das Wirkliche, das wir anerkennend Wahrheit nennen, sind die Grundlagen menschlicher Gemeinschaft.

Doch hat der Mensch nicht nur die Pflicht, in geordneter Gemeinschaft zu leben, er trägt in sich die Kraft, zukünftige Geschlechter zu zeugen, zu gebären. Die Zeugkraft ist heiliges Gut. Die Ehrfurcht vor ihr schützt den Menschen davor, sie nichtsnutzig zu gebrauchen und in leichtfertiger Lust sich auszuleben. Darum wird auch die Zeugkraft überall von strengem Gebot umhüllt. Sie wird geordnet durch der Liebe Gesetz. Wo Liebe ist im tiefen Sinne, da ist ihr Recht. Und Liebe waltet gütig und klug über dieser Schöpferkraft des Menschen, in deren Ansturm die Urnatur sich neues Leben schafft, und die da, wo Liebe und Ehrfurcht mangelt, mit unheimlicher Gewalt weht in die Irre führt oder den Menschen ausleert in nichtsnutzigem Genuß.

Alle diese Gebote sind in der Wirklichkeit selbst verankert; sie liegen im Wesen des echten Menschen als solchen. Die Urnatur selber drängt durch ihn hindurch in ihnen zur Ordnung ihres eigenen Reiches. Es bedarf keines Gebotes von außen, wenn nur die Wirklichkeit selbst mit genügender Ehrfurcht angeschaut wird. Gerade innerhalb des germanisch-deutschen Bereiches ist diese Tatsache des Urgeistes als aller Sittlichkeit als eine Selbstverständlichkeit gesehen und gelebt worden. Ohne Formeln, die die sittlichen Grundgesetze als des Gottes Gebote einschärften, der mit der Drohung seiner Strafe hinter ihnen steht, hat der echte germanisch-deutsche Mensch in Wahrheit und Keuschheit, in Ehrfurcht vor dem Eigenen eines andern und in Ehrfurcht vor dem Leben, auch vor dem des geringsten Tieres, gelebt. Einer der besten Kenner nordischen Schrifttums, Heusler, hat z. B. die Behauptung ausgesprochen, daß dieses Schrifttum das keuscheste der Weltliteratur sei — ohne irgendwelche christlichen Gebote — aus dem Wesen des nordischen Menschen mit Notwendigkeit entsprungen, solange dieses Wesen von Fremdem noch unberührt war.

Wie übrigens schon in den vier Grundgeboten die Art sich auswirkt, zeigt ein Blick auf ihre Formulierung und ihr Gelebtwerden in den verschiedenen rassistischen und kulturellen Bereichen. In den „Zehn Geboten“ war die Wahrhaftigkeit einmüßig auf das „Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider Deinen Nächsten“ (das war im Alten Testament der Volksgenosse), das Gebot der Keuschheit auf das Nicht-Ehebrechen. Am besten zeigen die aequalen Versuche Luthers, in seiner Erklärung der Zehn Gebote, eine christliche,

ja sogar eine deutsche Sittlichkeit aus diesen herauszuspinnen, wie fremd uns im Grunde dieser Sittenscode ist. Jein Versuch der Verinnerlichung jener Hauptgebote in der Berapredigt hinwiederum bringt zwar viel Schönes ans Licht, aber seine überspannte Moral der Liebe (so dich jemand schlägt auf den rechten Backen, so biete ihm den linken auch dar), die in seiner Erwartung vom nahen Westende und dem Reiche Gottes und also in einer anderen Wesensart als der germanisch-deutschen begründet war, zeigt deutlich genug, wie Sittlichkeit aus Art wächst und darum nicht aus der Fremde übernommen werden kann.

Zu den vier Grundgeboten der menschlichen Gemeinschaft tritt das Gefühl für Recht, das dem Menschen als solchem eingeboren ist. Zwar ist die Frage, was Recht sei, offen, denn Recht richtet sich nach Wirklichkeit und Kraft, und diese wandeln sich. Aber ohne das Grundgefühl, daß Recht sein soll, ist keine Gemeinschaft und kein lebendiger Mensch. In diesem Gefühl kündigt sich der Wille zur Ordnung an, durch die der Einzelne und die Teilgemeinschaften nach Art und Bedeutung eingeordnet werden in das Ganze, so wie im Reiche der Natur sich alles ordnet nach der Kraft des Wirklichen. Der Wille zum Recht und die Ehrfurcht vor ihm hat zu den Urgegebenheiten germanisch-deutschen Lebens zu aller Zeit gehört.

Die Rechtsordnungen waren vom Gott gewirkt. In ihnen kam sein Wille zum Ausdruck. Es ist uraltes indogermanisches Verstum, daß der Wille zur Ordnung, der die Natur und das ganze All durchwaltet, derselbe sei wie der, der in menschlicher Gemeinschaft Ordnung bilden will, *ria*, das Weltgesetz des ewigen Gottes, der seinen Willen durchzieht im Gang des Windes und im Wogen des Meeres so gut, wie im Lauf der Gestirne, so auch in des Menschen Brant am Werke und ruft und drängt ihn, sich einzufügen in den großen Gang.

Aber immer wieder bricht hier die Erkenntnis durch, daß das Recht nicht in eine Formel gebunden werden kann, daß Recht immer wieder neu entdeckt und neu getatet werden muß. Und zwar darum, weil die Rechtsansprüche sich wandeln mit dem Leben. Hier gibt es kein Recht, das in Buchstaben für alle Zeiten festgelegt, was einem gebührt. Denn Mensch und Gemeinschaft wandeln sich, ihre Kraft und Bedeutung steigen auf und ab. Ihr Rechtsanspruch muß sich mit ihrer Wirklichkeit decken, sonst wird Recht zur Lüge. Um zu wissen, was Recht ist, muß der Mensch des Lebens Stimme und das Gebot der Wirklichkeit erspüren. Nicht Formel, sondern Leben muß ihn führen. Darum haben wir, wie

sonst wohl in dem Maße nirgends im Germanisch-Deutschen ein immer neues Ringen um Sinn und Inhalt des Rechtes, Revolution auch im Gebiet des Rechtes wird hier bejaht, wenn das Leben sie bejaht. Germanisch-deutsches Recht muß immer lebendig bleiben. Damit aber diese Lebendigkeit nicht ausarte in die Willkür eines Einzelnen oder einer Schicht, hat hier das ganze Volk am Recht mit, muß mitbauen, wenn nicht Unheil geschehen soll.

Daraus entsteht die Forderung zur Freiheit, zum ständigen Kampf um die Erläuterung dessen, was Recht ist, was das Leben von uns will. Dieser Kampf um das Erkennen höchsten Gebotes, um die verpflichtende Norm, der wir uns fügen dürfen, ist hier immer neu auszudeuten. Darum versagen alle Anweisungen. Hier gibt es kein Moralsystem, nach dem gehandelt werden kann, sondern aus der Tiefe des Lebens selber muß der germanisch-deutsche Mensch ergründen, was recht sei und was gut.

Wie in Natur und Menschenleben der Wille zur Ordnung und zum Recht sich auswirkt, so auch der Wille zum Opfer. Das Opfergeseh ist der Welt des Lebens eingetrieben als ihr Grundgeseh. Auch diesen Gedanken hat indogermanische Arbeit im Mythos darzulegen. In dem schon einmal erwähnten Pururichs Lied wird der Urvater hinacopfert in die Welt, d. h. der Gott opfert sich oder wird geopfert in der Gestalt des Urmenschen. So wird die Welt. Hier ist die tiefe Erkenntnis verdichtet, daß kein Leben in der Welt entsteht und erhalten wird ohne Opfer. In dem großen Vorbild des sich in die Welt hinopfernden Gottes erstarkt der Mensch zu neuer Opferbereitschaft und achte damit ein in den ewigen Abwärtsschritt des opfergespeisten Lebens. „Wer opfert, daß die Welt geniet, der wird ein Dieb an den Gaben der Götter“, sagt die *Yggvadrada*.

Das Christentum hat in Jesus das große Vorbild des Opfers, das durch die Taufflut hindurch machtvoll in den Westen jener Gemeinde gewirkt hat. Ehrfurcht stehen wir vor jenem Geschehen, in dem ein Mensch in Nacht und Tod dahinfuhr, um sein Heiligtum zu retten und denen zu dienen, die zu ihm aufschauten. Aber es ist eine irrtümliche Meinung, daß nur durch jenes Vorbild das Wesen des Opfers eindrucksvoll gelehrt werden konnte. Wir sehen überall in der Natur und in der Geschichte dasselbe Geschehen wirken. Wenn, wie ein Soldat aus dem Kriege berichtet, ein Storchpaar auf brennendem Hause mit den Flügeln die Flammen von den Jungen im Nest abzuwehren sucht und eber, als sie zu verlassen, mit ihnen im zusammenstürzenden Hause verbrennt, so ergreift uns dieser Opferwille um

so mehr mit tiefer Ehrfurcht, weil er kein anderes Ziel hatte, als sich darzugeben für das bedrohte Leben der Sunen. Denn keine Zukunft und kein Lohn wartet dieser Sichopfernden. In erschütternder Selbstverständlichkeit wirkt die Natur das Muß des Opfers. Der Soldat, der uns dieses Erlebnis aus eigener Anschauung berichtet hat, erblickte in jenem Beispiel das heilige Gesetz, dem auch er selbst unterstand und mit ihm seine Kameraden.

Heilig ist das Opfer überall und göttlich-groß ist dies Gesetz, wo es uns erscheint. Darum zwingt es jedes echte Herz. Erbärmlich muß der Mensch sein, der rings um sich dies Gesetz des Opfers walten sieht in Mutterliebe und im Tod des Freundes für den andern, und selbst nicht opferwillig lebt. Wir brauchen kein Gebot, das Opfer fordert. Das Vorbild ist das Leben selber, das ohne Opfer elendialich verelben würde. Es gibt kein zwingenderes Vorbild als das Leben, denn es zeugt die That gelassen.

Wie das Gesetz des Opfers, so ist das Gesetz der Liebe der Welt des Lebens eingewoben, und ruht wie jenes in der Seelentiefe aller Wesen, um bald erweckt zu werden in dem, der sich dem Leben gläubig und offenen Herzens hingibt.

Überall, wo Leben sich regt, wo Wesen gezeugt und betreut werden, ist Liebe am Werke. Im Reich der Tiere nicht weniger, als im Reich der Menschen. Goethe hat in der That das Richtige getroffen, wenn er beim Anblick jener Vogelmutter, die ein verlassenes Nest von Sunen fürsorglich betreute, ausrief: „Wer dieses sieht und nicht an Gott glaubt, dem ist nicht zu helfen.“ Denn diese Liebe, die die Natur durchwalket, ist dem Herzen, das nicht dumpf ist oder durch Vorurteile blind, der ewigen Liebe Offenbarung. Und vielleicht ist darum unser religiöses Leben so dürftig und oft so liebeleer, weil wir, anstatt auf diese gegenwärtige Offenbarung zu achten und uns von ihr ergreifen zu lassen, auf ferne Vorbilder gewiesen werden.

Die Welt sei ganz durchdrungen von Eigennutz, Lieblosigkeit und Haß, so lehrt man uns. Doch ist dies eine falsche Lehre. Gewiß, fast täglich leiden wir unter dem Dunkel der Welt. Dies ist aber nur eine Seite des Lebens. Die andere ist die lichte, liebedurchdrungene, liebegeehrte. Jeder Mutter liebendes Betreuen, sei's Tier, sei's Mensch, ist ein Rur an uns, dem Weltgesetz der Liebe gehorsam zu sein und frei zu werden von Eigennutz und Haß. Es ist nicht nötig, in vielen Ermahnungen Liebe zu predigen für den, der offenen Herzens sieht. Wir achten die Vorbilder der Liebe hoch, die uns die Geschichte geschenkt. Doch

niemand soll uns belehren wollen, daß ohne das Vorbild Jesu nicht Liebe walle in der Welt. Kein Fackelchen Erde ist ganz ohne sie. Sie ist allgegenwärtig wie die Gottheit. Viel hat jenes Vorbild gewirkt, Dienst am Nächsten bis in den Tod. Doch dürfen wir einer Gefahr hier nicht vergessen, die mit jener Liebeslehre immer verknüpft ist. Hat sie doch eine Verliebe für das Schwache, das Geringe und das Unbrauchbare. Der Grund ist klar. Gerade an diesen zeigt selbstlose Liebe sich am stärksten. Jedoch, wenn daraus ein Gebot gemacht wird, wird häufig das erhaltene, was fallen sollte, und dem Gesunden, Kräftigen das entzogen, was ihm gehört vor allem Gebrechlichen und Kranken. Die Liebe in der Natur ist stark und herb; sie kann auch hart sein, wenn das Betreute nicht mehr taugt. Und im Unterschied vom Christentum wenden sich Opfer und Liebe im germanisch-deutschen Bereiche eher dem Starken zu und dem Gesunden. Denn hier ist letzter Wirklichkeit urkräftiges Leben, das Gestalt will und das Dienst fordert von uns.

## 3

Damit ist auch die Frage angeschnitten, was höchster Maßstab des sittlichen Handelns sei, der Grundwert, an dem im einzelnen gemessen werden soll, was recht ist und was nicht recht. Im germanisch-deutschen Glauben sind es immer zwei Werte gewesen, die am schwersten wagen: Die blut- und schicksalverbundene Gemeinschaft, Sippe, Stamm und Volk und die unabhängige, sich selbst bestimmende Persönlichkeit. Diese zwei Werte stehen in innigstem Zusammenhang. Sie tragen einander und stehen doch auch wieder in starker Spannung zueinander. Volk im wahrsten Sinne ohne Persönlichkeiten, die es tragen, schaffen, lenken, gibt es nicht, so wenig es ganze Menschen geben kann, die sich von ihrer Gemeinschaft isolieren. Ein Volk, das Masse ist, in der sich keiner mehr selbst bestimmen kann, wird bald ein klägliches Gebilde, der Spielball aller fremden Mächte. Denn erst kraftvolle Persönlichkeiten, die sich in Tapferkeit und Treue zusammenschließen, geben einem Volke lenkbarigen Gewalt. Was Volk ist, was es will und soll, ist eine lebendige Frage, die von solchen Menschen durch Geist und Werk beantwortet werden muß. Die Werte, die von einem Volk geschaffen werden sollen, sind vorgezeichnet durch die Artung seiner Menschen und durch die Geschichte, in der sich diese Artung in großen Gestalten immer wieder offenbart. Diese Werte sind der Maßstab der sittlich handelnden Persönlichkeit, weil sie selbst aus dieser Artung lebt.



So lebt ein Volk nicht aus dem Augenblick und nicht aus Idealen, die eine kurze Zeit herrschen, die vielleicht Mode geworden sind sondern aus dem Gange seiner Geschichte und seines Wesens.

Gut ist das, was dem höchsten Wollen eines Volkes entspricht, nicht gut, was diesem Wollen zuwiderläuft. Wir wollen dies mit einem Beispiel hier belegen. Durch Jahrzehnte hindurch wachte der Kampf um das Gesetz der Sterilisation der Träuer von schlechter Erbmasse. Man führte gegen die Vernichtung der Zeugkraft des Menschen viele Gründe an. Von christlicher Seite wurde sogar versucht, sich gegen dieses Gesetz zu sperren als Vermandung gegen ein göttliches Gebot. Aber kann es ein höheres göttliches Gebot geben als die Gesundheit eines Volkes, das die Vernichtung schwächer Instinkte, verbrecherischer Triebe unbedingt fordert? Das Volk will nach seinem tiefsten Willen sein, stark und gut sein. Das ist die Forderung dieses „Gedankens Gottes“. Das ist der Wert, an dem gemessen werden muß, was recht ist und was nicht recht. Die Deutsche Revolution hat diesem Gedanken zum ersten Mal verhoßen. Mit Recht, denn er ist in Einklang mit germanisch-deutschem Wesen. Wir hatten uns nicht an ungewohnte Traditionen an das, was gut und böse ist, besonders, wenn sie aus fremden Welten zu uns kam, sondern ermahnen uns die Entscheidung aus unseres Volkes Will. Gut und Böse kann nicht in Vermeln für eine Zeit getauscht werden, es wird in Stande sein werden neu ergriffen.

Dies ist, was Nietzsche meinte mit dem Zerbrechen alter Tafen. Er suchte die Werte des Götterglaubens in ein Moralsystem traditioneller Herkunft, das vornehmlich auch von einem morgenländischen Ehrrentum bestimmt war. In Nietzsche bestreite sich germanisch-deutscher Genius von diesen Tafen. Er wurde so zum lebendigen Vorbild eines Kämpfers, den keine Formen binden in seinem Ringen um das, was sein soll, um die höchsten Forderungen des eigenen Lebens und um die der Menschheit. Wer trägt, was denn nun das Einzelne der neuen Tafen sei, die Nietzsche auftrudien wollte, der trägt verfehlt. Denn einen „Delos“, aus dem man ableiten konnte, was sittlich gut sei und was schlecht, kann kein germanisch-deutscher Mensch erfinden. Was er wollte, war dies uns wieder ins Gedächtnis zurückrufen unsere eigene Art, aus welcher unsere Entlichkeit erwachsen muß. Dies bedeutet Kampf um das Rechte in eigener Verantwortung aus Gehoramt gegen das Leben im Dienst am Ganzen, es bedeutet Ehrfurcht vor den sittlichen Forderungen, die sich uns offenbaren wollen, wenn wir in

strenger Verantwortung unser Leben leben. Also eine sittliche Grundhaltung, die den Menschen auf sich selbst stellt, d. h. nicht auf sein eigenes kleines Ich, sondern auf den Eigenarund seiner Seele, der Seele seines Volkes, aus der Gebot herauskönt einiger Geltung.

Denen aber, die nach seinen „neuen Tafeln“ fragen, sagt Nietzsche dies.

Über in der einsamsten Wüste geschieht die zweite Verwandlung zum Fömen wird hier der Geist Freiheit will er sich erbeuten und Herr sein in seiner eignen Wüste.

Seinen letzten Herrn sucht er sich hier — er wird er ihm werden und seinem letzten Gotte, um Sieg will er mit dem großen Drachen ringen.

Welches ist der große Drache den der Geist nicht mehr Herr und Gott be sehen mag? „Du sollst“ heißt der große Drache. Aber der Geist des Löwen sagt „ich will“.

„Du sollst“ liegt ihm am Wege goldfunkelnd, ein Schuppentier, und auf jeder Schuppe glänzt gelben „du sollst!“

Tausendjährige Werte glänzen an diesen Schuppen, und also spricht der mächtigste aller Drachen „aller Wert der Dinge — der glänzt an mir.“

„Aber Wert ward schon geschaffen, und aller geschaffene Wert das bin ich. Wahrlich, es soll sein „ich will“ mehr geben!“ Also spricht der Drache

Ne ne Brüder, wozu bedarf es des Fömen im Geiste? Was genügt nicht das launische Tier, das entsagt und ehrwürdigen ist?

Neue Werte schaffen — das vermag auch der Löwe noch nicht, aber Freiheit sich schaffen zu neuen Schöpfen — das vermag die Macht des Löwen.

Freiheit sich schaffen und ein heiliges Nein auch vor der Pflicht dazu, meine Brüder, bedarf es des Löwen.

Recht sich nehmen zu neuen Werten — das ist das furchtbarste Nehmen für einen fraglosen und ehrwürdigen Geist. Wahrlich, ein Rauben ist es ihm und eines raubenden Tieres wache.

Als sein Heiliges liebt er ein's das „Du sollst“ nun muß er Wahn und Wuth auch noch im Verborgenen finden dann er sich Freiheit raube von seiner Erde — des Löwen bedarf es zu diesem Raube

Aber sagt meine Brüder was vermag noch das Kind das auch der Löwe nicht vermochte? Was muß der raubende Löwe auch noch zum Kinde werden?

Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich raubendes Rad eine erste Bewegung ein heiliges Ja-sagen.

Ja, zum Spiele des Schattens, meine Brüder, bedarf es eines heiligen Ja-sagens — seine Wunden will nun der Geist, seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene 2).

Das Recht der selbständigen Persönlichkeit aber heißt dies, daß einer in strenger Verantwortung vor der

Gemeinschaft, zu der er gehört, seines Gewissens Stimme folgen darf, der Gemeinschaft so zu dienen, wie er muß.

Im germanisch-deutschen Raume ist der Ruf nach Freiheit immer ein Ruf nach dem frei wozu?

Frei nennst du dich? Demen herrschenden Gedanken muß ich hören und nicht, daß du einem Joche entrennen bist.

Bist du ein Solcher, der einem Joche entrennen dürfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwirft, als er seine Dienstbarkeit wegwirft.

Frei wohnen? Was schreit das Zarathustra! Heil aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?

Kannst du dir selber dem Bösen und dem Guten geben und deinen Willen über dich aufhängen wie ein Gesetz? Kannst du dir selber Richter sein und Racher deines Gesetzes? <sup>2)</sup>

Wenn die Gemeinschaft als Ganzes immer imstande wäre, ihr Soll klar zu erkennen und zu gestalten, dann gäbe es keinen Zwist zwischen dieser Gemeinschaft und der freien Persönlichkeit. Das ferne Ziel ist, daß beider Streben ineins fällt. Doch gehört es ja zum Weien des Baues der Welt, daß eine Gemeinschaft und auch ein Volk von einer fremden Gewalt erfaßt oder auch in spießbürgerlicher Eaitheit den Spürsinn für das tiefe Ganze, für das Echte und Volksgültige verliert. Und nicht selten ist es der einzelne mut.ig Freie, der innerlich gelockert und dem tiefsten Willen seines Volkes hinasgeben, klar die Stimme dieses Willens hört und sie zu Lunden imstande ist. Er muß das Recht, die Freiheit haben, sie zu lunden, wenn nicht das Volk verkümmern soll.

Auch darf hier nicht vergessen werden, daß ein großes Volk sich immer zusammensetzt aus verschiedenartigen Menschen, in deren Zusammenwirken erst das Ganze Gestalt gewinnt. Ein Volk, das dieser vorwärtsdrängenden Macht der Mannigfaltigkeit sich begibt, besonders da, wo es um geistige Dinge geht, um Glauben, um Kultur, verarmt. Dies ist der göttliche Sinn der Freiheit, die nicht angetastet werden darf ohne Gefahr für den Schaffenswillen eines Volkes. Das Recht, zu sein und zu gestalten nach eigener Art, ist unveräußerlich. Und nichtswürdig ist der Mensch, der dieses Gut antasten läßt. Nicht nur, weil er schuldig würde an dem Willen, der in ihm drängt, sondern an seinem Volk, dem er, indem er seine Freiheit preisgibt, nicht mehr dienen kann. Denn das ist die Würde der selbständigen Persönlichkeit, daß ein Mensch sich einsetzt mit seiner ganzen Kraft im Dienst des Volkes. Und jeder wirklich Schaffende eines Volkes und besonders der große Führer verlangt nach Gefährten seiner eigenen Art.

Gefährten sucht der Schaffende und nicht Leichname, und auch nicht Heerden und Glaubige. Die Mitthaffenden sucht der Schaffende, die, welche neue Werte auf neue Taten schreiben.

Gefährten sucht der Scharfende, und Rutenknechte denn alles steht bei ihm reif zur Ernte. Aber ihm fehlen die hundert Sicheln so raucht er Ähren aus und ist ärgerlich.

Gefährten sucht der Scharfende, und solche, die ihre Sicheln zu wegen wissen. Vernichtet wird man sie heißen und Verächter des Guten und Bösen. Aber die Erntenden sind es und die Feiernden.

Mitthaffende sucht Zarathustra. Mäternende und Mitfeiernde sucht Zarathustra was hat er mit Heerden und Hirten und Leichnamen zu schaffen! \*)

Darum muß ein großes Volk imstande sein, die Spannung zu bejahen zwischen dem, was die Gemeinschaft eben will und wirkt, und dem Menschen, der eigenständig ist und handelt. Dieser Spannung sich zu begeben, macht ein Volk kraftlos. Doch dies sei klar: Wer seines eigenen Volkes hohen Willen hemmt oder verneint, hat nach germanisch-deutschem Glauben kein Recht auf Leben und auf Wirken. Dies ist unumstößliches Gesetz.

4

Wer gibt das sittliche Gesetz, wer weibt es mit seiner Autorität, Gott oder der Mensch? so fragt man uns. Auch diese Frage ist falsch gestellt. Denn nicht gibt es hier ein Entweder-oder zwischen Gott und Mensch. Durch den Menschen hindurch redet des Gottes Wille. Man hat in der philosophischen Auseinandersetzung den Gegensatz aufgestellt zwischen Autonomie und Heteronomie, zwischen der Eigengesetzgebung und der Gesetzgebung durch einen andern, nach israelitisch-jüdisch-christlicher Anschauung durch Gott. Man meint, in der Autonomie gäbe es keine heilige Verpflichtung dem Gesetz gegenüber. Nur wo Gott der Gesetzgeber sei, da habe das Gesetz unbedingte Gültigkeit. Denn die Menschen seien fragwürdig und würden sich wandeln. Welch ein großes Mißverständnis dessen, was in germanisch-deutscher Sittlichkeit gemeint ist mit Autonomie. Gewiß! Wir stehen auf dem Satze, daß in des Menschen eigenem Herzen sich das Gesetz findet und daß es keine andere Gesetzgebung gibt als die durch den gesetzgebenden Menschen hindurch. Dies war die Lehre des deutschen Idealismus, mit der er imstande war, die deutsche Seele von morgenländischer Heteronomie zu befreien. Denn was sind uns die Sehn Gebote? Ein unaugender Versuch, in anderem raffischen Bereich den menschheitlichen Grundgesetzen Ausdruck zu verleihen. Wir verlangen nach heiligeren Ge-

setzen, die uns angemäßer sind. Doch angemäßer be-  
deutet für uns so wie die ewigen Mächte wollen, daß wir  
sind und handeln.

Die „autonome Ethik“ bleibt mißverstanden, wenn man  
sie wurzeln läßt im engen kleinen Ich des Menschen. Nicht  
dieses Ich ist hier gemeint mit dem *ego* sondern das große  
Ich der Welt, das im verzweiften Menschen seinen Willen  
ankundet, und in eines Volkes Geschichte von Geschlecht zu  
Geschlecht Schaffende erweckt, in denen dieser Wille deutlicher  
sich kundtut als in den Vielen und den Allzuvielen, die nicht  
taugen, sich selbst Gesetz zu geben. Autonomie, das bedeutet ge-  
setzmäßig, das bedeutet dem Gotte gehorchen. Es bedeutet den Glauben  
an die ordnungschaffende Gewalt der immer gegenwärtigen  
ewigen Mächte in uns.

Jener erhabene Wille geht sonach nicht absondert von der übrigen  
Vernunftwelt seinen Weg für sich. Es ist zwischen ihm und allen  
endlichen vernünftigen Wesen ein geistiges Band, und er selbst ist  
dieses geistige Band der Vernunftwelt.

So fliehe ich — der Sterbliche muß sich der Worte aus seiner  
Sprache bedienen — so fliehe ich ein auf jenen Willen, und die  
Stimme des Bewußtseins in meinem Innern die in jeder Lage meines  
Lebens mich unterrichtet, was ich in ihr zu tun habe ist es durch  
welche er hinwiederum auf mich einwirkt. Jene Stimme ist das — nur  
durch meine Lernaebang vernehmliche und durch mein Vernehmen in  
meine Sprache überlieferte Orakel aus der ewigen Welt, das mir ver-  
ständigt, wie ich an meinem Teile in die Ordnung der geistigen Welt  
oder in den unendlichen Willen der ja selbst die Ordnung dieser  
geistigen Welt ist, mich zu fügen habe. Ich übersehe und durchsehe  
jene geistige Ordnung nicht, und ich bedarf dessen nicht, ich bin nur ein  
Glied in ihrer Kette und kann über das Ganze ebenso wenig urteilen,  
als ein einzelner Ton im Gesange über die Harmonie des Ganzen  
urteilen könnte. Aber was ich selbst sein soll in dieser Harmonie der  
Geister, muß ich wissen denn nur ich selbst kann mich dazu machen,  
und es wird mir unmittelbar ostendiert durch eine Stimme die aus  
jener Welt zu mir herüberdönt. So stehe ich mit dem einen, daß da  
ist in Verbindung und nehme teil an seinem Sein. Es ist nichts  
wahrhaft Reelles Dauerndes Unvergänglichendes an mir als diese beiden  
Stücke: die Stimme meines Bewußtseins und mein freier Gehorsam.  
Durch die erste neigt die geistige Welt sich zu mir herab und umfaßt  
mich als eines ihrer Glieder, durch die zweite erhebe ich mich selbst in  
diese Welt, ergreife sie und wirke in ihr. Jener erhebt die Wille aber  
ist der Vermittler zwischen ihr und mir, denn er selbst ist der Ursprung  
von ihr und von mir).

Nicht dieses kleine losgelöste Subjekt, das augenblicklich  
Mensch heißt, setzt sich Gesetz, sondern das Große, das in der  
Welt und besonders in eines Volkes Seele wirkt und tausend  
offene Herzen findet im langen Gange der Geschichte. Nicht  
einmal hat der Gott sich geoffenbart und dann Gesetze mit  
seinem Finger auf steinerne Tafeln geschrieben, sondern durch



die Jahrtausende hindurch hat er in all den Großen, die uns geschenkt worden, Weisheit gegeben, lebendig wirkendes Gesetz. So will er in uns wirken, und alle, die aus deutschem Weien leben wollen wie jene, sind Mitbereiter einer neuen Tat der Offenbarung sittlicher Gesetze.

Das deutsche Wort Gewissen bringt diesen Glauben klar genug zum Ausdruck. Es ist ein Wissen in der Seele Tiefe und eine Gewißheit in den starken Herzen von dem, was sein soll und was nicht. Gewissen ist nicht ein Organ anasterfüllten Fragens oder drohender Mahnung. Gewissen ist das Gemüt in seiner gesetzgebenden Lebendigkeit. Es ist nicht Frucht irgend einer Entwicklung, es ist dem Menschen gegeben als Menschen. Und in ihm kundigt sich die Heiligkeit sittlicher Gesetze unerbittlich an.

Vieltätig und gar widerspruchsvoll ist das, was in der Menschheit vom Gewissen bejaht und verneint wird. Aber das bejaht und verneint werden kann und muß das, was steht fest. Was der Einzelinhalt sei des Rechts und des Falschen, das entscheidet Art und Wesen eines Menschen entscheidet die schaffende Substanz in ihm, entscheidet die Grundstruktur, in der er steht, aus der er lebt, entscheidet mit die Lage, in der er ist. Und auch diese Grundstruktur ist Wille des Gottes, ist Gesetz der ewigen Ordnung.

5

Die Grundbegriffe germanisch-deutscher Sittlichkeit sind Pflicht und Ehre. Es ist nicht zufällig, daß im germanisch-deutschen Bereiche das hohe Lied der Pflicht gesungen wurde. Kant, dem das sittliche Gesetz in seiner eignen Brust und die Herrlichkeit der Sternenwelt höchste Offenbarung waren, ruft ergriffen aus:

Pflicht! Du erhabener großer Name der du nichts Beliebtes was Einknechtung bei sich führt in der fallst sondern Unterwerfung verlangst doch auch nichts drohest was natürliche Abneigung im Gemüte erregt und schreckt um den Willen zu bewegen sondern bleibst ein Gesetz aufstellst welches von selbst im Gemüte Wohnung findet und doch sich selbst in der Willen Verachtung überwindet nicht immer Befolgung erzwingt vor dem alle Reigungen verurtheilen, wenn sie gleich indagegen ihm entgegen wirken, welches ist der deiner würdige Anspruch und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verworfenheit mit Reigungen hinweg ausschließt und von weither Wurzel abzuheben die unauflöslche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke

(welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische anzuwenden ist, unterliegt, hat es nichts anderes als die Person selbst, die die Freiheit und das Recht, ein dem Rechtsbegriff der Gerechtigkeit doch noch als ein Vermögen eines Teilens betrachtet, welches eigentümlichen Anspruch von einer eigenen Vernunft hat, um seinen praktischen Gesetzen die Person also, als gut ohne alle Abhängigkeit, ihres eigenen Persönlichen unterworfen ist, jedoch so, wie sie gut in der Welt steht, da es denn nicht zu verneinen ist, dass der Mensch als zu beiden Reichen gehörig sein, einem Ideen in Beziehung auf seine inneren und höchsten Bestimmungen nicht anders als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß.

Die Ehrfurcht vor der Natur hat nichts mit Furchtsamkeit zu thun, sie hat kein eigentümliches Recht, auch ihr etwas mißthätig zu thun, und wenn man sich bei der noch so sehr zu thun, so will sie um sie verurteilt, gleichsam als Natur, die der kranken Seele zuzureichen, so werden sie doch als bald von selbst und von ihr es nicht so, wie das erste gut, nicht, wenn aber auch das physische Leben hier, in einem Staat, niemand so wurde doch das moralische ohne Rettung dahinschwimmen.

Die Ehrfurcht vor der Natur ist nicht germanisch-deutscher Sittlichkeit eine Eigenschaft und Stärke, die als wichtige Gegenkraft den elementaren Lebensdrängen zur Ordnung weicht, damit er nicht ausarte in die, des Willens oder sich nicht veräußerliche in unbedingtem Sichausleben. In den Sagen und in der Ethik steht überall im Hintergrund der arischen Taten der Sinn der Pflicht. Das hier der Philosoph ausgesprochen hat, hat dort der Held gelebt. Und der Fürst, der am Anfang der neuen deutschen Geschichte steht, Friedrich der Große wurde in den schweren Tagen seines Lebens von dem Gedanken an Ehre und Pflicht getragen, wie besonders seine Briefe aus dem Siebenjährigen Kriege bezeugen.

„Euerster Schwester! Nur in Ihren Briefen finde ich Trost. Möge der Himmel eine so große Tugend und so derartige Gefinnungen belohnen.“

Seit meinem letzten Brief häuft sich mein Unglück nur. Das Geschick scheint seine ganze Wut und seinen ganzen Zorn auf den Staat entladen zu haben, den ich regiere.

Ich werde den Himmel noch nur seine Gnade segnen, wenn er mir die Gnade vermehrt mit dem, den in der Nacht umkommen. Wenn diese Vorhang mit sich selbst so werden, die der jugendlichen, daß es zu hart wäre, vor den Augen einer Gesellschaft von Terraten zu stehen, denen die erfindlichen Verbrechen den Vorteil gewähren, mit belächeln zu können. Wie meine liebe, meine universelle Schwester, wie könnte ich die Gerüche der Rache und des Graus gegenüber allen meinen Nachbarn unterdrücken, unter denen sich immer befindet, der nicht in meinem Sturze herbeigeeilt ist und sich an meiner Verurteilung beteiligt hat?

Wie kann ein Fürst seinen Staat den Ruhm seiner Nation, seine eigene Ehre überleben? Daß ein Fürst von Baden der noch in der Kindheit oder in einer Art Abhängigkeit von seinen Rüstern

[illegible]

„Der Schmerz ist ein Jahrhundert der Zeit ein Augenblind“

[illegible][illegible]

Ehrfurcht vor der Dicht entspringt unmittelbar aus dem Bewußtseyn in germanisch-deutscher Zeit. Denn Dicht bedeutet nicht Vanden eines von außen an den Menschen herange-  
tragener, obiges Wortes, sondern das äussere Verhältniß zu dem Wesen, dem man schweigend und lebend zuschaut. Dicht ist ein N. u. das sich der lebende Mensch fröhlich seiner eigenen schöpferischen Thätigkeit in das im Allwahrheit Notwendige auf-  
erlebt.

Darum hat Hilbert auch nichts zu tun mit der Frage, was aus der Zeit nun werde. Der Frage aber nicht.

der Pflichtgebundene dem scharfenden Urwillen, der ihm das Maß auferlegt. Am größten ist die Majestät der Pflicht da, wo schweigend einem Unerbittlichen gehorcht wird. Und Gehorsam gegen die Pflicht ist die Entsprechung im Reiche der Sittlichkeit zum Schicksalsglauben, durch den der Faptere sich dem für ihn Geichten fügt. Wir erinnern uns hier an jenen Schluß der „Endlosen Erzählung“, wo Männer, die nicht das Ausmaß großer Tugenden haben, sich taumeln das Letzte selbstverständlich wagen. Dem unmittelbaren Bewußt der Schlacht entronnen machen sie ihrem Herzen Luth über all den Lärm des Krieges. Kein großes Neben von Heldentum, von Volk und Vaterland. Es scheinen Menschen der Schwachheit, verdrossen, des Kampfes müde. So werfen sie sich zum unruhigen Schlaf auf ihre Brüste. Und dann ertönt mitten zur Nacht der Ruf „Alarm!“ Da stehen sie wortlos auf und machen sich bereit. Denn sie alle sind erfüllt von einem harten Wahn „Nützlich!“ Hat das Kommando und keiner steht. Und schweigend verschwinden sie in der Nacht zur Pflicht in den zerhauenen Gräben, wo keiner weiß, ob er je wiederkehrt. Hier ist Offenbarung des sittlichen Willens, des Willens zur Pflicht, die uns tiefer erregt als jedes Gebot. Lebendiges Vorbild, das niemals ver-  
sagt.

Eine Verknüpfung mit dem Begriff der Pflicht ist der Begriff der Ehre. Es ist nicht Ruhm, noch außer Name, den die Menschen ausgeben sondern die Würde unseres tiefsten Wesens, jenes unantastbaren diamantenen Kernes, der des Menschen göttlichster Besitz ist. Wenn diese Substanz ihm angetastet wird, dann ist er verloren, weil dann die andern nicht mehr auf ihn vertrauen können. Allen Zurufen wird er dann preisgegeben. Die Menschen sollen wissen, daß auf ihn, auf seine innerste Substanz, unbedingter Verlaß sein kann, daß sein Wort art. Dies ist seine Ehre. Wer damit eines Menschen oder eines Volkes Ehre antastet, der stellt diese echte Substanz in Frage. Und weil für den germanisch-deutschen Menschen von dieser alles abhängt, weil er will, daß das Vertrauen in sie durch nichts erschüttert werde, darum kämpft er für seine Ehre als für seinen besten, seinen Besitz. Darum ist die Nation nichtswürdig, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre. In den Heldenliedern Germaniens ist das Motiv der Ehre das allerstärkste. Sie wird selbst höher geachtet als das Blut der Nächsten, wie uns das Nibelungenlied und viele andere zeigen, deren Motiv in ihrem tiefsten Sinne zu erschünden uns fast zu schwer wird, und die doch germanisch-deutsches Wesen urtümlich eindrucksvoll uns Nachgeborenen vor Augen führen.

Wie jede Tugend und jeder hohe sittliche Begriff auch seine Gefahr in sich trägt, so auch der Begriff der Ehre. Dieser Gefahr erliegt der germanisch-deutsche Mensch dann immer, wenn er sich von dem lebendigen Grunde des schaffenden Volksganges löst. Daraus entspringen dann jene furchtbaren Ehrbegriffe eines Standes, wenn der Begriff der Ehre ausartet in Ehrsuchtelei, die deutsches Leben so heftig verdröben machten. Doch darf dieses Zerrbild der Ehre nicht die hohe Achtung schwächen, die der deutsche Mensch der Ehre zollt.

Wie kräftig dieser Begriff der Ehre Weisen und Tugenden des Menschen adelt, zeigt die Art, wie der Kampf im germanisch-deutschen Raume geführt wird. Vornehm soll dieser Kampf sein, weil der Held nur mit einem edlen Menschen kämpft. Mit einem Weaner, der minderwertig ist, zu kämpfen, schädigt den Adel. Darum wirft es auf den Kämpfer selbst ein schlechtes Licht, wenn er den Weaner herunterstößt. Diese Haltung gibt dem Kampfe im germanisch-deutschen Raume die ernstlichste Art. Über alle Weizen hinweg hinweg wird diese Sachlichkeit im echten Kampf gewahrt.

Auch die Achtung vor der Würde des Gegners eines andern Menschen hängt mit dem Ehrbegriff germanisch-deutscher Sittlichkeit zusammen. Das Bewußtsein dafür, daß des Menschen Wesen durch Schicksal geformt ist, daß er so sein muß oder so ist in diesem Bereiche überaus lebendig. Und aus diesem Glauben an das Gesetzmäßige aus tiefen Gründen entspringt die Achtung vor dem andern, auch wenn er nicht so ist und denkt, wie wir, wenn er nur echt ist. Goethe war sogar der Meinung, daß für die Erziehung zum wahren Menschentum dieses Gefühl der Ehrfurcht grundlegend sei.

„Bei der Ehrfurcht die der Mensch in sich wahren läßt kann er indem er Ehre gibt seine Ehre bedanken. Er ist nicht mit sich selbst verunreinigt.“ Und die oberste Ehrfurcht nennt Goethe die Ehrfurcht vor sich selbst. Die Ehrwürde der menschlichen Wesen entspringt aus dieser. „So daß der Mensch zum höchsten kommt was er zu erreichen fähig ist daß er sich selbst für das Beste halten darf was Gott und Natur hervorgebracht“ — daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dunkel und Verwirrung wieder ins Gemeine gezogen zu werden“ 21).

Pflicht und Ehre bedingen Kampf. Im Christentum ist das entscheidende Wort Friede, in germanisch-deutscher Sittlichkeit Kampf. Der eine Glaube strebt einem Reich Gottes zu, in dem ewiger Friede herrscht. Der andere bejaht den Kampf als ein ewiges Gesetz alles Menschseins. Wo Kampf aufhört, hört auch Menschsein auf. Diese verschiedene Hal-



tung entspringt metaphysischen Überzeugungen, deren Wahrheit wir jetzt nicht zu untersuchen brauchen. So viel ist sicher, daß sie die Stimmung der Sittlichkeit tief beeinflussen. Das Christentum hat eine Friedensethik, der die Bejahung des Kampfes immer abgerungen werden muß. Dies mag seinen weltgeschichtlich tiefen Sinn haben. Deutlicher Glaube aber hat aufs Ganze gesehen eine Kampfesethik, ohne welche unter Volk bald in körperliche und seelische Elendigkeit verfallen würde. Eine auf Kampf gestimmte Sittlichkeit allein kann uns jene Straffung und Schulung des Körpers und der Seele bringen, die ein großes Volk zu einem echten Leben braucht.

Aus dieser auf Kampf eingestellten Sittlichkeit erabt sich auch eine andere Stellung zum Staat und seinen Notwendigkeiten, z. B. zum Krieg, als sie das Christentum hat. Seine Stellung zum Krieg ist eine wenig schwan-  
kende. Darum ist es im Bereich des Christentums nie zu einer begründeten Kriegsethik gekommen, so wenig wie zu einer Staatsethik, auch in der protestantischen Welt nicht. Und zwar aus denselben Gründen, aus denen es auch nicht zu einer begründeten Liebes- und Ehe Ethik kam. Man fand im Christentum kein richtiges Verhältnis zu den diesen Ethiken zugrunde liegenden Wirklichkeiten, zu Blut, Raum, Volk, Leib und zum Problem Mann-Weib. Die morgenländische Haltung des ursprünglichen Christentums führte das Wachstum guter Ansätze etwa bei Luther und bei denen nach ihm<sup>1)</sup> Wir sind überzeugt, daß eine eigen-  
gewachsene germanisch-deutsche Sittlichkeit gerade auch in diesen für ein Volk so lebenswichtigen Gebieten unserer Art gemäße Lösungen finden wird, die dem ganzen Volke Richtschnur sein können, daß es nicht hin- und her schwankt zwischen einer verbohrten Christlichkeit und dem chaotischen Sichauflösen gegen eine fremde Verlebenshaltung aus dem dunklen Triebe einer um ihr Eigenes sich wehrenden Volksseele.

Immer ist im germanisch-deutschen Bereiche der Kampf hoch geschätzt worden als ein Ausdruck echter Kraft, und die Lust am Kampfe durchzittert germanisch-deutsche Dichtung von ihren Anfängen an bis auf heute. Kampf aber wird Krieg, wenn eines Volkes Ehre und Existenz in Frage gestellt sind. Und germanisch-deutsche Sittlichkeit bejaht den Krieg.

Noch nichts verkennet die Art des germanisch-deutschen Menschen mehr als der Vortritt, er sei ein blindwütiger Krieger. Vielleicht gibt es keinen Bereich in der westlichen Welt, wo so aus letzten Gründen um die Entscheidung Krieg oder Frieden gerungen wird, wie gerade hier im germanisch-deutschen Bereich. Krieg oder Frieden ist diesem Menschen Schicksal, Warten

ewiger Mächte, dem er sich in heiliger Verantwortung zu stellen hat. Darum kann er nicht anders, als seine Entscheidungen im Angesichte dieser ewigen Mächte im schwersten Ringen mit seinem Gewissen fällen, hat er doch vor dem höchsten Richterstuhl Rechenschaft abzulegen.

Bliden wir einigermaßen in die Tiefe der Auseinandersetzungen zwischen den Völkern, so sehen wir, daß es dabei letzten Endes um Werte geht. Es gibt Werte, die so unloslich mit dem Menschen zusammengehören, daß man sie nicht verneinen kann, ohne ihn selbst zu verneinen. Auf solche Werte hat der Mensch an und für sich ein unveräußerliches Recht. Und aus diesem Recht erheben sich für ihn Notwendigkeiten, ohne die jene Werte nicht erfüllt werden können.

Ein solcher Wert ist zunächst einmal das Leben, das uns geschenkt ist, und seine weisensgerechte Entfaltung als Freiheit. Dazu sind wir ja in die Welt geboren, daß wir leben, und daß wir richtig leben. Jeder Mensch, den die Erde tragt, hat einen Anspruch, seine Kräfte frei zu entfalten, seine Anlagen zur Vollenbung zu bringen. So will es die Erde, so will es das Leben. Wo dieses Recht in Frage gestellt wird, da reißt der Kampf auf Leben und Tod. Wo einem Volke die Daseinsgrundlagen gefährdet sind, da hat es ein inneres Recht zum Kampf. Brot und Raum sind die Grundlagen des individuellen wie des völkischen Lebens, sind also Notwendigkeiten, für die wir uns bis zum letzten einzusetzen haben. Wer diesen Kampf nicht führt, verläßt sich am Leben. Wer ihn aber bis zu den letzten Folgerungen führen will, muß wiederum bereit sein, Leben drauszuheben und zu fordern — sich an demselben Leben, das er retten will, zu vergreifen. Denn das Leben ist Eines.

Und wirken nicht im Kampf um die Freiheit dieselben Gesetze wie im Kampf um die Lebensnotwendigkeiten? Freiheit ist das unveräußerliche Recht jedes Menschen. Ohne Freiheit kann kein Mensch und kein Volk gedeihen.

Wenn ein Volk in Unfreiheit verkümmert, wenn ihm durch politische Knechtung die Lebensmöglichkeiten genommen werden, werde ich schuldig an ihm, wenn ich mich in seinem Kampf um Freiheit von ihm löse, es sogar durch meine Haltung und durch meine Verleumdungen hindere in der Erreichung seines Zieles. Es geht ja nicht um mich in diesem Falle, es geht um die Zehntausende von Kindern, die in engen und lichtlosen Wohnungen zugrundegehen, weil das Geld für das Wohnen gebaut und Brot und Licht geschont werden konnten, dazu dient den andern Schiffe und Kanonen und Was zu schaffen, mit denen sie jeden

Augenblick über mein Volk herfallen und es noch weiter knechten können.

Ferner: Ist die Ehre eines Volkes nicht ein höchstes Gut, dessen Prangabe ein Volk schließlich schlecht macht? Jeder Mensch wird schlecht, der sich seiner Würde beugt, so auch jedes Volk. Da bleibt als letztes Mittel der Verteidigung nur der Kampf mit der Waffe. „*Leier dod as Slav*“ ist ein echt germanisch-deutsches Wort.

Es ist selbstverständlich, daß hier die Tapferkeit die höchste Tugend ist. Denn Leben, Freiheit, Ehre und Würde verteidigen, heißt ja, den Grundbestand des Seins sichern. Und was täte der Mensch nicht, um dies zu erreichen. Zu echter Tapferkeit gehört Mut und Selbstbeherrschung. Mut zum Letzten ist Befahrung des eigenen tieferen Weins. Selbstbeherrschung ist nur eine besondere Form der Würde. Wenn wir die Sagas lesen und die Selbstverständlichkeit betrachten, mit der der Held in den Kampf geht, die Schmerzen und den Tod erträgt, so steht sich vor unseren inneren Augen ein Mensch dar, der mit Würde das Letzte erträgt.

Auch dieser Weisheit germanisch-deutscher Eitlichkeit ist tief religiös angeordnet. Tod und Schicksal werden häufig mit demselben Worte bezeichnet, *orlog*, das ist Urgeich. Die Furchtlosigkeit im Kampfe ist angeordnet auf den Glauben, daß alles anordnet ist, und daß man dem nicht entkommen kann, was auf uns wartet. Gerade im Schicksalsglauben tut sich germanisch-deutsche Tapferkeit am klarsten kund. Darum bittet auch der Tapfere nicht, daß dies und jenes ihm erspart bleibe. Denn was soll sein kleines Wanken und Wollen gegenüber jenem Urgeich, das über menschliches Wanken und Denken hinweg seinen Gang geht mit hartem Schritt. Im Tode, der gesiegt ist, und dem er furchtlos entgegengieht, vollendet sich der Held.

Wie die kriegerische Tapferkeit in den Sagas am höchsten gewertet wird, so wird auch immer wieder im germanisch-deutschen Bereiche der Held des Geistes, der seinen Weg geht, unbekümmert um das was daraus wird, seiner Pflicht gehorchend und seiner erkämpften Überzeugung, zum hohen Vorbild kommenden Geschlechter. Der gesamte indogermanische Bereich ist reich an Vorbildern dieser Art, reich wie kein anderer.

Noch auch hier. Wie jede große Tugend, wenn das Volk in seiner Masse betrachtet wird, ihre Entsprechung hat in einer Untugend, so hat die Tugend der Tapferkeit ihre andere Seite in dem Mangel dessen, was Bismarck die „*Asile courage*“ genannt hat. Im Kriege ist Feigheit germanisch-deutscher Menschen

eine lächerliche Ausnahme. Nicht so hier. Der Grund für diese seltsame Erscheinung scheint mir darin zu liegen, daß innerhalb des germanisch-deutschen Vereines immer eine Neigung bestand, den bloßen Lebensschwung des Biologischen zu überschauen. Dazu kommt die Neigung zur Verschamtheit, zur stillen Besinnlichkeit, die sich gern auswirkt in ungestörter künstlerischer oder wissenschaftlicher Arbeit, ausartet in ein verfeinertes Spießbürgertum, in dem man nicht gestört sein will. Man baut sich gern ein Reich für sich und nimmt, um dieses Reich still zu genießen, viel in Kauf, was nicht in Kauf genommen werden dürfte. So wird das Volk, das sein Leben in der Schlacht mit ungeheurem Schwung und selbstverständlichem Draufwagt, in einer Umkehrung der Tapferkeit betroffen, aus der es raub herausgerissen werden muß durch schwere Ereignisse und durch das große Vorbild, das alles wagt, um nicht die Würde zu verlieren und das Recht der freien Persönlichkeit.

Zur Tapferkeit fügt sich als dauergebende Ergänzung die *Treue*. Seit uralter Zeit tönt der Sang von deutscher Treue. Und doch, es gibt wohl keine Geschichte, in der so viele Beispiele von Treubruch dunkel drohen wie eben die deutsche. Wenn Treue eine unangefastete Selbstverständlichkeit wäre im germanisch-deutschen Vereine, würde man nicht so viel von ihr singen und reden. Der Grund des Treubruchs liegt meistens tief verwurzelt in einem Stück deutschen Wesens, das nicht gering zu achten ist. Es ist der Drang nach Unabhängigkeit und nach Macht. Denn jeder Kräftige in diesem Raume strebt nach Herrschaft. Und trotzdem bleibt es stets dabei, daß Treue das hohe Ideal des deutschen Menschen ist. Denn Treue bedeutet Festhalten am gegebenen Wort, bedeutet das innige Verbandensein mit seinem Führer, in dem man den Willen der schaffenden Mächte des Volkes spürt mit den Genossen, die es waarten, in Gefahr und Lob dem in das Herz gegebenen Muß zu folgen. Treue ist das Zusage an jener Substanz, auf die man sich verlassen kann, was auch geschehe.

Aus ihr entspringt dann jene Gefolgschaft und *Kameradschaft*, die, aus Blut und gemeinsam erlebtem Schicksal gebaut, dem neuen Reiche seine sichere Grundlage geben muß. Diese Kameradschaft ist lebendige Volkskraft, die die soziale Frage anders lösen wird, als aus dem Gebot zur helfenden Liebe. Denn in ihr gibt es nicht hoch, noch nieder, nicht den Helfenden und den, dem geholfen werden soll, sondern den aus gleichem Recht und gleicher Pflicht Mitstehenden an der Erneuerung unseres Volkes. Und wenn Jahrhunderte christlicher Liebestätigkeit schließlich doch die soziale Frage ungelöst lassen mußten, hier scheint uns der Anstoß zu einem neuen Versuch aus des Volkes schaffender Substanz.

In Tapferkeit und Treue lässt sich Mut zur Wirklichkeit und zur Wahrhaftigkeit, die Tathschlichkeit und Ehrlichkeit. Für den germanisch-deutschen Menschen gibt es schlechterdings keine Vorbehalte gegenüber dem, was wirklich ist. Dieser Sinn für das Wirkliche der That gegen jede Illusion, durch die man sich vermagt, was nicht ist um ja dem Wirklichen nicht ins Gesicht blicken zu müssen, zwingt den germanisch-deutschen Menschen auch immer wieder dazu alte Traditionen zu durchbrechen. In neuen Lagen und in neuen Entwicklungsstadien treten Forderungen an uns heran, neue Ideale, neue Ueberzeugungen. Hier gibt es kein Festhalten des Gewordenen um der Tradition willen, sondern Anpassung dessen, was ist. Diese Haltung ist auch die Grundlage geworden für die deutsche Wissenschaft, die mit unermüdlichem Hartnäckigkeit an die Wände einer engen traditionellen Welt durchstößt, um die Weite der Welt der That zu gewinnen. Und man durch diese Tatsachenforschung die alten Grundlagen des Glaubens und der Sittlichkeit zu markieren, welchen die Tapferkeit des deutschen Wissenschaftlers sich dadurch nicht hindern. In solchem Glauben wurde ein Weib um das andere erobert. Und nirgends mehr als hier galt Goethes Wort: „Ein alter Mensch in seinem Thaten Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.“ Dieser Mut zur Wirklichkeit, der in der That eine seiner markantesten Ausdrucksformen gewann, hat uns mit hinübergeführt in eine Epoche neuer philosophischer und religiöser Binnensucht, aus der erst wieder Glauben und Sittlichkeit sich neu gestalten können. Auf diese Weise muß der germanisch-deutsche Mensch auch immer wieder seine religiösen Ueberzeugungen neu erkämpfen, seine Glaubenswelt neu gestalten.

Die Tathschlichkeit des germanisch-deutschen Menschen wird gar oft zu jener lauten Illusionslosigkeit, die den Stotter über ferne Ideale kennzeichnet. Es ist die Selbstlosigkeit des deutschen Menschen, der in heftigem Schwange wie ein toller Hahn schaut und begeistert verliert, er mit der That, daß er den Boden der Erde unter seinen Füßen verliert. Nicht einmal daß das Wesen des deutschen Menschen und germanisch-deutscher Sittlichkeit abgelesen werden können immer in der polaren Spannung, die den Grundcharakter dieses Menschen ausmacht.

### III

Aus all dem erzieht sich, daß das Idealbild des germanisch-deutschen Sittlichkeit nicht etwa der unerschöpfliche Mensch ist, der sich nach den Forderungen einer traditionellen Moral richtet, sondern der Mensch großen Juges, der aus dem



Ganzen lebt und sein ganzes Leben hineinwirft in den Kampf und in die Gestaltung. Dabei wird hier trotzdem nie ver vergessen, daß ohne große Tugend auch kein Menschentum großen Stiles möglich ist.

Auch dieses Ideal gegenüber dem Menschen kleinen Tuges ist in den alten Überlieferungen nordischer Art deutlich genug gekennzeichnet durch die zwei Stichwörter mikilmenn und litilmenn. Der litilmenn ist der Heinzüchtige Mensch, der Mensch, der im besten Falle alles recht machen will, dem aber über diesem Streben der große Schwung und die Weitherzigkeit verloren gehen. Es ist der enge Kleine, der auch fromm sein kann und ein moralischer Spießbürger, der den Hang nach Ruhen, diese kleine „Herzenseibärmlichkeit“, nie verleugnet. Der mikilmenn aber ist der großzügige und der großherzige Mensch, der sich ganz einer Sache hingibt um der Sache willen, um seinem großen Drange nach Tat treu zu sein. Nicht darauf kommt es an, ob er alles recht macht, sondern darauf, ob ihn ein großer Schwung beseelt, der ihn hinwegreißt über alles Kleinliche. Diese Wertung des Menschen großen Tuges in jedem Betracht geht im germanisch-deutschen Bereiche so weit, daß der große „Sünder“ mehr Sympathie empfängt als der kleine Fromme, wenn es darauf ankommt, zu werten zwischen beiden. Siegfried, der Held der germanisch-deutschen Seele, war nicht in erster Linie moralisch, aber er war groß. Er konnte sich auch einmal groß hineinwerfen in eine Sache, die, an den Maßstäben der Moral gemessen, verkehrt war. Goethe kümmerte sich nicht kleinherzig um die öffentliche Meinung landläufiger Moral. Aber er gestaltete sein Leben in Verantwortung vor den Mächten des schattenden Lebens. Nicht der sittlichen Verantwortungslosigkeit wird hier das Wort geredet. Germanisch-deutsche Sittlichkeit ist von Anfang bis Ende durchzogen von dem Gefühl strenger Verantwortung. Jedoch nicht vor dem, was in Buchstaben festgelegt ist, sondern was des Lebens Gewalten selbst von uns fordern.

Es ist selbstverständlich, daß in diesem Bereich der Grundsatz gilt: „Wert um des Werkes, Tugend um der Tugend willen.“ Alles, was an Lohn erinnert für sein sittliches Tun, ist diesem Menschen zuwider. Im Tun selber, im rechten Sein und Leben liegt für ihn die Befriedigung, die ein anderer im Lohn sucht. Diese Haltung entspringt aus seiner Art mit Notwendigkeit. Leistung, Schaffen und Kämpfen selbst ist sein Element. Hier lebt er in höchster Lust. Was sollte er noch nach dem

Nutzen blinzeln, der ihm werden soll aus seinem Tun. Recht leben und handeln, um nachher die Frucht dieses Lebens zu genießen, ist kein Ideal für ihn. Denn sobald die Leistung fehlt und Kampf und Werden, tritt er die Gefahr, daß das Leben schal werde und wertlos. Diese Grundstimmung ist der Hauptgrund, warum selbst Sprüche wie diese „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, . . . und beim Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich“, die von Jesus stammen sollen, bei diesem Menschen auf starke Ablehnung stoßen, und alle Heilssansichten mit Ironie zurückgewiesen werden. Lohnsucht, selbst fromme Lohnsucht, ist ihm das Erbärmlichste. Diese Haltung ist im indogermanischen Bereich am eindrucklichsten in der Bhagavadgita gelehrt worden. Dort wird die Himmelslohnsucht als versteckte Lohn- und Eigensucht zurückgewiesen. Erst wer allem Verlangen nach „Werksfrucht“ entsagt, kann recht wirken. Denn nur er gibt seine Kraft und sein Wesen ganz in die Tat und zielt nicht an der Tat vorbei nach dem, was ihm daraus werden soll. So losgelöst von allem Eigennutz und aller Sucht nach Nutzen wirkt der Gott sein Werk. Diesem großen Vorbild soll der Held nachhelfen<sup>19)</sup>.

Im tiefen Meere,  
Dem immer sich füllenden,  
Finden die Wässer ihre Heimstätte  
Und wallen im Frieden. Zu diesem Frieden kommt der  
In dem Begier verfinstert und Eigensucht.

Im Geiste, feingezügelte alle Kräfte,  
Beginn, o Freund, dein Werk in Werkes Sucht  
Entsag dem Gange,  
Der statt Werks den Zweck will  
Rugend suchend, Früchte fordernd.

Den Toren quält der Mißerfolg  
Und Schwund der Zeit,  
Verwirrend ihnen Kräfte.  
Der Weise tut sein Werk  
Liniemäßig,  
Er wirkt sonder Wozu,  
Ganz hingegeben dem Geiste,  
Der ihn treibt.  
Und kämpft er,  
Kämpft er ohne Haß und Heinen Eigennutz  
Kämpft, weil er muß.  
So steht er über seinem Werk  
Er handelt frei.

Wer so das Werk der Welt nicht mitwirkt,  
Im engen Kreise seines eignen Ichs  
Luftgerig angebraten,  
Sich selbst im Wege,

Des Lebendigen zerstört die Schuld.  
Er jagt nach düsterem Wind,  
Wo er der Erde duftend Leben  
Zu fassen meint.

Bin Ich,  
Der tief verborgen Wesende,  
Nicht stets am Werke  
Von Ewigkeit und ohne Ende?  
Und ruhe doch.  
So wirke  
Friedberglig, klarsinnig in Gelassenheit.  
Du hast nichts zu verlieren:  
Die Ewigkeit ist dein wie mein<sup>11)</sup>.

Es ist dasselbe, wenn Eckhart den Fragenden antwortet:

Warum liebst du Gott? Um Gottes willen. Warum liebst du  
Wahrheit? Um der Wahrheit willen. Warum liebst du Gerechtigkeit?  
Um der Gerechtigkeit willen. Warum liebst du Güte? Um der Güte  
willen. Warum lebst du? Meiner Treu, ich weiß es nicht ich  
lebe gern.

7

Und doch ist gerade auch im indogermanischen Bereiche ein  
starkes Gefühl und ein Wissen um die Tatsache des gerechten  
Ausgleichs und ewiger Entsprechung zwischen  
Sein und Werk und dem, was sich daraus ge-  
biert. Wo gegen das Rechte gefehlt wird, rächt sich dieses  
unerbittlich. Es walten ewige Gesetze, die keiner ungestraft ver-  
lezt, und selbst von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich die Ver-  
erbung des Unrechtes der Väter fort. Die Sage und besonders  
die Tragiker Griechenlands haben diesen Gedanken mit unheim-  
licher Eindringlichkeit gelehrt. Auch die germanisch-deutschen  
Sagen und am gewaltigsten das Heldenepos sind durchdrungen  
von diesem Wissen: „Alle Schuld rächt sich auf Erden.“ Siegf-  
rieds wohlgemeinte Lüge um des Freundes willen bringt dem  
Helden schließlich den Tod. Und dieser Tod, ein heimtückischer  
Mord, reißt das ganze Geschlecht in das Verderben. Die Ver-  
bindung zwischen der Tat und dem, was dem Täter daraus folgt,  
kann keine Macht durchschneiden. Strenge waltet das Gesetz  
des Ausgleichs.

Im Indo-Erischen hat sich diese Abnung verdichtet zu der  
Lehre vom Karma, dem „Werkgesetz“. Jede Tat hinter-  
läßt in der Seelentiefe des Menschen einen Keim. So wie sie ist,  
so ist der Keim, so wie der Tat Art ist, so ist des Keimes Art. Und  
diese Keime entfalten sich in dieser oder in einer zukünftigen Er-  
stanz nach einem Weltgesetz, das im Menschen waltet, wie im All.  
Die Frucht, die aus jenem Keime wächst, hat der Mensch zu  
ernten, sei sie gut oder böse. Die Form, welche diese Erkenntnis

von der Entsprechung dort gefunden, mag mystisch seltsam sein. Wahrheit enthält sie doch. Der Mensch schafft sein Schicksal mit, bestimmt tatwirkend seine Zukunft. In irgendeinem Punkte seines Weges kommt ihm entgegen, was er gewirkt, als seine Tat und seine Frucht.

Dieses Wissen schafft ein starkes Gefühl der sittlichen Verantwortung, ohne die Eigeniuchte zu entbinden, die den Menschen bestimmen, Lohn zu erwarten und Genuß der Freuden, die er sich tugendhaft erworben. Vor der Strenge des Gesetzes flieht dieses kleine Menschtum. Groß und tapfer hat er seinem Walten zu begegnen.

Noch ein weiterer Gedanke wirkt im indogermanischen Bereich abelnd und verpflichtend. Was einer tut, recht oder nicht recht, geht alle an, die mit ihm verbunden sind. Kein Mensch ist ein Einzelner, sondern einer in dem Geseae einer Bluts- und Schicksalsgemeinschaft. Was einer fehlt, trifft alle und die Schuld des einen reißt ganze Geschlechter mit in den Abgrund. „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortwährend Böses muß gebären.“ Ja, der ganze Umkreis der Gemeinschaft wird betroffen von dem Unheil einer Sippe. Das Abnen des Verknüpftheins aller mit allen, das Wissen um die kettenlange Wirkung der Tat wirkt hier Verpflichtung, wie keine Aussicht auf zukünftiges Gericht es könnte. Denn jenes trifft nur den, der die Tat getan, doch das gebieterische Verhängnis mit der Sippe, mit dem Volk, der Welt trifft Viele und belastet die Tat des Einzelnen mit ungeheurem Gewicht. Hier ist Strenge der Auffassung, Größe des Verfalls und stille Unerbittlichkeit. Wer solchen Glaubens lebt, in dem muß alle kleine Lohnsüchtelei, aber auch alles Sichhängen vor der zukünftigen Strafe versinken in dem harten Ruh des Augenblicks, dem er sich binaubt mit seiner ganzen Seele. Denn in der Tat des Augenblicks baut er am heilvollen oder heillosen Schicksal nicht nur seiner eigenen Person, sondern der Gemeinschaft, die ihn trägt. So hängt viel daran, daß er recht lebe. In solchem verantwortungsbehafteten Tun erlebt der Mensch dann, daß er eingebettet ist in das Wirken des Weltwillens, der ihn trägt und führt.

Der Kampf um die sittliche Gestaltung des eigenen Lebens und der Gemeinschaft führt jeden Echten zur Begegnung mit letzten Mächten. Die Forderung, die sich in uns ankündigt, ist oft so unerbittlich klar, daß wir sie von nirgendwoher ableiten können als von leistungiger Macht, von jener Macht, die alles bestimmt und lenkt. Und ihr kann man nicht

ausweichen, ohne in den Abgrund eines verlorenen Lebens zu stürzen. Wer aber den strengen Forderungen seines Gewissens zu gehorchen bereit ist, der entdeckt in ihnen tragende und ruhrende Nähe des Gottes. Wer den Mut hat ja zu sagen ohne Abzug, dem strömt aus diesem Ja unmittelbar die Kraft zu, diesen Willen auch zu leben. Denn dieses Ja-sagen ist ein Eingehen in die Lebensgemeinschaft mit dem Willen, der die Welt trägt. Und selbst die Niederlagen, die wir in diesem Ringen um das Rechte erleben, sind heilsame Erschütterungen, in denen wir die Nähe jener ewigen Gewalten in ehrfürchtiger Beugung stets neu erfahren. Führt doch durch Niederlage und Schuld hindurch der Weg zum wahren Leben, zu jenem Heldentum im Lebenskampf, in dem wir streng uns selbst richtend der helfenden Gewalten inne werden, und, wissend um das Muß des Schuldigwerdens, mit gutigem Herzen dem Menschen bezeugen, der von seines Weisens widrigen Verwaltern hart bedrängt den Weg zur Höhe nur mühsam findet. Das Wort vom Sagen der Sünde ist sehr mißverständlich und doch voll tiefer Wahrheit. Denn erst durch Schuld hindurch erfährt der Mensch die Tiefe alles Lebens.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
auf seinem Bette weinend sah  
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Wenn nach der Kraft gefragt wird, aus der wir unser Leben in höchster Sittlichkeit gestalten wollen, so antworten wir: Diese Kraft wird dem treulich zugeteilt, der ganz das will, was jener Wille von ihm fordert. „Ihr moßt zwar die Sehnsucht haben zu einem hohen Leben“, so saßen uns oft die Vertreter des Christentums. „Wir aber haben die Kraft, denn wir haben Jesus zum Vorbild und zum Herrn.“ Wir achten jenes Vorbild nicht gering, aber die Kraft zur sittlichen Lebensgestaltung ist keineswegs ein Vorrecht des Christentums. Zudem: wir mochten gerne mehr sehen an den Christen von jener Kraft und nicht so viel Worte darüber hören!

Lang, ehe es Christen gab, lebten die germanischen Stämme ein edles Leben, das uns hohes Vorbild ist und von dem selbst die Fremden, die als Feinde ins Land kamen, ergriffen waren. Woher nahmen sie die Kraft? Aus ihrer armen Seele Tiefen floß sie ihnen zu, aus der tragenden Gemeinschaft, die sie verband in Blut und Seel der besten Herzen. Aus dem Wissen darum, daß der Gott bei ihnen war, daß Mutter Erde liebend ihrer waltete, die gute, reine, allnährende Einbezogen in diese heilige Gemeinschaft helfender und richtender Gewalten, von ihrer Kraft aus der Tiefe gespeist, rangen sie um



ihre Hochziele, die aus demselben Grund entsprungen waren, der sie trug. Aus diesem fließt auch uns die Kraft zu Tat und Werden. Jene letzte Tiefe, der ewige Lebensgrund selber und unseres Volkes schattende Lärkraft, die aus ihm stammt, sind uns Helfer im Kampfe um unsere höchsten sittlichen Ziele.

Das ist unsere Hoffnung. Weil germanisch-deutsche Sittlichkeit sich nicht gründet auf eines Gottes fremde Gebote, die von außen kommen, noch auf einen fremden Glauben, der des Lebens Wirklichkeiten fauch beiseret, wird sie recht gegründet sein. Wo das Volk wieder eine in den Herzen schattende Wirklichkeit wird, da baut das Volk mit an der Sittlichkeit. Statt daß es sich von außen her Gebote aufliegen läßt, schafft es aus seiner lebendigen Substanz heraus selbst Gebot und Norm. Auch wird der sittliche Spürsinn des Einzelnen, der durch Gebote von außen her abgemergelt worden ist, erstarren. Denn nach deutschem Glauben schafft ja der ewige Wille selbst in uns und seine Gebote tönen in unserer Seele auf. Wir müssen nur mit bereitem Herzen ihn erhörten. Dieses Ringen um wahre Sittlichkeit ruht aber auf einer ehrwürdigen sittlichen Haltung zum Volk, zur Erde, zu Mat und Voden und zu seinen Früchten, zum Leibe und zu allem was nur in irdischer Wirklichkeit ansetzen ist. In diesem Lebensgrund wurzelt die neue deutsche Sittlichkeit gesunder und widerstandsfähiger als in jenem fremden Grunde des moralisierenden Christentums. Sie wurzelt in einem Deutschen Glauben, aus dem sie ungebrochen wachsen soll zu neuer Kraft und neuer Größe.

Die größte Sünde für den Menschen Deutschen Glaubens ist die, die Erde und das Leben nicht heilig genug zu achten, mit den Gaben des irdischen Daseins nicht sorgsam genug umzugehen. Diese Ehrfurcht ist die lebendige Entsprechung zu der stetigen Bereitschaft dieses Menschen, alles Irdische nur nichts zu achten, wenn es auf ein hohes Gut zu wahren. Hoher als alles steht dem nordischen Menschen die freie, unangestattete Persönlichkeit, auf der allein sich Gemeinshaft aufbaut. Sein Volk ist ihm heilig. Darum achtet er die Kräfte seines Volkes und verschleudert dieses teure Gut nicht in ihrem Genuß. Die Kameradschaft ist ihm eine große Gabe der Natur und seines Volkes. Darum schandet er sie nicht durch Untreue oder Eigennuß. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist ihm Offenbarung der großen Liebes- und Schaffenskräfte der Mutter Natur. Darum kann er nicht mit ihr spielen. Und da ihm in dieser Liebe so gut wie in Sein und Tun des frommsten Menschen Gott begegnet, kann er sich ihr hingeben als einem Sakrament und all ihr Glück erleben als Begabung mit dem Ewigen. Wenn er auf seinem eigenen Boden

schreitet, geht er auf heil'gem Lande. Denn aus ihm strömen Kräfte in ihn hinein: die adeln und stärken, mehr denn viele Götter. Und sie verpflichten ihn, zu stehen für Recht und Freiheit, daß seine Nachkommen sich der Erde und des Göttern freuen. Und daraus erwacht eine erbtomme Weisheit, daß die deutsche Weisheit immer sucht die den Göttern lezt und wirkt im Göttern an seine irdische Weisheit. So wächst aus die erbtomme der Erde ein frommes Leben und Göttern, das ihr nicht entfremdet ist, sondern aus ihr ist. So wachet germanisch-deutsche Frommheit aus germanisch-deutlichem Lebensglauben.

Was der germanisch-deutschen Haltung zu des Lebens Wirklichkeiten werden dann alle Götter, bereiche der Eitlichkeit neu errungen werden müssen, besonders aber jene in denen das Christentum aus einer Grundhaltung heraus vorgetragen wurde, wie z. B. die von Liebe und Ehe. Ganz abgesehen davon, daß das Christentum hier nicht eine höhere Eitlichkeit abtrahiert hat wie immer behauptet wird hat es die hohe bodenständige Eitlichkeit verdrängt. Der Zeit zerrört. Es ist ein hochwachsendes Zeichen für die zerstörende Macht des fremden Glaubens in diesem Lebensbereich, daß Vorbedeutend erst unter der mittelalterlichen Herrschaft des Christentums entstanden sind, als dunkle Entsprechung zu der verströmten Entwurzelung der Römer die letzten drei meisteilen Unheil angedeutet hat. Ein auf Zeit der großen Ausdrücke von Fanatismus die sich dann in Inquisition und Hexenprozessen zu Entwürfungen verdreht ist auf die undeutliche Verdrängung der natürlichen Liebe zurückzuführen. Es konnte nicht anders sein daß im deutschen Volk eine solche Haltung nur zur Verdrängung des Liebesglaubens führte die durch die Jahrhunderte hat oft bald verflucht weiterwachte bis dann der Zusammenbruch der christlichen Kirche und des Eitels zu Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts so offensichtlich wurde daß alle Einsichten um neue Beantwortung sich mühten. Die Versuche des 19. Jahrhunderts eine Liebes- und Eheethik aus rationalen Überlegungen über das Liebesleben und die Beziehung von Mann und Weib als eine Eitlichkeit ohne Frommheit anzufangen mußten ebenfalls fehlschlagen. Sie konnten im höchsten Fall als Überlegung gewertet werden zu einer neuen Zeit. Und diese neue Zeit ist mit dem gewaltigen Ausbruch deutschen Glaubens gekommen. Er wird eine neue Liebes- und Eheethik auf den Grundlagen einer frommen Betrachtung der Lebenswirklichkeiten aufbauen. Einmal auf der Heiligkeit des Leibes und seiner Liebe, die ihm nicht fremd sind einer Übermacht in seinem Leben, sondern Fortuna des ewigen Lebensgrundes, dem er in Ehrfurcht dient. Und wenn er

den Widerstreit empfindet zwischen dem hohen Streben seiner Seele und seinen Trieben. So steht er darin nicht des Bösen Werk, sondern das ihm angetane Schicksal, daß er in freiem, tapferem Kampfe sein Leben gestaltet. Das ohne diesen Kampf nicht in die Tiefe dränge. Trieb und Geist sind ihm nicht einfach entgegengesetzte Mächte, so sehr sie miteinander ringen, sondern Ausdruck derselben ewigen Wirklichkeit.

Dazu kommt die Vortracht vor dem Göttlichen im Weibe, die uralt germanisches ja indogermanisches Gut ist. Wenn er liebt, so erlöst er das Weibliche in seiner irdisch-göttlichen Tiefe. Der Schluß des großen Lebensdramas, das heißt des „Traum“, Das ewige Weibliche zieht uns an“ konnte in Wahrheit nur in einem germanisch-deutschen Gemüte entspringen. Der deutsche Mensch, der Mensch der Leistung und des Kampfes und der himmelsturmenden Werberechtenschaft ahnt, daß er verirren und verkommen muß, wenn er nicht eintaucht in das liebend-mütterliche Weien des weiblichen Lebensendes der Welt, in jenen andern Pol seines Daseins. Am Weiblichen und die weiden und Seher deutscher Art zum Ganzen der Wagniszeit und zur Tiefe des Lebens gekehrt. Die großen Frauengestalten wie Brunhild, Gudrun, Dietrich und viele andere gehören zum deutschen Schicksal als Sinnbild ewiger Wahrheit. Was die ein Ständen allein kann eine germanisch-deutsche Sittlichkeit von Liebe und Ehe ermahnen“).

Dieses eine Gebiet aber ist nur Sinnbild für alle andern Gebiete sittlichen Lebens. Der Deutsche Glaube wird nicht ruhen, bis er eines um das andere durchdrungen und von Grund auf neu gestaltet hat. Wir wissen, daß daran, ob es Deutschem Glauben gelingen wird, deutsche Sittlichkeit neu zu begründen und zu gestalten das Schicksal des deutschen Volkes hängt. So ist uns, die wir uns zum Deut der Glauben bekennen, eine schwere Verantwortung der Tat anverlezt. Wir tragen aber in uns die Hoffnung, daß Deutschem Glauben diese Tat gelingen wird, die keinem anderen Glauben je in unserem Volke gelingen kann.

\* Das Buch, das ich über Liebe und Ehe zu sagen habe habe ich in einem Buch der „Germanischen Gemeinde“ ich in vor einigen Jahren veröffentlicht. Dieser Vortrag handelt sich als Anfang zu diesem Kapitel am Schluß des Buches.



## Sechstes Kapitel

### Sünde und Schuld im Deutschen Glauben

Das Wort „Sünde“ findet häufig eine scharfe Ablehnung in der Deutschen Glaubensbewegung. Es wird sooft oft gesagt, Sünde sei ein dem Deutschen Glauben wesensfremder Begriff. Daran ist etwas Richtiges. Der christliche Sündenbegriff ist für uns untragbar. Nach ihm entspringt die Sünde einzig aus dem bösen, geistwidrigen Wesen des Menschen. Im Grunde ist sie die satanische Feindschaft gegen Gott, die darum auch nichts anderes nach sich ziehen kann als den Zorn Gottes und die ewige Verdammnis, es sei denn, daß der Sünder vor dem gerechten Gott in Reue und Buße zusammenbricht und, gesühnt durch das Blut Jesu Christi, von ihm begnadigt wird.

Ein solches Sünden- und Bußerlebnis kennen wir nicht. Ja, wir lehnen es als unsartigend ab. Wir bezweifeln nicht, daß es Menschen gibt, die ihre innere Unordnung so erleben und so von ihren Hemmungen erlöst werden müssen. Besonders waren es offenbar jener vorderasiatisch-semitische Raum und jene Zeit aus der Paulus herkommt, wo eine unheimlich belastete und verwirrte Welt so erlöst werden mußte. Vielleicht wäre sie zurunde gegangen ohne den Beruhner, wie ihn ein Paulus verkündigt hat.

Wir wissen auch, daß im deutschen Raum nicht wenige, besonders in den Jahrhunderten des Mittelalters, durch solche Sünden- und Erlösungserlebnisse hindurch mußten. Ja, einer der größten Deutschen, Luther, hat offenbar so die Sünde, den zornigen Gott und die Begnadigung durch den Glauben an Jesus Christus erlebt. Wir wollen diese für uns auffallende Tatsache nicht leichtsin beiseite schieben. Wir wissen nicht, wie weit seine eigene Anlage und sein Verbannung mit dem mittelalterlichen Christentum dazu beitrugen und wie viel ratsehvoll Dieses mitgewirkt hat, daß wir nie zu lösen vermögen. Wir denken auch nicht

daran, Luther deshalb einfach zu verwerfen, weil er ein anderes Sündenerlebnis hatte als wir.

Wir wehren uns aber gegen die Behauptung, diese Art von Sündenerlebnis gehöre zum religiösen Menschen als solchem, es sei der Weg der einzige zu einem bereiten und glaubenskräftigen Leben. Wir wissen, daß jenes christliche Sünden- und Erlösungserlebnis nicht das des deutschen Menschen ist, der sich von der Last der christlichen Tradition bereitet hat und der seinen Verstoß gegen die ewigen Ordnungen ganz aus der Tiefe seines eigenen Wesens erlebt. So geheimnisvoll und mannigfaltig auch im eigenen Volke die religiösen Geschehnisse sind, so wenig wir vermögen, auf den Grund der oft so räthselvollen religiösen Einzelgeschicke zu sehen, so viel ist uns jedenfalls sicher: Bei den lebenden Deutschen, die um einen eigenen Glauben in Leben, Wort und Symbol gerungen haben, finden wir das typisch christliche Sündenerlebnis nicht, sondern ein ganz anderes.

Vollends unerträglich ist uns die christliche Lehre von der Erbsünde, nach der alle Menschen von Geburt an durch Sünde verfinstert und der Verdammnis anheimgefallen sind. Unser Widerstand richtet sich nicht gegen die Überzeugung, daß der Mensch schon bei seiner Geburt in einen Zusammenhang hineingestellt ist auch mit den dunklen Mächten des Daseins, die in ihm walten über seinen bewußten Willen weg. Wir wissen etwas an die Verkettung des Einzelmenschen mit seinem ganzen Geschlechte und dessen Mächten der Unordnung. Aber wir wehren uns gegen die den Menschen entwürdigende und belastende Deutung dieser Tatsache, wie sie in den christlichen Bekenntnisschriften, auch in den lutherischen, gegeben wird.

Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, daß sie alle von Mutterleib an voller böser Lust und Peinung sind und keine wahre Gottesanacht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können, daß auch dieselbe angeborene Seuche und Erbsünde wahrhaftig Sünde sei und verdamme alle die unter Gottes ewigen Zorn so nicht durch die Taufe und heiligen Geist wiederum neu geboren werden<sup>1)</sup>.

Sehr deutlich redet Luther in seinem Taufbüchlein von 1526 von dieser verdammenden Gewalt der Erbsünde über das Kind. Es ist vom Teufel besessen und ein Kind der Sünden und Ungnaden. Darum auch muß das Kind durch seine Paten dem Teufel absagen und sprechen.

Entsagst du dem Teufel? Antwort Ja! Und allen seinen Werken? — Antwort Ja! Und allem seinem Wesen? Antwort Ja! Darauf fragt er (der Priester): Glaubst du an den allmächtigen Vater Schöpfer Himmels und der Erden? — Antwort Ja! Glaubst du an



Jesum Christum, seinen einzigen Sohn also Antwort Ja! Glaubst du an den Heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, an die Vergebung der Sünden, die Auferstehung des Fleisches also. — Antwort Ja! Bist du getauft sein? Antwort Ja! Dann nehme er das Kind und taufe es in die Taufe und spreche Und ich taufe dich im Namen des Vaters also. 2).

Wenn der Versuch gemacht wird, den deutschen Menschen und im besondern die deutsche Jugend unter eine solche Lehre von der Sünde und von ihrem eigenen Wesen zu stellen und sie dadurch zu einem Sündenerlebnis paulinisch-lutherischer Art anzuleiten, so stellen wir uns vor diese Jugend und sagen ihr laut und deutlich, daß wir eine solche Lehre für falsch halten, wenn sie für alle Menschen gelten soll.

Man sagt uns, niemand werde ja durch die christliche Lehre gezwungen zu einem solchen Erlebnis. Dies ist aber eine billige Lustthat. Ist es kein Zwang, wenn man z. B. im Konfirmandenunterricht diese christliche Lehre von der Sünde als Hintergrund benutzt, um Verfehlungen zu rügen und denen Aussicht auf Befreiung und Vergebung verheißt, die sich ihr beugen? Wenn man, wenn auch noch so pädagogisch, andeutet, daß kein Mensch zum wahren Leben kommen könne, er habe denn eine rechte Sündenkenntnis und gehe durch eine rechte Buße zur Gnade ein? Schon der Anspruch, daß diese Art von Sünden- und Gnadenerlebnis der einzige Weg sei, von seinen inneren Hemmungen los zu innerer Freiheit, zu Lebensfreude und Schaffenskraft zu kommen, ist gerade für die Kinder, die es ernst nehmen, ein ganz unheilvoller Zwang. Wie viele kommen dadurch in Gefahr, in eine Sündenangst oder in ein quälerisches Suchen nach Neue und Bine hineingezwängt zu werden, eine Gefahr, die in jeder Hinsicht verbanwirtschaftlich wirken und das innere Leben schädigen muß. Die kräftigeren Naturen werden sich ja über diesen Zwang, sich verwerfen zu fühlen, hinwegsetzen und ihren eignen Weg suchen. Viele aber die empfinden, daß diese Lehre von der Sünde nicht die ihrige ist, und die von sich aus nicht imstande sind, einen anderen Weg zu finden, werden verwirrt und können ihrer inneren Unordnung nie organisch auf Grund ihrer eigenen Art Herr werden. Andere werden in ihrer Hilflosigkeit angesichts dieser Sündenlehre das ganze Gebiet der sittlichen Verfehlungen als ein sie nur hemmendes Problem beiseiteschieben und so der Verantwortungslosigkeit anheimfallen. Daher der Widerwille gegen den Sündegedanken überhaupt.

So wirkt die christliche Lehre von der Sünde gerade das Gegenteil von dem, was sie wirken sollte. Wahrscheinlich ist uns

der Umfang des Unheils, das mit dieser artfremden Lehre in unserem Volk angerichtet worden ist, noch nie klar genug zum Bewußtsein gekommen. Wir wurden sonst, aufs tiefste erschrocken, nicht anders können, als mit einem Gefühl schwerster Verantwortung gerade an die Lösung dieses Problems herangehen. Man wendet ein, diese Lehre von der Sünde gehöre zur Verkündigung des Evangeliums und müsse deshalb vom Prediger vor das Volk gebracht werden. Wir wollen die Verkündigung des Evangeliums nicht verbieten. Aber wir müssen verlangen, daß unsere Kinder, die deutschen Kinder, nicht gezwungen werden, wie dies durch die Konfessions-schule geschieht, sich insgesamt unter eine solche Lehre zu stellen. Konfessionszwang in der Schule gehört nicht zum Evangelium.

Wir wären grundlich mißverstanden, wollte man unsere Ablehnung der christlichen Sündenlehre auslegen als einen feichten Optimismus, als ob wir meinten, der Mensch sei schlecht hin gut und als sei alles in Ordnung mit ihm. Und wer gar unsere Ablehnung als eine Flucht vor der letzten richtenden Gewalt, als einen Widerstand gegen den „Willen Gottes“ auslegen wollte, der täte uns gerade in der Sache schweres Unrecht, die uns am wichtigsten ist.

Wir wissen, wie vieles im Menschen nicht in Ordnung ist. Wir unterstellen uns den Gesetzen des ewigen Willens und sind bereit, vor der höchsten Gewalt Rede und Antwort zu stehen für unser Tun und Lassen.

Es mag Menschen geben in der Deutschen Glaubensbewegung, die der Meinung sind, nie das Gefühl des Schuldigseins gehabt zu haben oder sich dessen als etwas Unheillichem einschlagen zu lassen. Trotz aller Achtung vor eigener Art und unserer Zurückhaltung gegenüber dem Innenleben der andern wagen wir zu bezweifeln, ob jene sich genug kennen und von heilsicherer Haltung die rechte Vorstellung haben. Wir glauben, daß Schuldigwerden und Eischuldigfühlen zum Menschsein als solchem gehört und daß auch der heilsiche Mensch unter dieser Ordnung steht.

Die Voraussetzungen des Schuldigwerdens sind ja die ewigen, sittlichen Gesetze, von denen wir im vorausgehenden Kapitel gesprochen haben. Sie sind Wirklichkeiten leibhaftiger Art. Und jeder echte Mensch wird diese ordnenden Armächte des Lebens und der Gemeinschaft in seiner eigenen Brust erleben, wo sie fordernd an ihn herantreten. Sie sind da, weil schaffender und ordnender Wille in der Welt ist, weil ewige Mächte am Werke sind, die Gestaltung wollen und großes Wer-

den. In den Herzen der Hornwilligen kündigen sie sich an und von dort finden sie den Weg zu den Gehoren und Tafeln, welche die Willen leiten sollen.

Die Forderung dieses sittlichen Ordnungsgefüges der Welt ist so unbedingte, daß der Mensch durch die vielen Jahrtausende und Jahrzehntausende hindurch nicht imstande war, sie so zu erfüllen, daß er nicht immer eine Rast zwischen dem Soll in seinem Willen und der Thatkraft seines Lebens und Handelns empfunden hätte. Trotzdem hat er es nie gewagt, noch wird er es je wagen können aus Genuß nicht als den Einzelnen geloben sich ihr zu entziehen. Das Gewissen als wachsameres Organ dieser inneren Lebensorgane hat sich durch die Menschheitsgeschichte hindurch als solches behauptet und wird sich behaupten. Und gerade in dieser Thatkraft tritt uns die Göttlichkeit der sittlichen Ordnungsgefüge ehrsüchtigend entgegen. Was der wechselnde Einzelne der Forderungen jener Götter und des Gewissens ist wird immer eine Frage bleiben, um die wir uns in lebendigem Glauben zu mühen haben. Aber die Tatsache, daß wir anfordert werden, daß wir dieser Anforderung, wenn wir uns innerlich nicht selbst vernichten wollen, das Ihr nicht verweigern können, daß wir der Forderung unseres Gewissens nicht ausweichen dürfen, steht fest.

Wir empfinden dieses Stehen unter den Forderungen unseres Gewissens und das Verabli der unbedingten Verantwortung ihnen gegenüber als die Würde die uns Menschen auszeichnet. Gerade die Anerkennung dieses Verpflichtungs adelt uns im höchsten Sinne. Denn es verknüpft uns unmittelbar mit dem ordnenden Weltwillen in eine hohe Gemeinschaft. Das Soll das wir uns damit auferlegen lassen ist das Soll zum anderen Menschen, das Soll zu einem Volk, in dem göttlicher Wille wirkt, das Soll zu einer Menschengemeinschaft die Gutes und Böses erstrebt und gestaltet. Im letzten Sinne verstanden ist es das Soll des ewigen Weltwillens der Welt, der durch uns sich vollenden will. Wer ihm sich hingibt der darf schauen ein Bild dessen, was werden soll. Dem ruft eine alte me Stamm das Muß zu, das über ihm steht. Die That, die von ihm verlangt wird, wird ihm offenbar.

An diesem Punkte nun entdeckt der Mensch die Tatsache, daß er schuldig wird, als eine unentrinnbare. Wie oft wird das Soll nicht erfüllt. Wie oft herrscht in der Seele Lebensraum statt der Ordnung, die wir abnen und nach der wir streben, die Unordnung sich widersprechender Kräfte. Wir tun Dinge, müssen sie vielleicht tun unter dem Zwang von unbekannten Gewalten, die unser Gewissen pervertiert. Wir

verlezen Menschen, die wir lieben; wir werden schuldig an ihrer Seelenruhe, an ihrem Recht, an ihrem Leben. Die Gemeinschaft, damit sie lebe und recht lebe, verlangt unseren selbstlosen Dienst. Aber wir dienen oft eigenmächtig unserem Eigenen. Ist es so selbstverständlich, daß Gemeinnutz vor E. genutz geht, wie des Volkes heiliger Wille es verlangt, wenn man sein Leben scharf genau sieht und imstande ist sich vorurteilslos zu betrachten und zu beurteilen? Sind es nicht gerade die Besten in unserem Volke, die das Unvollkommene und Tragwürdige am schwersten empfinden?

Sie sind es, die in die Tiefe geschaut und erkannt haben, daß der Verstoß gegen die Gebote des Gewissens Verstoß gegen die Lebenswirklichkeiten ist, die vom Urwillen gezeit sind, und daß, wer schuldig wird an dem Soll in seinem Gemut, am Ganzen schuldig wird, an dem großen Wirklichkeitsgange, zu dem wir als lebendige und schaffende Menschen gehören. Am gewaltigsten hat sich dieses Wissen von dem „Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Reiz muß haben“ im Griechentum dargestellt in den großen Geschlechtersaagen. Aber auch die Lieder der Edda, etwa die Alfrieder und überhaupt der ganze Sagenkreis Ewald-Edvard, Brimbild-Grimbild und Gudrun sind durchdrungen von der tragischen Überzeugung, die sich dann im indogermanischen Bereich in der Lehre vom Karmagefess, d. h. vom Gesetz der kosmisch-ethischen Entsprechung alles Geschehens auswirkt hat. Und darum, weil alles Schuldigwerden Schuld anwerden am Ganzen und Letzten ist, darum ist es eine so ernste Sache. Dies ist der Sinn der Worte Schillers in der „Braut von Messina“, die so gut das indogermanische Empfinden zum Ausdruck bringen:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,  
der Übel größtes aber ist die Schuld.

Aus den angeführten Beispielen des Schuldnerlebnisses innerhalb der indogermanischen Welt geht der Gegensatz zwischen diesem und dem christlichen Sündenerlebnis scharf hervor. Nach christlicher Lehre ist die Ursache der Sünde nur die menschliche Tragwürdigkeit, im Grunde der böse gottwidrige Wille des Menschen.

Die Tatsache, daß menschliche Gleichgültigkeit und Armseligkeit, ja sie ist ein unguter Wille die Ursache des Vergehens gegen die ewigen Gesetze sei, soll nicht bestritten werden. Doch ist die Betrachtung der „Sünde“ nur von diesem Gesichtspunkt her nach unserer Meinung eine sehr oberflächliche und einseitige. Sie hat zudem dazu geführt, beim Menschen, der schuldig wird, nichts

anderes als bösen Willen zu wittern, zu jener leicht ins Pharisäertum ausartenden Beurteilung des „Sünders“, die uns an vielen Christen so zuwider ist und die auch durch die eifrige „Sünderliebe“, in der man „den Menschen liebt, aber seine Sünde haßt“, nicht schöner und frömmere wird.

Im germanisch-deutschen Glauben wohnt tieferes Wissen um das Schuldigwerden. Dort ist immer wieder von der Schuld als einem Verhängnis, einem Schicksal die Rede. Es ist vornehmlich die Wissenschaft im germanisch-deutschen Raume gewesen, die den Tierblick und den Mut zu der Tatsache gehabt hat, daß das Schuldigwerden eines Menschen oft aus den Mächten kommt, die in ihm schon durch Vererbung wohnen und für die man ihn persönlich nicht verantwortlich machen kann. Wir sehen hier den Menschen hineingestellt in einen dunklen Zusammenhang, ohne daß dessen persönlicher Wille dabei beteiligt gewesen wäre.

Dieses Wissen um einen schicksalhaften Schuldzusammenhang des Einzelnen im Ganzen gibt der Beurteilung des schuldigwerdenden Menschen eine ganz neue Note. Nicht daß man die Unordnung leicht nahm, aber daß man den Menschen, der in diesem Schuldzusammenhang der Unordnung anheimfällt, mit einem frommen Herzen betrachtet als ein Beispiel des rätselvollen Waltens im Weltgeschehen.

Doch nicht nur auf diese Weise wird der Mensch durch Verhängnis schuldig. Der Gana der Welt ist tief und das Schicksal seine Füße der Geschichte ist geheimnisvoll. Wir Menschen sind darein verflochten, nicht wissend, wie Wir planen und wir taten als Freie in unserem Tun, und sind doch eingegliedert in ein gewaltiges Geschehen, das wir nicht zu überblicken, noch zu durchschauen vermögen. Und an diesem Geschehen werden wir, wo immer wir auch eingreifen, schuldig. Nicht einfach deshalb, weil wir fragwürdig wären, erbarmlich und schwach und bösen Willens, sondern weil uns die Geschehnisse erfassen und unsere Taten rätselhaft so bestimmen, daß wir schuldig werden müssen. Diese Überzeugung von der Schuld als Schicksal ist besonders in der nordischen Welt eindrucksvoll gestaltet. Eines der erschütterndsten Zeugnisse dieser Art ist „*Starkeðs Ráðbláð*“. Dieser tapfere Danentkämpfer mußte in einer schwierigen Lage auf Geheiß Thors seinen geliebten König opfern und empfand dieses Opfer als schwere Schuld. In dem Liede, das Starkeðs Leben und Schicksal schildert, ist zunächst die frohe Kampfgemeinschaft, die er mit seinem Könige vor der furchtbaren Tat mit ihren Folgen hatte, geschildert.



1

Wilar gab mir  
Welches Erz,  
Den roten Ring  
In der Rechten mein,  
Er gilt drei Mark;  
Ich gab ihm Ehruma.  
Dem Fürsten folgt ich  
Fünfzehn Sommer

2

Dem Fürsten folgt ich,  
Der Führer bestem,  
Meiner Fahrten  
Großeste Zeit,  
Ich wir eilten —  
Anholte lenkten —  
Zu letzter Heimfahrt  
Nach Sörðaland.

3

Da trat mich,  
Daß Thot mir schuf  
Den Namen Hebing,  
Nur ohne Maß  
Schmachvoll sollt ich  
Schande ernten  
(Die Treue brechen  
Dem besten Herrn).

4

Den Herrscher mußt ich  
In hohem Baum,  
Geirþofs Toter,  
Den Göttern weihn  
Der Helden tral  
Ins Berg mein Speer,  
Das was meines Lebens  
Leidigste Tat

5

Stirwege  
E're ich fort,  
Fenstern Sinn  
Dem Toll verhaßt,  
Ringen torn  
Und Rühmliedern,  
Herzenlos  
Im Bergen Gram?).

Nach in der Geschichte von der großen Sunnenschlacht, wo Angantyr, der Gote, gegen seinen Bruder Hlöd, der auf der Seite der Sunnen steht, kämpfen und ihn töten muß, tritt uns die Schuld als Schidial schaurig entgegen:

En Fluch traf uns, Bruder  
Dem Blut hab ich vergossen?  
Nie wird das ausgelöscht —  
Unheil schuf die Noerne?).

Ebenso in Hildebrands Sterbelied, der ebenfalls seinen Bruder (nach der deutschen Heldenjage und vielleicht nach einer zweiten nordischen Fassung seinen Sohn) im Kampfe erschlagen muß.

1

Dem Schicksalschloß  
War schwer entgeht,  
Wer geboren ist  
Zum Brudermörder:  
Dich gebor Dros  
In Dänemark,  
Dieselbe Mutter  
Nach in Schweden.

2

Zwei der Schwerter  
Geschmiedet waren,  
Und's Klingen,  
Nun brach die eine  
Geistliche Zwerge  
Schufen beide,  
Wie vorher und nachher  
Niemand es kann.

3

In Häupten steht mir  
Verhauen der Schuld,  
(Geziert mit Büßern  
Und blinzelndem Schmutz),  
Nichtig sind dort  
Abgeh'bet,  
Alle Fechter,  
Die ich gerächt.

4

Dort liegt mir zu Häupten  
Der liebe Sohn  
Der einzige Erbe  
Der mein Eigen ward,  
(Ich liebte ihn  
Von allem Herzen),  
Wider Willen  
Ward ich sein Mörder.

5

Eine Bitte,  
Bruder, hab ich,  
Einen Wunsch nur,  
Gewähr ihn mir!  
Nur deinem Mantel  
Bedecke mich,  
Wie selten dem Toten  
Der Sieger tut!

6

(Seid nur bleibt uns,  
Verloht uns das Glück,  
Doch niemand wendet  
Der Vorne Spruch)  
Lebens ledig  
Ließ ich nun bald,  
Nur wendigerer  
Wasse gerächt<sup>4)</sup>.

Ungezogen und Hildebrand wissen, daß sie unter einem Schicksal standen, als sie ihre nächsten Blutsverwandten fällten. Und doch zittert durch ihre Worte das Wissen darum, daß sie schuldig geworden sind.

Was wir von jenen großen Sagen noch besitzen, sind nur Bruchstücke. Sie genügen aber, um uns die Weltanschauung deutlich genug erkennen zu lassen und den Glauben, der das Leben jener Helden trug. Es ist bedeutsam für ihre Art des Schuldverlebens, daß es sich ihnen mit dem Schicksalsglauben verknüpfte. Dadurch wird diese ganze Sphäre herausgehoben aus dem isolierten Bereich des menschlichen Willens, der im Christentum zu einfach von dem Gesichtspunkt der Barmherzigkeit her gesehen wird, und hineingestellt in die Sphäre des Allwaltens, in dem der Mensch ja nur ein Teil ist und das oft ungeheuerlich mit ihm umgeht, bis er den großen dunklen Willen erfüllt hat, von dem er nicht weiß, wohin er zielt. So sagt Gudrun, die schicksal- und schuldbeladene, in ihrem Sterbelied.

Ich ging zum Strand,  
Grain den Mornen,  
F eben wollt ich  
Ihren Feindehaß,  
Nicht sank ich mich haben  
Hohe Regen,  
Ich stieg aus Land.  
Leben muß ich<sup>5)</sup>.

Aus dem dunklen Grunde der Beispiele der germanischen Helden Sage leuchtet ein noch tieferes Wissen, das uns das Problem der Schuld noch ehrfürchtiger betrachten läßt: Das

Wissen um die Schuld als sittliches Maß im Widerstreit der Pflichten. Hier wird uns das Wesen der Schuld als einer tragischen Notwendigkeit alles Menschseins und Weltgestaltens am deutlichsten bewußt. Die Schuld als sittliches Maß ist eines der Hauptmotive der indogermanischen Welt. Der tragische Widerstreit der Pflichten, vornehmlich der zwischen Kriegerpflicht und Kriegerehre und der Sippe, ist das Lebensbeispiel, an dem wir die abaründige Tiefe alles menschlichen Wirkens zu erkennen vermögen. Der geschichtliche Vorwurf der indo-arischen Bhagavadgita enthält dieses Problem ebenso, wie das Lied von der Hunnenschlacht und Hildebrands Sterbelied oder Lblands Drama „Herzog Ernst von Schwaben“, wo die kampfbenden Männer zu wählen haben zwischen Freundschaftstreue und Reichtumstreue und Sohnespflicht. So ist des Lebens Gana, daß dem Menschen häufig nur die Wahl bleibt zwischen Pflicht und Pflicht. Gebort er der einen, so wird er an der andern schuldig. Kein Gott vermag ihn aus diesem tragischen Konflikt zu befreien. Denn so hat er den Menschen und die Welt gebaut. Wer aber vor diesem Wissen nicht zurücksteht und sich tapfer unter diese Traurigkeit stellt, dem wird des Lebens Tiefe und Gewalt in solcher Tat machtvoll erfahrbar.

Es ist ein Zeichen für die wurzelkräftige Tiefe deutschen Wesens, daß hier nicht ein Entweder-Oder gestellt wird. Entweder ist mein Handeln Schuldig oder Schuld, entweder ist es Pflicht oder Nichtpflicht. Daß trotz allem das Bewußtsein lebendig bleibt, daß die Verantwortung auf den Täter fällt und daß alle Schuld sich rächt auf Erden. Siegfried wird schuldig an Brunnbild aus Freundschaft. Er kann darum dem Verbananis nicht entgehen. Bis hinein in das in christlicher Zeit entstandene Nibelungenlied wirkt diese heroische Haltung.

Die Heldenlieder der Edda, in denen doch das unerbittliche Walten des Schicksals so eindrucksvoll dargestellt ist, sind durchweht von dem gewaltigen Gefühl, daß der Held, der den Weg geht, den er gehen muß, schuldig wird. Und doch ist er fern davon, sich seiner Schuld zu entledigen mit dem Hinweis, daß ja das Schicksal ihm alles bestimmt habe und er deshalb nicht verantwortlich sei. Eine solche Ausflucht wäre dort ferne erschienen. Zu tief war in dem Gemüte jener Menschen die Überzeugung verwurzelt, daß sie und sie allein verantwortlich seien für ihr Tun und Lassen, daß der echte Mann und die echte Frau auch zu ihrer Schuld zu stehen haben, nicht um darüber ängstlich zu jammern und einen Entschuldner für sich anzusehen, sondern um sie in tapfere Tat auszureißen zu lassen oder wenn nötig durch sie nach

außen unterzugehen, damit sie innerlich bestünden. So waren sie fähig, aus der Schuld hinauszutreten in ein neues Wirken.

Es ist viel Nüchternheit und viel logische Schärfe in der Wesensart jener Menschen. Und doch vermochte kein Schicksalsglaube je ihr Verantwortungsbewußt ein aufzuheben oder auch nur zu schwächen. Der seelische und sittliche Tiefgang jener Menschen befähigt sie dazu, beide Gewalten in ihrem unbegreiflichen Sineinander zu bejahen. Sie erfüllte die Ahnung, daß beide zwar in unserem menschlichen Denken logisch nicht vereinigt werden können, daß sie aber irgendwo im Bereich des abgrundigen Lebens und Wirkens eins seien, dem Denken zwar unzugänglich, dem wirkenden Sein aber über alles Sinnen hinweg erfahrbar.

Tragbar wird letzten Endes dieser Widerspruch dadurch, daß in ihm der stichhafteste Mensch erscheint, der im Tode nach allem Leid und aller Schuld, des Gramens har, dem ewig lebendigen Leben sich eint. So ruft Gudrun an ihrem Lebensende den toten Sigurd an:

1  
Schritte, Sigurd,  
Das schwarze Ross,  
Den hurtigen Hengst,  
Leit ihn her zu mir!  
Nicht sint bei mir  
Sohn noch Tochter,  
Die Gudrun Goldschmied  
Geben könnten.

2  
Entsinn dich Sigurd,  
Was du sagtest  
Als auf dem Feste  
Wir beide saßen  
Du wolltest kühner,  
Kommen zu mir  
Von Hel zur Erde,  
Und ich zu dir.

3  
Schickst, Edle,  
Eichensteite  
Unterm Herrscher laßt sie  
Doch sich karmen!  
De liebvolle Brust  
Brenne Feuer  
Es schmelze im Herzen  
Schwere Sorge!

4  
Allen Männern  
Widre den Harn,  
Allen Weibern  
Wende das Leid,  
Das Klageleid,  
Das erlitten ist,  
(Wie Wills Tochter  
Den Gram geendet?).

Sie weiß, daß letzten Endes über all diesem Schicksalswalten und dem Schuldigwerden der Friede ruht.

Der metaphysische Hintergrund dieser Art von Schuldverfälschung und Schuldbetrachtung ist die Auffassung vom Bösen überhaupt im germanisch-deutschen Glauben. Die christliche Lehre vom Bösen findet ihre Zusammenfassung in der Idee vom Teufel, der als der Feind Gottes versucht, sein Werk zu stören und die Menschen ihm abwendig zu machen, um sie im Reiche des Widergöttlichen zu fesseln. Es muß daher alle Schuld und alle Sünde letzten Endes Ausfluß dieser Macht sein. Für den germanisch-deutschen Glauben gibt

es nur eine Quelle alles Reichthums. Das ist die letzte Wirklichkeit. Das Problem des Daseins ist nicht eins, daß den Teufel anmacht sondern den Gott. Von ihm allein stammen die zwei Grundthaten, aus denen sich das Schuldwerden erhebt. Einmal, das Sein des Menschen, der aus seiner Unordnung zur Ordnung geboren ist. Und dann der spannungreiche Widerstreit der Wirklichkeitsbereiche. Die Welt und das Leben setzen sich zusammen aus Kräftebereichen, deren jeder für sich ein Reich bildet, das nach Herrschaft strebt. So ist z. B. das Reich der Triebe im Menschen nicht voll entfremdet. Es ist sein Wirtel und Wesen so gut wie der Bereich des Geistes. Jedoch die zwei und nicht in der Zusammenordnung im Menschen beisammen, daß es ohne Künste um die Ordnung zu einem wahren Leben laufe. Das Reich der Triebe will Herrschaft, mehr als ihm gebräut, wenn es zum Reich des Geistes lebenschaffend sich ordnen soll. So kommt es zum Kampf. Aber wenn wir den Einzelnen in seinem Verhältnis zur Gemeinschaft betrachten. Jeder Mensch hat Recht auf Leben und auf Eigenthum, hat Recht auf freie Meinungsäußerung und Verkündung seines Wesens. So auch hat die Gemeinschaft als besonderes Reich der Wirklichkeit ihre Forderungen und Rechte. Daß die beiden Bereiche nicht von selbst in edler Harmonie sich zusammenfügen, das ist die Unordnung, an deren Last auch selbst keiner vorbeigehen kann, der sich nicht belügt. Aber, um ein anderes Beispiel zu nehmen. Die Liebe zwischen Mann und Weib hat ihre eigenen Gesetze und ihr Recht. Ein Liebes-Verhältnis ist so göttlich wie jede andere Forderung der ewigen Macht. Wie oft jedoch muß ein solches Verhältnis in Widerstreit treten mit der Macht sei es der Familie oder der Gemeinschaft ganz und gar. Wie oft gilt es, zu wählen zwischen der abgemessenen Menschenliebe, die von uns Recht und Verzicht fordert, und der Verkündung eines solchen Inhalts. Die Schuld der Menschen fließt aus dieser tiefen Quelle mehr als aus dem bösen Willen. Und das Vossesche Axiom, daß die Welt ein Räthsel ist, ist die räthselvolle Tatsache, daß die Lebensbereiche der Welt (der Welt außen und der Welt innen) in unheimlich schwerem Kampfe miteinander stehen um ihr Recht und ihre Zusammenordnung. Dabei wollen wir den Blick vor jenem Dunkelsten auch nicht verschließen, daß Krankhaftes und Verbrecherisches in einzelnen Menschen und oft in ganzen Gemeinschaften aufsteigt aus Überunden vor denen wir mit Schauern stehen. Doch auch sie vermögen nicht uns zu dem Glauben zu verleiten, daß hinter der Welt mit ihrer Unordnung ein Satan stehe, der etwas anderes sei als Gottes Wille. Der Gott wirkt in allem



Auch der germanische Glaube kannte eine dunkle Gestalt, den Loki. Doch zählte er zu den Aßen, er hatte einstens mit Odin Blatsbrüderchaft getrunken und war immer wieder im Bereich der Aßen diesen selbst zu Dienste. In dieser Gestalt ist schon im Keime jene Schau des Bösen enthalten, die wir dann bei einem Bohne zu voller Blüte und Frucht erwachten sehen, daß das Böse ein seltsam schaurig Walten der Götter sei zum Heile derer, die durch Kampf und Niederlage zum Siege schreiten sollen. Deutscher Glaube leugnet nicht das Problem des Bösen. Er ist fern davon, die Dunkelheiten des Menschseins und der Welt nicht zu beachten. Aber der deutschgläubige Mensch will nicht mit groben Händen des Verstandes den Schleier lüften, der jenen Abgrund verhüllt, aus dem das „Böse“ aufsteigt. Er weiß, daß er nicht berufen ist es mit seinem Verstande zu lösen, sondern es heldisch mit der Tat zu meistern.

Aus diesem Glauben und dieser Haltung gegenüber Sünde und Schuld ergibt sich mit Notwendigkeit ein anderes Sünden- und Schuldverlehnis als im Christentum. Und auf anderem Wege erreicht der Mensch deutschen Glaubens Befreiung aus dem Schuldverhängnis als der Christ. Da, wo der gerechte Gott eindeutige Gebote gibt, die auf jeden Fall befolgt werden müssen — auch befolgt werden könnten, wenn der Mensch guten Willens und rechter Kraft wäre — da, wo die Sünde in erster Linie oder nur im bösen Willen des Menschen liegt, der von Natur in Feindschaft steht zu diesem gerechten Gott, kann es kein anderes Sündenverlehnis geben als dies: das böse Gewissen, die Anstöß vor diesem Gott, die Ferkürschung vor dem Gerechten, der hundertmal Zusammenbruch und die Erlösung durch seine Gnade. Anders erlebt der Mensch Deutschen Glaubens seine Schuld.

Schon die Tatsache, daß wir bisher nicht in erster Linie das Wort Sünde, sondern das Wort Schuld gebraucht haben, zeigt die andere Haltung, das andere Gefühl, die andere Erfahrung. „Sünde“ ist immer belastet mit dem Makel des Böswilligen und Gottwidrigen. „Schuld“ enthält die Ahnung von einem tiefen Gottverhängnis in allem.

Der Mensch Deutschen Glaubens weiß, daß es mit ihm nicht in Ordnung ist, wie wir betont haben. Nach er empfindet tief schmerzlich, daß viele seiner Handlungen, seine Gefinnung, seine Art nicht im Einklang sind mit den heiligen Gesetzen des Lebens, mit den Ordnungen ewigen Willens. Auch entschuldigt er sich nicht der Verantwortung, er entschuldigt sich nicht billig weder in Gleich-

günstigsten gegenüber den sittlichen Forderungen, noch mit dem Hinweis auf seine tragische Verflochtenheit. Er ist bereit, sich der höchsten richtenden Gewalt gegenüber zu verantworten, für das, was er getan hat, „ge-richtet“ zu werden. Aber er fürchtet kein „letztcs Gericht“, das über sein ewiges Schicksal entscheidet und ihn der Hölle oder dem Himmel zuweist. Er weiß, daß der „ewige Richter“ ihm jeden Augenblick in seinem eigenen Bufen nahe ist und er steht ihm Rede und Antwort. Aber es ist derselbe, der ihn in das Leben eingeführt und ihm seine Schicksale bestimmt hat. Er steht er ihm gegenüber als einer, der sich verantworten muß und der doch im selben Augenblick in dieser letzten Wirklichkeit ruhen darf, wie einst für den Menschen der Edda das Schicksal, aus dem Schuld erwuchs, und der Gott, der als Valtra dem Menschen nahe war, im tiefsten Grunde einschloß. Wie dies Einssein von fordernder, richtender Gewalt und trauendem Antagonisten im Lebenskampf moöglich ist kann er nicht rational erklären. Er erfährt es so klar und zwingend daß ihm alle verständliche Unbearbeitbarkeit entweicht im Bewußt einer heiligerneuten Lebensstadien.

Darum ist auch seine Reue anderer Art als die des Christen. Es ist der Einfluss von Schmerz um verbrochene Gesetze und von stiller Sicherheit, daß auch diese Schuld überwunden und Sündigen zum Ganzen seines Lebens gehört. Schon in Edeharts ist durch alle seine christlichen Bekehrte und Vorläufer hindurch diese Art von Schuld-erkenntnis deutlich erkennbar. Er kommt zu Sätzen von unerhörter Kühnheit. Es ist schwerverständlich, daß man auch diese zur Grundlage des Prozesses machte, durch den man ihn zu erledigen trachtete. Ein auter Mensch muß seinen Willen dermaßen dem göttlichen Willen anpassen daß er will was Gott will. Wenn Gott dabei will daß ich irrendwie gesündigt habe, dürfte ich nicht wollen, die Sünde nicht begangen zu haben. Das ist wahre Buße“<sup>1)</sup> Oder jener Satz der jedem Christen unaussprechlich klagen mußte: „In jedem Werk, auch im besten offenbart und widerspiegelt sich in anderer Weise die Ehre Gottes.“ Wie eng sich für ihn aber inn auter Glaube und diese atroke Auffassung von Sünde und Schuld die ihn trotz des anderen Stiles in eine Linie stellt mit den Feldern der Edda, verband das zeigen besonders einige Abschnitte in Edeharts „Geistlicher Unterweisung“.

Von einem überschreibt Puttner in seiner Übersetzung mit Recht

#### „Vom Segen der Sünde“

Wer die Selbstheit hinter sich gelassen, der kann ja eigentlich niemals Gottes mißsen, bei keinem Tnn. Geschick aber doch daß Fuß oder

## Sechstes Kapitel. Sünde und Schuld im Deutschen Glauben

Zunächst ihm strauchelte oder sonst ein Ding ihm zu unrecht gerieth ob doch Gott sein Beginn war bei dem Verle so muß Er wohl oder übel den Schaden auf sich nehmen, doch du darfst darum keineswegs von deinem Verle lassen! Solcher Zwischenfälle wird man in diesem Leben wohl nie ganz überhoben sein. Doch darum, weil etwann auch Natten unter das Korn fallen, darum soll man das gute Korn noch nicht verwerfen. Vielmehr: wer recht gemutet, und sich mit Gott auskennt dem geriet alle solche Prüfungen und Zwischenfälle zu erheblicher Förderung. Denn dem Guten müssen alle Dinge zum Besten dienen wie Sanct Paulus sagt und ebenso Sanct Augustinus so gar die Sünde!

Gesündigt haben ist keine Sünde, sobald es uns leid ist. Zwar darf man Sünde nicht begehen wollen um alles nicht: n. Zeit noch Ewigkeit, weder "sündige" noch "sündig" sondern überhaupt keine. Wer sich auf Gottes Art versteht der wird sich immer vor Augen halten, daß der getreue huldreiche Gott den Menschen aus einem sündigen in ein göttlich Leben gebracht aus seinem Verle ihn zu einem Freunde gemacht hat was mehr ist, als eine neue Erde (Hosien).

Gewiß der stärksten Antriebe einer, den Menschen ganz auf Gott zu stellen und wanden wie zu erlösen n. macht der Gottesliebe. Aber wer wirklich herangezogenen wäre in den Willen Gottes der wird auch n. nicht wollen, die Sünde, in die er gefallen, möge überhaupt nicht geschehen sein.

Nicht zwar insofern, als sie etwas Widergöttliches war sondern sofern, du damit zu desto größerer Liebe gebunden und dich durch sie gemindert und gedemüthigt fühlst. Denn war de ne Zeit auch wider Gott gerichtet so darfst du doch Gottes schon vertrauen daß er dir so etwas n. nicht verhängt hatte er wollte denn de n. Festes daraus geben. Wenn dann aber der Mensch sich entschlossen aufrichtet und ablehnt von der Sünde so tut der getreue Gott als ob der Mensch nie in Schuld gefallen wäre, und will ihn alle seine Sünden auch n. nicht einen Augenblick entgelten lassen und warden ihrer mehr als je die Menschheit ausgehöhlet, nie wieder wird ihn Gott etwas davon entgelten lassen, er ist umstände, mit diesem Menschen alle Vertraulichkeit zu haben, die er je einem Sterblichen gestattete. Ob er ihn anders je n. t. bereit findet so sieht er nicht an was er zuvor geweien ist! Gott ist ein Gott der Gegenwart wie er dich findet o. nimmt er dich und läßt dich zu. Er fragt nicht was du gewesen sondern was du jetzt bist. Allen Schaden und Schande die Gott angetan werden durch die Sünde die will er sich gerne gefallen lassen inderlang nur damit der Mensch hernach zu einer überausgehenden Erkenntnis seiner Liebe komme und Abhängigkeit und Dankbarkeit bei ihm nur um so stärker sein Ernst und Eifer nur um so brennender werde, wie das ja billig nach der Sünde zu geschehen pflegt.

### Von der Reue

Neue gibt es von doppeltem Art. Die eine ist zeitlich und sündlich, die andere göttlich und übernatürlich. Die zeitliche zerrt sich nur immer tiefer hinab in immer größere Pein und setzt den Menschen in einen Jammer, als ob er stets verzweifeln müsse. Die bleibt stecken im Elend und kommt nicht vom Fleck es wird nichts daraus.

Andera die göttliche Reue. Sobald nur im Menschen eine innere Abgünstigung auftaucht, gleich erhebt er sich auch zu Gott und

## Sechstes Kapitel Lünde und Schuld im Deutschen Glauben

fest sich gegen jede Sünde moralisch gewappnet in einen unerlöschlichen Flammen. Und von da erhebt er sich zu grenzenlosem Göttertrauen und gewinnt eine grenzenlose Gerechtigkeit. Und hieraus entspringt eine neue Freude die die Seele herausreißt aus allem Elend und Jammer und zusammenschließt mit Gott. Und je gebrechlicher sich einer fühlt und je mehr er sich seine Todsünden je mehr er Kräfte hat sich in ungetrübter Innigkeit an Gott zu binden, bei dem seine Sünde und sein Verbrechen abt.

Der ächterste Grad darum den man beichten mag will man in gelinder Andacht zu Gott gehen. Ich stündel zu sein trais der göttlichen Reue. Und je schmerzlicher man wider die Sünde wart in jeder Art. Je mehr sie zu verzeihen nur diese zu kommen und die Sünde zu verzeihen. Je jeder noch am meisten das zu tun will. Je mehr man die Sünde zu tun. Je schmerzlicher und ich merke die Sünden sind nur um so mehr und so sehr vergibt sie Gott je mehr sie bei dem Sünden sind. Raum also daß die göttliche Reue sich zu sehr erzeugt so daß alle Sünden bald verschwinden in den Augen Gottes als ich mein Auge zum Fortschritt werden so vollständig vergeht wie wenn sie nie gewesen wären.)

Sehr gut hat Josef Bernhart in seinem Buche „Die philosophische Ethik des Mittelalters“ diese der christlichen so widersprechende Auffassung von der Sünde und der Verfallung des Menschen aus ihr zusammengesetzt (ohne sie zu billigen).

[illegible]

Daß bei Geburt wie überhaupt im deutschen und im gesamten indogermanischen Sprachstamm, nicht mangelnder Ernst der Sünde und der Schuld gegenüber die Ursache sein kann, daß

der Mensch trotz Sünde und Schuld sich nicht von Gott getrennt fühlt, das zeigen seine Sätze in der 86. Predigt: „Gerade das, daß du übel tust, das ist dein Schaden allzumal und ist dir weh genug. . . . Und gäbe ihm Gott das Weh aller der Welten, so könnte ihn Gott nicht mehr schlagen, denn er damit geschlagen ist, daß er sündigt“<sup>12)</sup>.

Trotzdem wird hier mit einer geradezu erhebenden Selbstverständlichkeit die Lösung von der Schuld und die Befreiung von der Last der Sünde unmittelbar in der Gemeinschaft mit dem Gott erfahren, die im Grunde nicht zerstört worden ist und durch nichts zerstört werden kann — auch nicht durch Sünde und Schuld.

Die Lehre von der radikalen Trennung des sündigen und schuldig gewordenen Menschen von Gott können wir darum nicht annehmen, weil sie unserer Erfahrung widerspricht, die uns lehrt, daß wir nie inniger in der Gemeinschaft mit den ewigen Mächten sind, als wenn wir erkennen und anerkennen, daß wir schuldig geworden sind. In ihrer Gemeinschaft sind wir schuldig geworden. Mit ihnen dürfen wir unsere Schuld tragen. Nicht ohne sie irren wir in einem Sündenjammertal. Sofern wir uns nicht feige vor der Verantwortung verstecken, sind wir nach wie vor bei ihm, den der einfache Glaube „Gott“ nennt. Darum brauchen wir auch keinen Mittler und Verflüchter für unsere Sünden. Sätze wie diese „Gott kann die Schuld nicht einfach nachlassen, denn er ist der Heilige. Er müßte sein eigenes heiliges, vollkommenes Wesen aufgeben, wollte er das tun. Er kann sich nicht untreu werden“<sup>13)</sup> widersprechen dem, was unser Glaube uns erfahren ließ. „Gott“ wäre uns nicht Gott, wenn man so rational von ihm denken müßte. Jene Sätze sind uns Verdüsterung der ewigen Größe und Güte Gottes, und wir empfinden sie darum als unförmlich.

Sünde und Schuldigwerden gehören zum Menschsein als solchem. Es ist kein wahrhaftiges Werden ohne Schuld. Darum erleben wir unsere Schuld nicht unter dem Schatten des Jornes Gottes, vor dessen immer drohender Strafe wir uns zu fürchten hätten, so tief wir davon überzeugt sind, daß wir für unsere Taten auch ihm gegenüber verantwortlich sind und daß sie nach strengen Gesetzen eine Wirkung anheben, die wir nicht aus eigener Macht aufhalten noch beherrschen können. Wirkungen, die den ganzen Umfang unseres Lebens in ein Verhängnis mit hineinziehen können. Wir können unsere Schuld nur darum so tragen und durch sie hindurch zu einem wahrhaftigen, freien und frohen Leben kommen, weil



wir unser ganzes Sein mit all seinen Befehlen und Ratseln in lebendiger Gemeinschaft mit dem ewigen Lebensgrunde selber zu meistern versuchen, aus dem dies alles fließt, der alles trägt und in den es wieder zurückmündet, wenn sein ewiger Gestaltwille sich vollendet hat. Nur der fromme Mensch kann unter einer solchen Lebens- und Schuldlehre leben, weil sich ihm alles verknüpft zu einem religiösen Ganzheitserleben, in dem sittliche Forderung, Sünde und Schuld eingewoben sind in ein umfassendes Gottgeschehen. Hier wird keine Schuld bealichen, hier wird nichts gezahlt durch einen Stellvertreter, so daß man nach der Begleichung dieser Rechnung sozusagen wieder auf freiem Fuß gesetzt wäre. Hier kommt alles darauf an, daß der Mensch unbedingt verknüpft ist mit jener schuldschaffenden und schulblösenden Macht, die in ewiger Majestät über allem Erbgengeschehen waltet und doch in ihm immer gegenwärtig ist.

So kommt der fromme Mensch durch Schuld zu neuem Leben. Er entdeckt dadurch den Sinn der Schuld, den Segen der Sünde. Ohne Schuld gibt es kein Werden. Darum ist Schuld Menschenschickal. Darum ist sie in ihren tiefsten Zusammenhängen gesehen Gottes Schidung. Sie einfach im bösen Willen des Menschen oder gar im Willen des Satans wurzeln zu lassen, der Gottes Feind sei, scheint uns eine Verkürzung der Rechte des allwaltenden Gottes. Keini sie wurzelt viel tiefer nirgends anders als im ewigen Weltwillen selbst, der die Menschen durch die Erschütterung von Sünde und Schuld zum wahren Wesen führt.

Es ist schwer zu verstehen und für leichte Gemüter irreführend, wenn gesagt wird, Gott sei der Verursacher des Bösen. So abgründtiefe Wahrheiten wie die, daß die letzte Wirklichkeit alles wirte, können nicht in solche platten Worte gefaßt werden. Wir haben keinen Wortweg zu jenen Geheimnissen. Aber wir wissen trotzdem in der ahnenden Tiefe unserer Seele, daß es Wahrheit ist. Auch unsere Schuld ist nicht ohne Gott geschehen. Sie mußte sein, damit wir Menschen würden, Kämpfer, Helben — sie hatte ewigen Sinn.

Keine tiefere Gotteserfahrung gibt es als die, daß einer sich verantwortete vor ihm für das, was er getan, und daß er in der Tiefe seiner Seele den Spruch vernehme, daß Leben gewirkt worden sei — trotz allem. Dies ist die Zeit machtvollster Begegnung mit dem Urgrund aller Dinge. Aus solchen Erfahrungen sind die Sätze Edeharts von

der „göttlichen Neuc“ geboren worden. So lernen wir Sa sagen auch zu unserer Schuld als einer Stufe zu neuer Lebensgestaltung. Statt daß sie uns niederbrückt in die Niederungen unfruchtbaren Jammers über das, was hinter uns liegt, hebt der schaffende Weltwille durch sie uns empor zu den Höhen neuer Lebensbejahung, wo der Blick sich uns weiter hinein in jene große, lichte Welt des Werdens, zu der wir gehören, in der wir ringen dürfen mit allen Widermächten durch Sieg und Niederlage, getragen von dem einen großen, göttlich starken Willen.

Die letzte Erlösung gewinnen wir in der Tat, die jeden Augenblick neu anhebt in der Gemeinschaft ewiger Wirklichkeit.



## Siebentes Kapitel

### Geschichte und Schicksal

#### 1

Jeder von uns ist „Geschichte“, sofern er wird, d. h. er ist Geschehen unter dem Walten tiefer Kräfte. Aber erst da, wo Volk wird, gibt es Geschichte im strengen Sinne. Denn Geschichte ist Gestaltwerdung aus des Volkes Blut und Geist in einem ihm vom Schicksal bestimmten Raume. Volk ist ein wachsender Organismus mit einem inneren Zielwillen, der alle diejenigen drängt und leitet, die offenen Herzens und bereiten Willens sind. Das Werden eines Volkes geschieht von innen her. Seine höchsten Schicksale werden aus seiner schaffenden Tiefe gestaltet. Hier ist nichts zufällig. Seine großen Männer und Frauen, seine Führer und Seher werden ihm geboren, so wie jener Wille es bestimmt, der dem Volke innewohnt. Es ist der göttliche Wille.

Freilich gehören zur Geschichte eines Volkes auch seine äußeren Schicksale, durch die es mit der Umwelt verknüpft wird. Es geboren dazu die vielen Beziehungen zu der Geisteswelt der umliegenden Völker, die nicht ohne Einfluß auf sein Werden sind. Aber dies ist doch alles nur Antrieb des inneren Werdens. Wir glauben darum, daß die äußeren Schicksale durch geheimes Gesetz in den Werdeplan eines Volkes eingefügt sind. Die Fäden des Schicksalsgepinnstes sind weit über die Lande geworfen. Die Ströme schaffenden Lebens kreisen durch das Ganze. Es ist ein Wille, der in unserem Volke drängt wie in jedem Einzelnen von uns, der innen wirkt und außen schafft. Auch hier gilt das Wort Goethes:

Nichts ist drinnen, nichts ist draußen.  
Denn was innen, das ist außen.  
So ergreift ohne Säumnis  
Heilig öffentlich Geheimnis.

Letzten Endes dienen alle Mächte und Freianisse, die in einem Volk wirken und ihm zustoßen, dem einen Ziel, daß Volk werde

gemäß dem inneren Bilde, das im Schaffensarunde des Volkes lebt, d. h. in seinem Blute, das für sein Schicksal bestimmend ist. Die Geschichte eines Volkes ist ja nicht eine Reihe von Ereignissen, die nacheinander unter dem Einfluß zufälliger Gewalten folgen, sondern Wachstum aus ewigem Willen, Gestaltwerdung des Gottes in Raum und Zeit.

Darum ist uns die Geschichte unseres Volkes eine religiöse Angelegenheit. Und wenn nach unseren neuen Sakramenten gefragt wird, hier ist eines von ihnen: das Sakrament der Volkwerdung. Damit meinen wir dies. Die Geschichte eines Volkes ist Gottgeschehen. Nicht nur die Großen eines Volkes, nein, alle Weisen, die sich ererben lassen von seinem inneren Zielwillen und sich hineinbegeben in das Bereitsein für ihr Volk, werden hineingezogen in die Gemeinschaft jenes ewigen Zielwillens. Wir nehmen das Wort sacramentum in seiner ursprünglichen Bedeutung, als heilige Verpflichtung zu einer Aufgabe, der wir im Dienste ewiger Mächte zugeschworen sind. Und in diesem Dienste erleben wir den Gott.

Was ist das Auf und Ab von Glück oder Unglück eines Volkes, von Wohlergehen und Not gegenüber der Weltaltwerdung in seinen Männern und Frauen, in denen das Bild des Volkes sich darstellt? Nicht daß wir die sozialen und politischen Schicksale des Volkes gerinalichten. Es kann uns nicht gleichgültig sein, ob wir des Lebens Notdurst haben oder nicht, ob unsere Kinder Licht und Lust und Lebensraum genug besitzen, um gedeihen zu können. Davon hängt ja die biologisch-see. Lebenskraft eines Volkes weitbin ab. Es ist uns von hoher Bedeutung, daß wir politisch ehrenvoll dastehen, daß die Würde der Nation gewahrt bleibt. In einer Nation, deren Würde jeder antasten darf, kann auch Mannesehre und Würde des Einzelnen nicht gedeihen. Aber über allem steht das Bild des Volkes, das werden soll.

Noch dürfen wir hier nicht mißverstanden werden, als jagten wir weltfremden Träumen nach. Wir stehen auf dem Boden der fahbaren Wirklichkeit. Wir wissen, daß zur Gestaltwerdung eines Volkes seine Wirtschaft gehört, seine Technik, sein Bau- und Straßenwesen so gut wie seine Kunst und Philosophie, seine Wissenschaft und Dichtung. Der Geist hat nur dann Kraft und Weisen, wenn er umstande ist, sich einen ihm gemainen Leib zu schaffen.

So sind auch die Lebensstände unseres Volkes gewollt von jenem schaffenden Willen, sind organisches Wachstum aus dem Ruß seines Bildgrundes. Der Bauer gehört zu die-

fer Gestaltwerdung wie der Arbeiter, der Soldat wie der Gelehrte. Der Boden unseres Landes ist uns heilig. Wir können ihn nicht anders beschreiten als mit dem Gefühl religiöser Ehrfurcht. Darum ist uns auch der Mensch, der diesen Boden bebaut, in erster Linie Gewähr des Bestandes unseres Volkes. Der „Bauer“ ist Mitgestalter seines Bildes im höchsten Maße, denn er schafft die Grundlage, in der das Leben der Nation tief wurzelnd ruht. Wir sind dankbar, daß wir frei geworden sind von der Flucht vom Boden, erlöst von der Heringschätzung der Arbeit an ihm. Wir glauben, daß aus dem Werke dessen, der den Boden bebaut, einst ungeahnte Antriebe für den neuen Glauben kommen werden, wenn wir erst einmal uns wieder ganz der Kraft hinzugeben vermögen, die aus dem Boden quillt.

So auch wird kein Volk, am wenigsten das deutsche, zu seinem wahren Bilde kommen, wenn es nicht den Adel der gerinnsten Arbeit wieder neu erkennt, wenn der Arbeiter, der in der Fabrik steht, nicht entdecken darf, daß sein Dienst an der Maschine Dienst am Göttlichen seines Volkes ist. Und es ist uns ein Zeichen neuaufquellender Kraft des Volkes, daß z. B. in der Arbeiterdichtung ganz tiefe gläubige Töne wieder laut werden, so etwa in Bruno Schönlank's „Hohem Lied der Arbeit“:

Das hohe Lied der Arbeit tönt,  
Hört, wie's über schütternden Schienen bröhnt.  
Hört, wie es unterirdisch lauft,  
Hört, wie es in den Fabriken brauft.  
Die Arbeit spielt mit Riesenbänden  
Gewalt'ges Orgellied der Zeit,  
Einflutet es an grauen Wänden,  
Dintraucht es zu der Ewigkeit!).

Ober in dem Gedicht Kurt Klaeber's: „Eine Kirche“:

Heimat, aus all deinen Gauen  
Wollen wir eine Kirche bauen!  
Eine Kirche, in die wir alle als Brüder treten  
Und schaffen und beten.

Die hohen Mauern  
Sollen unsere Fieber sein,  
Die jauchzen bis in den Himmel hinein,  
Und die hohe Wölbung  
Das weite Himmelsblau,  
Und zur Nacht die abertausend Sterne  
Und die weite urenwige Ferne.

Millionen Fenster  
Wollen wir in die Kirche bauen,  
Das sind die Seelen unsrer Mütter und Frauen,  
Das sind unsrer Kinder strahlende Augen  
Millionen Fenster.



Und der Turm,  
Der tagende Turm,  
Der fest steht,  
Fest in jedem Sturm  
Der über der westen Wollen Saum  
Ragt  
Bis in den unendlichen Raum,  
Sei unsre Treue,  
Unsre Treue zur Heimat.

Und die Glocken sind unser Herz,  
Die leise klingen in Leid und Schmerz,  
Die stürmen, wenn die Not uns umloht,  
Und die künden, bis der senkende Tod  
Sie bricht.

Und die Liebe — unsre Liebe  
Soll der Altar sein, der Altar,  
Den wir auch alle im Herzen tragen  
Und der wie heiliger Glorienschein  
Aus den Augen strahlt.

Brüder! und die Hoffnung,  
Daß die schaffende Kraft  
Unser Hände, unsrer harten Hände  
Und wieder aus Not und Tod  
Zur Sonne reißt,  
Soll der heilige Glaube sein.  
Der uns alle zusammenschweißt  
Und uns Brüder nennt und Volk.

Zu unserem Altar aber  
Wollen wir alles bringen  
Was unsere gebundenen Kräfte  
Aus Fabriken, Aedern, Fluren,  
Flüssen und Bächen reißten  
In Samen an Aebeln, an Ergen  
Aus Feuern, so heißen  
Alles.

Und der Altar wird alle lobnen,  
Wird mit segnenden Händen  
Wieder geben  
Denen, die schafften  
Sonne, Heimat und Leben.  
Und wir werden nicht mehr  
In fesselnden Fronen ringen.  
Nein, wir werden janzend Fesseln und Fron bezwingen.  
Voll — du Volk — mein Volk!

Und in dieser grohen Kirche  
Werden wir alle Brüder sein  
Arm — reich — Mann — Weib — Kind,  
Weil wir in unserer Kirche vor Gott  
Alle nur Menschen sind ... 2).

Ein Segen wird einst über unser Land strömen, wenn alle von  
solchem Geist durchdrungen sind, wenn der heilige Sinn der

Arbeit die Herzen durchflüßt und ihnen die Erde und das Tagewerk teuer macht als eine Gottesgabe, deren es keine höhere gibt.

So wird man auch im deutschen Volke nie verzeihen dürfen, daß seine großen Taten im Reiche des Geistes geschehen, und daß es sich selbst aufgeben würde, wenn es den Geist verlassen wollte. Wenn die Deutschen einer tapferen und hohen Geistigkeit nicht ganz eingelegt wurden im Bau des Reiches, könnte ja nur eine Karikatur des Deutschen entstehen. Es muß wohl bleiben bei dem Worte Holderlins, das er einst Deutschland im Blick auf die anderen Völker rief.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir!

Wir sind ferne davon, einer überstiegenen Geistigkeit das Wort zu reden. Nichts ist uns verhaßter als der Dunkel jener, die glauben, auf Grund ihrer höheren Bildung auf den Ungebildeten hinunterschaun zu dürfen, nicht wissend, daß die wahre Bildung im Herzen wohnt und nicht im Kopf und daß dort der einfachste Bauer oder Arbeiter mehr „Bildung“ hat als der größte Gelehrte. Aber wir dürften das organische Ineinander von Geist und Boden, von Leib und Seele von Tagewerk und Gottesoffenbarung neu entdecken. Und erst das Ganze des Volkseins und Volksebens ist uns Gestaltwerdung des Geistes, ist uns Sakrament der Volkwerdung.

Zum Sakrament der Volkwerdung gehört auch die Gestaltung des Staates. Ein deutscher Staat kann keine andere Wurzel haben als germanisch-deutsches Blut und Weizen. Denn das, was als Wille im Volke, in seinen Besten bräut, muß seinen Ausdruck finden in der Art des Regiments, im Führertum, in eines Volkes Recht und politischem Willen. Darum muß auch jeder Versuch, den Staat auf eine andere als eine unverfälschte germanisch-deutsche Grundlage zu setzen dessen Bestand gefährden, weil er damit einer inneren Zerschandenheit verfällt. Deutschem Glauben ist der Staat kein notwendiges Übel, kein Notbehelf, nicht nur ein „Gebilde von der Welt her, der Verdammnis unterworfen wie alles Irdische“ das erst „von Gott her“ erlöst und begradet werden mußte sondern eine Gestalt aus demselben göttlichen Urgrund unseres Volkes, aus dem alle seine großen Gestaltungen stammen. Darum ist uns staatliches Gelingen, wenn es groß und echt ist, Gestaltwerdung ewigen Willens trotz alles Grauwürdigen und aller Schuld, die jeder Staatsgestaltung notwendig anhaften. Frege ist es gewesen, der versucht hat, diese Staatsauffassung philosophisch zu erfassen. Und wenn wir auch nicht der Meinung sind, daß seine Philosophie die maßgebende sei für uns, so glauben wir,

dah er auch hier Grundwahrheiten im Sinne Deutschen Glaubens gegeben hat.

Das Allgemeine, das im Staate sich hervortut und bewahrt wird, die von uns unter welche alles was sich bezieht wird, ist das ewige überhaupt was die Bildung einer Nation ausmacht. Der bestimmte Inhalt aber der die Form der Nationalität erhält und in der höchsten Vollendung welche der Staat zu erlangen vermag ist der Geist des Volkes selbst. Der wahre Staat ist bezeugt von diesem Geist in allen seinen belebten Aeußeren, erheben Grenzen, Institutionen und Aeußeren der Mensch muß auch immer von seinem inneren Geist und Willen selbst und sich das Bewusstsein der Einheit mit demselben die unipersonal ist geben. Denn was haben wir, daß das ewige die Einheit ist des Individuellen und allgemeinen Willens. Der Geist aber hat sich ein ausdruckendes Regelmäßiges davon zu geben und der Mittelpunkt dieses Lebens ist die Nation, die Form und die Gestalt und nur verschiedene Formen und Formen ebendasselben Individuum. Die Betrachtung der Nation kommt es darauf an, ob sich das Volk die Idee nur in ihrer Trennung oder sie in ihrer wahren Einheit fenne. In ihrer Trennung nennt Gott als abstrakt höchsten Wesen. Der des Menschen und der Erde der beiden Elemente ist und aus dem die menschliche Natur besteht. Sie ist in der Einheit. Gott als Einheit des Individuellen und Allgemeinen, indem er sich auch das Individuelle und das Allgemeine in der Idee der Menschwerdung. Die Herrschaft ist der Welt wie ein Volk und die Detention dessen gibt es für das Wahre hält).

In der Organisation des Staates ist es wo das Göttliche in die Weltlichkeit eingedrungen diese von jenem durchdrungen und das Weltliche nun in und für sich berechtigt ist denn die Grundlage ist der natürliche Geist das Wesen des Rechts und der Freiheit. Die wahre Verfassung wodurch das Göttliche sich im Feinde der Weltlichkeit realisiert, besteht in dem ethischen und rechtlichen Staatsleben. Dies ist die wahrhaftige Ursache, warum der Staat die Freiheit des Individuellen ist. Der Geist in der Freiheit treuer permanent der Idee. Jeder am des Staates gegen das Individuelle. In der Weltlichkeit ist die Herrschaft der Nation mit der Weltlichkeit. Weltlichkeit vorhanden und vollbracht.

Wir lassen den Kritiker, der beiseite steht und in ähnlichem Bessermüssen lauert auf die Schwierigkeiten, die dem Staate erwachen weil er vom Schicksal in Dingen genommen wird, die dem Kritiker nicht wegen. Uns drückt der Anordner der nicht mit anpackt, um „seine Hande rein zu halten“, ein eigenhätiger Nicht selbst dann wenn er es um Gottes Willen ist. Dies mag die Art fremden und anders im Deutschen Glaube ist es nicht. Wir wissen, daß „alles was der Mensch antastet mit Schuld behaftet ist wie Feuer mit Rauch“, und wir wurden uns als Feindlinge verachten müssen, wenn wir uns fernhalten, um ja nicht mitschuldig zu werden.

Einiger Wille eines Volkes wird Form im Staate. Unsere Staatsbejahung ist also eine religiöse und dar-

um nicht weniger tief und entschieden, weil wir wissen, daß auch diese Gottwerdung das Schicksal alles menschlichen Seins trägt, nämlich die ungeheure Spannung zwischen dem, was heiliger Wille fordert, und dem, was ist und geschehen muß. Diese Spannung raubt uns nicht den Glauben, sie gibt ihm erst seine ganze Wucht und Tiefe, weil sie uns jeden Lagenblick zwingt, uns in unserem Tun und Lassen der Gemeinschaft ewiger Mächte zu versichern

2

Es gibt Zeiten in der Geschichte eines Volkes, die uns in besonderer Weise ergreifen als „Zeiten des Schaffenden“. Der Kampf der Sächsen für ihren alten Glauben, die großen Werke des Mittelalters, die Reformation, die Zeit Friedrichs des Großen, die Befreiungskriege, der Weltkrieg, die Deutsche Revolution. Es ist uns, als sähen wir dann den waltenden Gott erdnah durch unsere Geschichte schreiten, richten und wirken und die Gestaltung hoch auftürmen, wie die Schicksalsberge unseres deutschen Landes

Viel hat er zu sagen und anders Recht  
Und einer ist der endet in Stunden nicht,  
Und die Zeiten des Schaffenden sind  
Wie Gebirg, das hochaufwogend  
Von Meer zu Meer  
Singsiehet über die Erde“).

Elend bleibt die Seele, die nicht in Furcht erschauert vor solcher Zeiten Gotteskraft. Niemals werden wir Deutsche sein können in dem tiefen Sinn des ewigen Zielwillens unseres Volkes, wenn wir nicht so die deutsche Geschichte als Offenbarung ewiger Mächte in uns selbst neu erleben.jene großen Zeiten sind heilige Stätten unserer Andacht und Erhebung. Dorthin soll unsere Jugend geführt werden von Eingeweihten, die zu Münden vermögen von dem Willen des Gottes in der Geschichte unseres Volkes, von der Gestaltwerdung seines ewigen Bildes.

Aus solcher Erfahrung heraus erwuchs der Ruf: „Unser Glaube ist Deutschland!“ Damit kann nicht gemeint sein und ist nie gemeint gewesen, daß der deutschgläubige Mensch keine andere Wirklichkeit kenne, an die er glaube, als Deutschland, das deutsche Volk und den deutschen Raum in ihrer bloß irdisch-sichtbaren Gegebenheit.

Denn der Glaube hat es immer mit einer letztbunigen Wirklichkeit zu tun, sonst ist es kein Glaube im tiefsten Sinn. Und die letztbunige Wirklichkeit ist mehr und noch anders als Deutsch-

land. So gewaltig und groß unsere deutsche Geschichte seit vielen Jahrtausenden, die hinter uns liegen, gewesen ist, so groß sie auch noch, wie wir hoffen und glauben, vor uns liegen mag: es wird einst eine Zeit kommen, in der es kein Deutsches Reich und kein deutsches Volk mehr geben wird. Ja, keine Völker und keine Menschheit wird mehr sein, kein Lebenswejen auf Erden und keine Erde, keine Sonne und kein Sonnensystem. Und selbst die Strahlenwelt der Milchstraße, in die wir eingetaucht sind, wird sich auflösen in Sternentaub und zurückkehren zu ihrem Urgrund, um von dort neu zu erwachen als leuchtender Nebel zu Schöpfungsgängen unermesslicher Lichtjahre.

Aber der Lebensgrund wird ewig sein, und die letzte Wirklichkeit wird ohne Aufhören alles tragen und durchwalten und mit ihr hat es der Glaube letzten Endes zu tun. Sie erspürt er im Gegebenen und in ihre Gemeinschaft tritt er durch das Dasein beseligt ein.

Aber in unseres Volkes Geschichte tritt uns diese letzte Wirklichkeit besonders sichtbar und gestaltkräftig entgegen, weil wir von seinem innersten Wesen und Zienwillen selbst getragen sind. Und da r u m können wir sagen: „Unser Glaube ist Deutschland“. Und nur darum lebt in unseren Herzen das Lied vom „ewigen Deutschland“. Von jenem Deutschland, das als göttlicher Gestaltswille in uns allen drängt und ruft zum Höchsten und Edelsten, das unser Volk sein und leben soll. Jener Gestaltswille, der in unseren Großen seinen die Jahrhunderte zwingenden Ausdruck findet. Wavtlich, es ist nicht Vermessenheit und Dunkel, aus dem dies Wort vom „ewigen Deutschland“ geboren wurde, sondern der Glaube an den Auftrag aus dem Ewigen, der uns in unserem Volk entgegentritt, und den durch Jahrtausende hindurch so viele Geschlechter vor uns zu erfüllen getrachtet haben. Wir lieben dieses „ewige Deutschland“ mit frommer Liebe, weil wir den Auftrag lieben und ehen, der uns in ihm geachben ist, uns und allen Kommenden, die echten deutschen Blutes und Selbstes sind.

Wenn wir gläubigen Herzens und seelenoffenen Auges so die Gestalten unseres Volkes, die über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg ragen, betrachten, so entdecken wir, wie durch sie ein Bild geistigen Eins sich gestaltet, das wir, unmittelbar von ihm im Innersten bezwungen, als das unsrige anerkennen und lieben. Niemand braucht uns die Anerkennung dieser Vorbilder aufzuzwingen, denn das Bild, das sie sind ist dasselbe, das uns, harrend der Gestaltung, im eigenen Herzen wohnt. Vermag doch der Mensch nichts wahrhaftig anzuerkennen und zu lieben, als was in ihm selbst zum Lichte will. Zwar



haben jene großen Gestalten, ein Armin, ein Widukind, ein Eckhart, ein Luther, ein Friedrich der Große, ein Schiller und Goethe, ein Beethoven und Wagner, ein Nietzsche, ein Bismarck, ein Hitler ihr Ewig-Einmaliges, ihre eigene ertümliche Sinnhaftigkeit, vor der wir ehrfürchtig stehen als vor einem Uragewirkten. Aber sie alle und die vielen, deren Namen ungenannt in unserem Volke wirken, sind uns die geheime Bruderschaft der Schaffenden, welche die Gestalt des Deutschen in ihrer Vielseitigkeit und Unbegreiflichkeit vor uns hinstellen, daß wir sie erkennen und mitwirken an ihrem Werden. Wir sehen in ihnen eine Schöpfung aus dem ewigen Grunde. In ihnen schaut das deutsche Volk sich selbst an in seinem Tiefsten.

Am größten aber sind die Zeiten, wenn ganze Geschlechter ergriffen werden von jenem ewigen Bilde, ihm nachzuleben. Wenn alle Schaffenskräfte des Volkes erwachen und es in seiner lebendigen Ganzheit einer großen Aufgabe sich hingibt und sich entgegenstreckt den hohen Gestalten der Geschichte, die des Volkes Schicksal getragen haben und darum zu Heiden geworden sind des Schwertes und des Gestes. Hier erfüllt sich ein Stück Weltplan. Der ewige Wille gewinnt in Blut und Geist gestaltbarte Wirklichkeit. So wird jedes neue Geschlecht Erbe eines großen Vermächtnisses und wird an ihm auf seinen Wert geprüft. Das ist der letzte Prüfstein eines aläubigen Deutschen, ob er der großen Gestalten, die seines Volkes Urbild tragen, würdig sich erweist in Sein und Tat.

Es ist von tiefer Bedeutung, hier zu begreifen, daß eines Volkes Geschichte in ihrem Gesamtzusammenhang geschaut und ergriffen werden muß. Denn das Volk in seiner Einsicht ist wie ein wachsender Organismus, aus dem nicht einseitig und willkürlich ein Stück herausgenommen oder ein Weisenszug als Ideal herausgetrennt werden kann. Jede Gestalt und jede Epoche ist ein Stück des Ganzen, das nur im Ganzen seinen wahren Sinn erfüllt. Dies gilt für die Gegenwart eines Volkes so gut wie für seine politische Geschichte. So gehört z. B. Odin, der Wilde, zur germanischen Religion so gut wie Thor, der Bauerngott. Die ordnend waltende Macht hat nicht mehr Bedeutung als der ungestüme Sturm, der Wälder und Menschen wild ergreift und in den Herzen Kampfesrausch und dichterische Verzückung weckt. Der Held, der sein Leben lachend hinwirft und oft in Abenteuern seine unerhörte Lebensenergie verichäumt, gehört so gut zum nordischen Weltbild wie der Bauer, der auf fester Erde, in Ord-

nung streng gehalten, den Boden bebaut und seinen Hof verwaltet. Ohne jenen unbekümmert Wagemuthigen, der im Wüthingerleben des Lebens tiefen Inhalt findet, wäre die germanisch-deutsche Welt gar bald in das ihr immer drohende Alltagsstump, das in kleinen Seiten den Spießbürger zersetzt, verflacht.

Die ganze indogermanische Geistesbewegung ist bestimmt von einer gewaltigen Polarität. Der rauchende Dionysos gehört zum Griechenthum so gut wie Zeus und Apollo. Selbst Platon ist der Meinung, daß alles Große aus Verzückung geboren werden muß.<sup>9)</sup> So gehört der strenge Denker Hegel ebenso zum deutschen Wesen wie der ekstatische Hölderlin, Kant so gut wie Schiller oder Schelling, Schopenhauer und Wagner so gut wie Nietzsche, Klages nicht weniger als Hermann Schwarz.

So hat auch jede Epoche der Geschichte ihren eigenen Aufstoss und ist je für sich genommen nur ein Moment im großen Entwicklungsgang. Renaissance und Humanismus, Aufklärung und der deutsche Idealismus, die Romantik und das Zeitalter der Wissenschaft, Jugendbewegung und Nationalsozialismus, sie alle müssen in eins gegeben werden, damit jeweilig ihr innerster Sinn und ihre Bedeutung im Ganzen erkannt werden.

Es gehört zu den großen Fehlern der Geschichtsbetrachtung, daß man diese Polarität, die Notwendigkeit dieser Entgegensetzungen nicht erkannte, und darum nicht durch sie hindurch zu der Wurzelstufe vorgedrungen ist, in der das deutsche Wesen aus seiner Einheit notwendig diese Spannungen erzeugt. So bekämpfen sich immer Richtungen und Zeiten, anstatt daß man in organisch-lebendigem Zusammenhang mit dem Ganzen dessen tiefsten Sinn und Willen erschaut. Es wird von höchster Bedeutung sein für die wesentliche Gestaltung des deutschen Volkes, daß wir miteinander in Vertrauen ringen um die Gesamtschau, um das Gesamtsein und die Gesamtgestaltung.

Alle tausend Jahre vielleicht ist einer imstande, dieses Ganze zu schauen und zu verkörpern. Dies sind die großen Knotenpunkte der Geschichte eines Volkes, in deren Umkreis dann die Jahrhunderte zu leben vermögen. Eckhart war ein solcher Punkt in der deutschen Geistesgeschichte, ein anderer Goethe.

Voll in der Geschichte als werdendes Wesen ist nun aber nicht nur ein organisch Wachsendes. Es ist auch eine Gemeinschaft, die im Ringen steht mit den geheimen Widermächten. Alles Geschehen ist darum traurig, weil das Beste oft unterliegt und das Schlechtere siegt. Gerade Hölderlin, der machig vom Urbild seines Volkes Ergriffene, hat dies gar schmerzlich empfunden.

Du Land des hohen ernsteren Gemüths!  
Du Land der Liebe! Bin ich der deine schon,  
Du zornst du wimmst daß du immer  
Hobst die eigene Seele leugnest.

Und das Toben des Nachtgerstes hat ihm die begeisterte Seele bebrängt:

Laß verfliegen der Nachtgerst,  
Der dumm Lärmende der hat unser Land  
Beschwogen mit Lärachen viel, undichttrüben, und  
Den schart gemälzt  
Bis diese Stunde.

Seine Hoffnung ist jedoch nicht zerbrochen, denn er schließt:  
„Doch kommt das, was ich will“).

Und seine Strafrede an die Deutschen, die er im Hyperion dem Bellarmin in den Mund legt, ist ein erregendes Zeugnis für den ungeheuren Schmerz, den Höderlin empfand über die Schwachen und die Traagewandtheit des eigenen, innigstgeliebten Volkes. Er hat, und mit ihm viele andere, mit wundem Herzen um den wahren Sinn des Deutschen gerungen. Und wir wären schlechte Beleger des Glaubens an Deutschland, wollten wir nicht in innerster Seele an diesem Ringen mit teilnehmen.

Daran wird sich noch das Schicksal des neuen Reiches, dem wir mit Hingabe dienen und das wir lieben mit höchster Inbrunst, entscheiden, ob Menschen genug da sind, die dieses Volkes ewiges Urbild schaffend erspüren und die Kraft haben, ihm gemäß zu leben und zu wirken, den Mut, das mittrauend und kämpfend beim rechten Namen zu nennen, was diesem Urbilde zuwider ist. Denn wird das Urbild nicht Gegenwart, so wird des Volkes tiefster Wille das vorläufige Gebilde zerichlagen, das ihm nicht dient. Gewaltig waltet dieser Wille, ehrfurchtgebietend in seiner hohen Majestät, unbezweifelnd wegschreitend über Männer und Zeiten die ihn verleugnen.

Wenn nach dem Sinn der Geschichte eines Volkes gefragt wird, so haben wir die Antwort darauf schon kurz angedeutet. Es ist zunächst einmal die Erklämpfung und Sicherung des Lebensraumes der ihm die Grundlage zu Sein und Gestalten verbürgt. Ihn antasten zu lassen, wäre widerrechtlicher Angebotsam gegen den ewigen Willen. Dort aber sind es die großen Gestalten eines Volkes, die durch ihr Sein und Leben wie durch ihr Werk sein Urbild lebhaftig darstellen.

Der Sinn der Geschichte liegt also in der Gestaltwerdung dieses Urbildes selber. Er ist für uns nicht ein ewiges Gottesreich, für das wir uns in der Ge-

schichte zu bereiten hätten und das am Ende der Welt steht, alle Reiche in sich verschlingend. Sinn der Geschichte ist das Geschehen in seiner Gottgewirtheit selber. Der Sinn der Geschichte liegt ganz tief gelegen darin, daß sie geschieht. Es braucht ihr kein Wert und Sinn von außen her gegeben, kein Wert und Sinn außer ihr gesetzt zu werden. Weil ihr Geschehen aus dem ewigen Grund ist, darum trägt sie urtümliche Sinnhaftigkeit in sich selber, wie die Blume und der Baum und das stolze Tier ihren ewigen Sinn in sich selber tragen, weil es Gestaltung ist, die nichts anderes sein will als eben Gestaltung. Denn daß Form wird aus Formwollen, daß Dasein gewirkt wird aus dem Seinsgrunde, daß Gottlosen sichtbar geschieht in Lust und Leid, durch Dunkel und Licht, durch Geburt und Tod, durch Werden und Vergehen, das ist „höchster Sinn“, so wie alles Leben seinen Sinn ganz in sich selber hat.

Diese Sinnerleben in der Unmittelbarkeit des Lebens und des Geschehens selber ist nur dem glänzigen Menschen möglich, der des Gottes schaffende Gegenwart im Gegebenen zu erspüren vermag. Denn letzter Sinn alles Menschseins ist ja doch dies, daß er den Gott erspürt. Er, dieser glänzige Mensch allein, kann sich dem Leben und also auch dem Geschehen so rückhaltlos und vorbehaltlos hingeben, daß er von ihm selbst, d. h. von seinem Inneregültigen im tiefsten Herzen ergriffen und überwältigt wird als von einer Offenbarung.

Hier vertieft sich die Geschichtsbetrachtung zu frommem Geschichtsereleben. Wer so seines Volkes Geschichte sieht, der gibt sich hinein in sie als in sein eigenes Lebenselement. Tatwirkend beantwortet er die Frage nach dem Sinn der Geschichte. Indem er selbst in sie eingeht und mitgestaltet, lebt er erdfromm in ihrer unmittelbaren Sinnhaftigkeit.

### 3

Die Gestaltung des Urbildes eines Volkes geschieht durch alles Wirrsal hindurch nach geheimer Ordnung. Es gibt Augenblicke, wo uns diese geheime Ordnung im Geschehen, in das auch wir verflochten sind, klar zur inneren Anschauung wird. Wir sehen mit freudigem Staunen und dankbaren Herzens, wie alles sich zusammentrifft, was vorher auseinanderfiel oder gar sich zu widerstreben schien. Durch diese innere Schau werden wir den schaffenden Mächten so unaussprechlich verbunden, daß wir uns ihrem Walten in alle Zukunft hingeben können in grenzenlosem Vertrauen. Wir wissen in solchen Augenblicken klar und fest, daß wir getragen sind und gelenkt werden. Diese Erfahrung erfüllt uns mit einer tiefen Ruhe und einer göttlich

festen Sicherheit. Was bedürfte es noch weiter, um Herr zu bleiben, in dem schwersten Ringen mit den Widermächten des Lebens, um nicht zu werden von allen Hemmnissen des Daseins, unverwundbar gegen alle Misserkündnisse und Anfeindungen der Menschen. Ist doch alles ein Wille, dessen Ziel wir sich erfüllen sehen. Herder, imstande, die Geschichte mit gläubigem Sinn zu betrachten, hat in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ versucht, der geschilderten Erfahrung philosophischen Ausdruck zu verleihen.

Dem sinnlichen Betrachter der Geschichte der in ihr Gott verlor und an der Fortsetzung zu zweifeln anfangend, geschah dies Wohl nur daher, weil er die Geschichte zu flach ansah oder von der Fortsetzung keinen rechten Begriff hatte. Denn wenn er diese für ein Geopfer hält, das ihn auf allen Straßen begegnen und den Lauf menschlicher Handlungen unaufhörlich unterbrechen soll, um nur die ein oder einen positiven Endzweck seiner Phantasie und Willkür zu erreichen, so verstehe ich, daß die Geschichte das Grab einer solchen Fortsetzung sei, gerathet aber ein Grab zum Besten der Wahrheit. Denn was wäre es für eine Fortsetzung, die jeder zum Vortrage in der Ordnung der Dinge zum Bundesgenossen seiner einseitigen Ansicht zum Schutze verwandten seiner Arroganten Tölpel gebrauchen könnte, so daß das Ganze zuletzt ohne einen Herrn bleibe? Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe sein, der er in der Natur ist; denn der Mensch ist nur ein kleiner Teil des Ganzen und seine Geschichte ist, wie die Geschichte des Thams, nur dem Ganzen das er bedient, wenig vernunft. Auch in ihr müssen alle Fortsetzungen eintreten, die in der Sache liegen und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, daß sie ja eben in ihnen die sie selbst geworden, sich in ihrer hohen Macht mit einer unerschütterlichen Weisheit und ganzen Schönheit offenbart. Alles was auf der Erde geschehen kann, muß auf ihr geschehen, sobald es nach Regeln geschieht, die ihre Vollkommenheit in ihnen selbst tragen. ....

Ich beuge mich vor diesem hohen Entwurf der allgemainen Naturweisheit über das Ganze meines Geschlechts, um so will ich da ich sehe, daß er der Plan der gesamten Natur ist. Die Regel, die Weltkryome erhält und jeden Bestand jedes Thamschen jede Schicksalstode bildet, bildet und erhält auch mein Geschlecht. Sie machte seine eigene Natur zum Grunde der Dauer und Fortwirkung desselben, solange Menschen sein werden. Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren eigenen Zusammenhang mit sich, denn sie beruhen alle in ihrem eigenen Schicksal, so daß die Natur der Widerstreitender Kräfte durch eine innere Macht die diese zur Ordnung leitete. Mit diesem Verstande durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische geordnete Ordnung, denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirksam kann, wirkt. Vernunft aber und Willkür allein dauern, da Luthum und Torheit sich und die Erde verwüsten.

Über so glücklich es uns macht, daß uns in gewissen Stunden der Sinn der Geschichte aufleuchtet und wir mit dankbarem Herzen einer wartenden Weisheit innewerden. Welt und Geschichte haben auch noch ein anderes Gesicht. Aber unsere Schau des planvollen



Geordnetes legt sich die Wolke des scheinbar Sinnlosen in der Geschichte. Und über uns wog braunen die ungeheuren Schicksale, deren Sinn wir nicht zu durchschauen vermögen, woot der Kampf zwischen Licht und Finsternis. Nicht alles, was in einem Volke ist und geschieht, ist im Einklang mit dem Willen seines Hlles, dies betonen wir. Sein wahres inneres Wesen ist eingebettet in viel Vorlautes und Tragisches. Wenn aber die Tragwürdigkeit der Menschen in die Dunkelheit der Geschichte auszuwachen droht, dann legt sich das Dunkle des Daseins schwer auf uns. Es vorziehen sich in der Geschichte eines Volkes immer wieder Ereignisse, die so ungeheuer sind, das wir nicht anders vor ihnen stehen können als in betroffenem Schweigen. Wie oft verfaßt jeder Versuch, einen Plan zu sehen. Schuld und Widersinn mischen sich zu einem finster drohenden Ratel.

In gewissen Epochen der Geschichte scheinen sich diese Rätsel zu häufen. Die Zeit der germanischen Völkerwanderungen war eine solche. Damals wohl sind die germanischen Heldensagen und -lieder entstanden, die das Tragische des Menschenlebens und des Weltgeschehens so erschütternd eindrucksvoll gehalten haben. Warum mußte eine Gudrun all das Leid erleiden, sie, das hochgeachtete, edle Weib? Sie hatte nichts verbrochen, als daß sie den Helden liebt und zum Manne erwählt, der in Wahrheit einer andern zugehörte, was sie nicht wußte. Und aus diesem Ehen, aus der Liebe, die ihr niemand wehren konnte wächst nun Schicksal um Schicksal in unheimlicher Strenge, bis sie selbst die eigenen Kinder in den Tod schickt, um für all das ungeheure Unrecht Rache zu üben. Warum das alles? Wie hier, so bei vielen andern Geschehnissen gibt es keine Antwort mehr. Die Sinnlosigkeit wäre.

Auch wir sind durch ähnliche Zeiten hindurchgegangen und stehen in vielem noch mitten in ihnen. Es sind immer die gewaltigsten Epochen des Umbruchs, aus denen neues Werden geboren wird, weil hier Urmächte am Werke sind, deren geheimer Wille niemand begreift.

Solchen Geschehnissen gegenüber gibt es für den Menschen, wenn er am Leben nicht überhaupt verzweifelt, nur diese beiden Möglichkeiten, entweder fügt er sich resigniert einem fatalistischen Fatalismus. Dies ist meistens der Weg des vorderasiatischen Schicksalsglaubens gewesen — oder er begegnet dem Unausweichlichen in ungebrochener Haltung als ein Mensch, der jeden Weges gewillt ist sich freibald zu behaupten. Dies ist germanisch-deutscher Schicksalsglaube.

Man hat den Schicksalsglauben in der nordischen Literatur oft mißverstanden. Und noch neuerdings haben selbst Berufene

gemeint, ihn auf fremde Einflüsse zurückführen zu müssen \*). Dies ist eine Verkennung seines wahren Wesens. Er entspringt aus den Wurzeln germanischen und, aufs Ganze gesehen, indogermanischen Wesens. In besonderer Kraft und Lebendigkeit hat er seine Ausbildung gefunden bei den Griechen und den Germanen. Das hat seinen Grund in der Fähiigkeit dieser beiden Völker, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, ohne den Versuch zu machen, sie rational zurechtzudeuten. Denn die Wirklichkeit ist oft unbegreiflich schwer und furchtbar, so daß alle rationalen Versuche, in ihr Plan und Sinn zu entdecken, dem versagen, der sich nicht weitaussehen läßt über das Tatsächliche. Dazu kommt, daß gerade diese beiden Völker eine seltsam tiefe Erfahrung haben von der Tatsache, daß des Menschen Tun unter dem Wirken von Gewalten steht, die alles menschliche Wollen übersteigen.

Die Art, wie der nordische Schicksalsglaube in den Helten Liedern der Edda und in den Sagas gestaltet ist, zeigt klar sein Wesen und seine Wurzel. Die schicksalsbestimmenden Gewalten sind die Nornen. In ihnen haben sich alle jene tiefen Erkenntnisse verdichtet, welche die germanisch-deutsche Seele aus dem Leben selbst eripart hat. Das stille, dunkle Verwehen des Lebens ist wie das Wehen des Webers. Als geheimnisvolles Orakel empfängt und dechert sie, dem Leben hinarbeiten in steter Unbestimmtheit. So gestaltet sich das Schicksal, so quillt es aus dem Urbrunnen. Und, in seinem Gedicht auf die Schicksalsfrauen, ist offenbar von derselben Erfahrung getrieben, wenn er singt

Sinob hinab in die Nacht!  
 So hab von den sternigen Norn  
 Du weiser gewaltige Frau  
 Des Schicksals verborgene Macht  
 Einst rath der Enchel ich auf  
 Geschwanzert und künftigen Reimen,  
 So wandeln die stillen, achreimen  
 Drei Schwestern vom Urkus herauf  
 Und bringen zum Lichte der Sonnen  
 Was unten gesponnen \*).

Auch das Bild vom Weben der Nornen, das in der nordischen Literatur so häufig gebraucht wird, läßt uns einen Blick tun in die Anschauung des nordischen Menschen vom Geschehen der Dinge. Auch werden die Fäden des Seins gesponnen, wird das Gewebe des Geschehens verknüpft. Es ist ein großes unschreibbares Walten, das Faden zu Faden schlägt. Und wir selbst werden hineingewoben. Darum vermögen wir nicht das Gewebe zu übersehen. Und doch liegt schon in dem Ausdruck die Ahnung von einer letztbändigen Sinnhaftigkeit. Poetisch prachtvoll

ist dieses Bild vom Weben im jüngeren Lied von Helgi, dem Hundingstöter, geformt. Es soll andeuten, daß schon bei der Geburt alle Schicksale des Helden bestimmt sind.

1  
Urzeit war es,  
Nare schrieen,  
Von Himmelsbergen  
Sank heiliges Rað.  
Da hatte Helgi,  
Den hochgemuten,  
Vergilb geboren  
In Bralunds Schloß.

2  
Nacht ward im Hof,  
Kornen kamen,  
Sie schufen das Schicksal  
Dem Schachspender  
Der Herrscher hehrster  
Solle er heißen,  
Der ruhmreichste  
Rede werden.

3  
Sie schmürten mächtige  
Schicksalsfäden  
Dem Burgbrecher  
Im Bralunds Schloß,  
Goldnes Gespinnst  
Spannten sie aus,  
Festend es mitten  
Im Mondessaal.

4  
Sie bargen die Erden  
In Ost und West,  
Des Harster Land  
Lag das, —  
Nach Werden warf  
Ner's Tochter  
Eins der Vanden  
Unzerreißbar.

5  
Eines schuf Anaf  
Dem Alfhingniproß  
Und auch der Frau  
Die Freude gebat  
Der Rabe rief  
Zum Raben voll Oer —  
Er sah im Wipfel —  
„Ich weiß etwas!“ 11)

„Alles ist bestimmt“ Dieser Satz soll nicht eine fatalistische Resignation dem Verhängnis gegenüber zum Ausdruck bringen, sondern eine letzte, unerschütterte Sicherheit. Ob das Schicksal fatalistisch erlebt wird oder anders, hängt von der Kraft eines Menschen ab, mit der er dem Leben begegnet. Und Kraft zum Bestehen des Daseins lebt im nordischen Menschen offenbar in einer unerlöschlichen Fülle. Gerade darum vermag er das Dunkel der Geschichte und auch seines eigenen Lebens so zu schauen, wie es ist. „Alles ist bestimmt“, das bedeutet bei diesen Menschen die Überzeugung, daß die Ereignisse ihren eigenen majestätischen Gang gehen, der sich nicht nach unseren Wünschen und Hoffnungen richtet, sondern seine Notwendigkeit in sich trägt. Es ist Ehrfurcht vor dem Übermenschlich-Gewaltigen, das in der Geschichte sich kundtut, dem gegenüber die menschliche Einsicht letzten Endes vermag. Es ist das Willen darum, daß das Geschehen bestimmt ist von einer Macht, in deren Willen und Plan niemand hinein-zuschauen vermag. Gerade diese Bezeichnung vor dem

unerforschlichen Walten gibt dem Schicksalsglauben seinen religiösen Charakter. Er ist höchste Frömmigkeit, die dem Helden verbietet, jener Armacht, die er mit Orlog (unter anderen Namen), also mit dem nichtmännigen Wort „Urge-ek“ bezeichnete, in die Karten sehen zu wollen. Jene leichte Weltanschauung, als ob Jesu sahen alles in der Reichweite menschlichen Willens und Verstehebens liege, jenes ärrliche Wissenwollen um die Pläne der ewigen Mächte, jene lachertliche Namahung, die glaubt, die Wege des Unendlichen bis an ihr Ende durchschauen zu können, wirkt auf diesen Menschen im höchsten Grade unförmlich. Der Schicksalsglaube bescheidet sich heldenmüthig. Freilich springt auch ihn dann und wann die Frage an, was denn das furchtbare Geschehen bedeuten soll. Er erinnert sich auch jener Augenblicke, da ihm so etwas wie ein großer Plan in dem Geschehen offenbar wurde. Aber er denkt nicht daran, sich an der Frage des Warum müde zu quälen. Leisten Endes ist ihm gerade das schwerste und dunkelste Geschehen zu groß, als daß er es mit seiner Sinndeutung verunehren wollte.

Der Schicksalsglaube ist ihm notwendige Ergänzung zu seinem Sinnlauben. Während dieser seinem menschlichen Denken Befriedigung schafft, zwingt ihn jener über die höchste menschliche Sinndeutung hinaus im Geschehen und seinem ewigen Geschehen selber, in seiner bescheiden Unberechenbarkeit den Grund zu finden, auf dem er in sieghafter Gelassenheit auch dem Schwersten begegnet.

Nach christlicher Darstellung ist die nordische Welt der lasten den Macht des Schicksalsglaubens erlegen, wie einer schreibt: „Die germanische Welt drohte im düsteren Pessimismus eines unentrinnbaren Schicksalsglaubens unterzugeben. Eine Welle von Weltangst und Grauen ergoß sich über die germanische Welt dieser Zeit. Da kam das Christentum“<sup>12)</sup>.

Diese Behauptung entspricht nicht der Wahrheit. Die Frage, wie der nordische Mensch sich zum Schicksal gestellt hat, kann nicht von einem falschen Schicksalsbegriff her beantwortet werden, wie es weithin von den christlichen Theologen geschieht, sondern nur aus den Quellen. Und in den Quellen lesen wir es anders. Zwar zeigen viele Ausdrücke, wie schwer man oft sein Schicksal empfand. Aber alles was über Schicksal gesagt wird, durchdringt ein selbstverständliches Wissen zu ihm, ein geistiges und heldenhaftes Ihmbegegnen. Der Held sieht dem, was auf ihn wartet, ruhigen Auges entgegen. Ja, er fordert den, der um die Zukunft weiß, auf, sie ihm zu enthüllen, auch wenn sie Schweres bringt. So sagt Sigurd zu Grimr:

Wissen will ich  
Nag's erbanicht nicht tern.  
Was Har du siebt  
Als Sigurds Gesand 12).

Und als ihm Geirrur dann das furchtbare Schicksal, das auf ihn wartet, enthüllt hat, nimmt er Abschied von ihm mit dem Sage

Scheiden wir froh,  
Das Schicksal siegt.

Ähnlich in dem Lied von der Erweckung der Walküre als die von Sigurd erweckte Siardrifa ihm eröffnet, das sie sein Leben nicht lange wahren werde.

Nicht lange seht ich  
Denn Leben wahren.  
Da furchtbare Fehde naht.  
Kiese nun.  
Du kennst es recht  
Sammelen der Eik-Idbaum'  
Nort oder Schweigen  
Noble du sehest.  
Bestimmt ist alles Unheil.

Da antwortet Sigurd:

Will nicht weichen.  
Nicht mir auch Tod.  
Ken Jager ward ich gezauet  
Folgen will ich  
Deinem Freundesrat  
So lange mein Leben währt 14).

Sigurd weiß, daß am schwersten Schicksal der Held reist und daß sich seine Größe im Tod vollendet, wenn er sich recht zum Schicksal stellt. Denn hier stehen sich zwei Armächte des Daseins gegenüber: der ewig waltende Wille und der Wille des Menschen, der sich selbst nicht verleugnen will und kann. Und zerfällt der Mensch bei diesem Zusammenprall, so geht er damit nicht unter, wenn er ihm heldisch bezaugt ist. Denn kein Schicksal vermag den heldischen Willen zu zertrümmern.

Aus diesen zwei Grundtrieben des nordischen Menschen, dem Wissen darum, das letzte Ende's alles, auch das Unbegreiflichste, von orlog geleitet ist, und daß es kein Schicksal gibt, das so furchtbar wäre, daß der Mensch ihm nicht standhalten könnte, erwächst dann dem Schicksalsglaubigen jene unerhörte Sicherheit, in der alles Bangen vor dem, was kommt und aller Widerspruch der Welt verschlungen wird. Diese Sicherheit ist in der Ermahnung jenes norwegischen Bauern an seinen Sohn die König Sverrir in der Sverrir-Saga in einer Anrede an sein Heer anführt, bäuerlich nüchtern so ausgedrückt



Am Längsten lebt der Nachruhm eines Jeden sagte er, oder wie würdest du dich verhalten, wenn du in den Kampf kämest, und du wüßtest das voraus, daß du da fallen solltest? Er antwortet was sollte mich da abhalten, mit beiden Händen zuzuhauen? Der Alte sprach nun könnte dir jemand das mit Gewißheit sagen, daß du da nicht fallen solltest? Er antwortet was sollte man sich da scheuen so tapfer als möglich voranzugehen? Der Alte sprach in jedem Kampfe in den du kommst, wird eines von beiden geschehen, daß du fällst oder daß du davon kommst, und sei du darum tapfer denn Alles ist vorher bestimmt, den nicht Feigen bringt Nichts in die Unterwelt (i. hel), und Nichts kann dem Feigen helfen, auf der Flucht ist das Fallen am Schlimmsten 15).

Wir sehen hier, daß der Schicksalsglaube eine der stärksten Grundlagen der nordischen Tapferkeit und des nordischen Heldentums war. Der Schicksalsglaube in diesem Sinne der Lebens- und Thatbejahung auf Grund der Überzeugung vom ewigen Bestehen des Geschehens gehört daher zum Grundbestand jedes Deutschen Glaubens als die notwendige Entsprechung zum Gottglauben und zu der Frage nach dem Sinn des Geschehens.

Darum bricht der Schicksalsglaube auch immer wieder spontan aus der Tiefe der deutschen Seele, besonders in den großen Zeiten des Umbruchs, in denen die Sinnhaftigkeit des Geschehens inwahr ist von dem Dunkel, gewalttätiger Ereignisse, die aller Menschenbeutung spotten. Wir haben Arn dt schon angeführt, der besonders in seinen Jugend- und Mannesjahren von dem Schicksalsglauben stark gefaßt war. Sein eigenes Empfinden und Erfahren hat er zwar nicht an die nordische, sondern an die griechische Form des Schicksalsglaubens angeknüpft:

Was die heiligen Drei, die schwarzen  
Schwestern unverwundt wehen  
Das Geis der strengen Parzen  
Schlinget sich um jedes Leben  
Was wir streben, was wir wollen,  
Hält die tiefe Nacht gefangen,  
Ihmarmenend Donner rollen  
Zischend sprühn Erinnungs Schlangen.  
Was fragst du, Zörrichter viel?  
Es kommen vom Schicksal gebunden,  
Die Freuden und Leiden der Freuden,  
Es steht dir vom Schicksal das Ziel.  
Laß rollen die Räder des Lebens.  
Du hemmst sie vergebend.

Und die Parze singt:

Könnt ich tragen, der Allgewalt  
Bilden zu helfen des Lebens Gestalt  
Das Schicksal ewig drehen zu müssen  
Wenn ich müßte sein Dunkel wissen?

Über ich webe Lust und Weh  
Immer fort, was ich nicht versteh.  
Abnung mit kaum den Dämon schwellt  
Dessen, was geht durch die irdische Welt,  
Seh mich selbst als ein dunkles Bild,  
Bin in der Tiefe mir selbst verhüllt 16).

Dass dieser Schicksalsglaube bei ihm nicht nur Spiel der Empfindung oder der Phantasie, sondern wirkliches Erleben war, das zeigen seine Sätze in „Geist der Zeit“ über die Katastrophe des napoleonischen Zuges nach Rußland.

Jenes Dunkle und Unbegreifliche jene unendliche Macht über und in uns die aus den Wollen und aus den Herzen blühet die wir Vorstellung, Schicksal, Vergehung nennen, die vielnamig und vieldeutig in ununter gleich furchtbare Nähe und Ferne uns umhüllt hat ein Weltgericht gehalten, wie Europa seit vielen Jahrhunderten nicht gesehen hat Schuld und Unschuld Sünde und Irrtum die Getriebenen und die Treiber, die welchen Gewalt getan ward und die welche Gewalt taten und tun wollten alle hat ein Verhängnis gerant und zerschmettert. Es scheint des Verbrechens war mehr als der Unschuld, doch wir wollen sagen dunkel sind die Wege des Herrn, und kein Sterblicher mag sie richten noch meistern 17).

Dann ist es vor allem Hölderlin gewesen, der aus echt germanisch-deutschem Geiste heraus einen neuen Schicksalsglauben gestaltete. In „Hyperions Schicksalslied“ singt er noch jugendlich schmerzbewegt, in griechische Stimmung sich einfühlend

Ihr wandelt droben im Licht  
Ihr weichen Vöden, se, ge Genien!  
Gänzer der Götterstätte  
Rücken euch leicht  
Wie die Feinde der Künstlerin  
Heilige Gärten.

Schicksalles wie der schlafende  
Schlafend, ornen die himmlischen,  
Reich bewahrt  
In beiderdener Ansope,  
Stahet ewig  
Jähnen der Geist,  
Und die seligen Augen  
Stehen in stiller  
Ewigkeit Klarheit.

Doch uns ist gegeben  
Ihr lebet Lichte zu ruhn.  
Es schwinden, es rathen  
Die lebenden Menschen  
Bundstange von einer  
Stunde zu ändern,  
Die Fächer von Klippe  
In Klippe geworfen,  
Jahrlang ins Angewisse hinab 18).

Sehr früh in seiner Entwicklung erwacht aber die große Erkenntnis in ihm, daß wahres Helden\_tum nur aus Not und Notwendigkeit geboren werden kann. Sein Hymnus „Das Schicksal“, noch jugendlich antik, ist doch schon durchpulst von echt nordischem Geist:

Es kann die Lust der goldenen Ernte  
Im Sonnenbrande nur gedeihn;  
Und nur in feinem Blute lernte  
Der Kämpfer, frei und voll zu sein.  
Er umph' die Paradiese schanden  
Wie Flammen aus der Wolke schloß.  
Wie Göttern aus dem Chaos warden  
Aus Stürmen sich Herzen los

.....  
Mit ihrem heißen Wetterchlage  
Mit Inerbrüchigkeit voller Tat  
Die Not an einem großen Tage,  
Was kaum Jahrhunderten an Tat,  
Und wenn in ihren Ungewittern  
Geißt ein Eis am veracht  
„nd Welten ihrem Donner zittern  
Was groß und göttlich ist, besteht!“

Neu und tiefer heißt es in einem viel späteren Gedicht:

Denn über der Erde wandeln  
Gewaltige Mächte  
Und es ergreift ihr Schicksal  
Den, der es leidet und zerkelt.  
Und ergreift den Völkern das Herz!“

In dem Hymnus „Noch eins ist aber zu sagen“ verkörpert sich nun, wie einst beim nordischen Menschen der Ebba und der Saaga, heldische Unbeugsamkeit mit Überbigeit:

Wir aber zwingen  
Fein Unglück ab und hängen die Gaben  
Dem Göttergott dem befreienden auf. Darum auch  
Hast du Rätsel gegeben, Heilig End sie,  
Die Pfänder den. Wenn aber alltäglich  
Die Menschen, und gemein  
Das Wunder kennen will wenn nomisch,  
Wie Raub, Torenstürzen die Gaben  
Der Mutter greifen, heißt ein Höherer ihr“.

Im „Archipelagus“ ist dann das Ruben in der Gewalt des Lebens, die drohendes Schicksal schafft und doch zur selben Zeit den Menschen trägt, bildhaft gemalter. Er wendet sich der seltsamen Tiefe des Ozeans zu, dem Sinnbild artumlich schaffenden Seins als der rätse vollen, aber ewigen Zuflucht des mit dem Schicksal ringenden Menschen:

Wenn die reifende Zeit mir  
Zu gewaltig das Haupt ergreift und die Not und das Jermal  
Unter Sterb' den mit mein sterblich Leben erschüttert,  
Laß der Eile mich dann in deiner Tiefe gedenken 22).

Der Schicksalsglaube ist dann in der deutschen Dichtung und Philosophie, wie auch in der deutschen Musik immer mächtvoller zum Durchbruch gekommen. Beethoven's höchste Schöpfungen sind, tief genug verstanden, geboren aus der Tiefe germanisch-deutschen Schicksalsglaubens. Und in Kleist's und Heibel's Dramen, jenen Wesen echt germanisch-deutscher Haltung, waltet der Schicksalsglaube streng und groß. Endlich ist Richelieu's Lied von der Notwendigkeit ein Zeugnis dafür, daß dieser Held des Umbruchs, nachdem alles zusammengebrochen war, worauf er sich früher gläubig stützte, im Schicksalsglauben, im Glauben an die Notwendigkeit, seinen letzten, unerschütterten Halt fand.

Still!

Von großen Dingen — ich sehe Großes  
soll man schweigen oder groß reden  
rede groß, meine entzückte Weisheit!

Ich sehe hinaus  
dort rollen Lichtmeere  
o Nacht, o Schweigen, o totenstiller Lärm!  
Ich sehe ein Zeichen —  
aus fernsten Fernen  
sinkt langsam funkelnd ein Sternbild gegen mich

Höchstes Gestirn des Seins!  
Ewiges Ueberworte Tadel!  
Du kommst zu mir? —  
Was keiner erschaut hat,  
deine Numme Schönheit, —  
wie, sie lächelt vor meinen Blicken nicht?

Schild der Notwendigkeit!  
Ewiges Ueberworte Tadel!  
aber du weißt es ja:  
was alle hoffen,  
was allein ich liebe  
daß du ewig bist,  
daß du notwendig bist!  
Meine Liebe entzündet sich ewig nur an der Notwendigkeit.

Schild der Notwendigkeit!  
Höchstes Gestirn des Seins!  
das kein Wunsch erreicht,  
das kein Nein bestecht,  
ewiges Ja des Seins  
ewig bist ich Dein Ja  
denn ich liebe Dich, o Ewigkeit! 23)

Hier sehen wir, wie aus dem Schicksalsglauben für eine zusammenbrechende Zeit neuer Lebensglaube sich

gebietet. Es ist der Lebensglaube, der die junge deutsche Generation befähigte, das schaurige Schicksal des Weltkrieges ungebrochen zu überleben. Ernst Jünger hat diese Erfahrung so beschrieben.

Werkwürdig, mit der Erinnerung an jene erste Materialschlacht steht noch eine andere in mir auf und zwar an eine ganz kleine Episode, die diesen mächtigen Eindrücken gegenüber gar nicht von Bedeutung scheint. Das war an demselben Abend, der sich an diesen erdlosen Tag im Hohlweg schloß, und an dem der Jauher erst richtig begann. Immer höher flackerten am Horizont vor uns die Abfälle auf deren Schein ich als blaues Jucken hoch in den Wolken widerspiegelte. Sie bildeten eine lange tanzende Kette und verschmolzen endlich zu einer einzigen glühenden Wand. Was bedeutete das nach die Wirkung jener einzelnen Batterie? Ihre Entschlüsse gingen spurlos unter in einem tadelhaften Tumult im tausendfachen giftigen Zischen der Geschosshüllen die sich nicht aber ameren Köpfen zu einem enghalsigen Netz verflochten, und in einer Explosionsbrandung von nahezu absoluter Konzentration die uns gleich jenem Feuersturm der Griechen umgab als ein zusammenhängendes Element. Wir aber hatten die Geschütze nach Westen gelenkt und starrten unbewegt in diese feurige Wand. Wir hatten keine Lust mehr, denn dieses Schauspiel war von einer solchen Größe vor der kein menschliches Gebot, mehr aufkommen konnte. Wir warteten denn es war ungewiss, daß sich an diese ungeheuerliche Verschwendung des Materials der Geist des Menschen anschließen mußte. Und da sah ich, wie neben mir der Führer L. ein bestialisches Gesicht sich bildete und eine Weinsäure ergoß die ihm am Abend der Materieatmosphäre nach vorn gebracht hatte und die für die besten Mittagsstunden des nächsten Tages aufgespart werden sollte. Ich sah, wie er sie zum Wunde hob in einem langen Zug leerte und ausend nach vorn über die Gräben warf. Und ich verstand was das zu bedeuten hatte. Er sah voraus, daß er sie morgen nicht mehr werfen könnte. Aber in dieser einfachen Handlung lag eine so verwegene Kühnheit und eine so selbstverständliche Überlegenheit daß ich plötzlich das Gefühl einer großen Befreiung empfand daß ich ihn hätte umarmen mögen, und daß ich mit einem Schlage ganz lustig geworden war.

Das haben wir auch kennen gelernt, dieses Gefühl daß der Mensch dem Material überlegen ist, wenn er ihm die große Haltung entgegenstellen hat, und daß kein Maß und Übermaß der äußeren Gewalten denkbar ist, dem die seelische Kraft nicht gewachsen wäre. Und daraus kann jeder der dazu fähig ist, den Schluss ziehen, daß im Menschen im wirklichen Menschen, Werte lebendig sind die nicht durch Geschosse und nicht durch Berge von Sprengstofftonnen zerstört werden können.

Ich glaube es ist sehr wertvoll und notwendig, daß wir diese Erfahrung machen können wie ich überhaupt glaube, daß dieser Krieg für uns notwendig ist. Notwendig nicht nur aus äußeren Gründen, sondern in viel höherem Maße aus inneren Gründen heraus. Und das ganz Besondere ist daß wir diese Erfahrung nicht etwa durch ein spekulatives Denken, sondern durch das Schicksal selbst gewonnen haben, sie ist eine Erfahrung aus Fleisch und Blut. Sie ist für den Soldaten, den Führer, den Arbeiter, den Denker,



für eben Einzelnen von höchster Wichtigkeit. Und wenn die Generation, die es traf, Schulden bezahlen musste die andere angeschafft hatten, so hat sie vielleicht in ihren einkamen und fürchterlichen Stunden im glühenden Fegfeuer des Materials auch schon einen Gewinn gesammelt, der noch gar seine Früchte tragen wird, einen Gewinn, der schwerer als alle Lizen und alle Leiden wiegt<sup>24</sup>).

Schicksalsglauben im nordischen Sinne ist also nicht ein abnehmender Fatalismus, sondern ist Lebens- und Tatglauben im unbedingten Sinne. Gerade dadurch, daß der Mensch verlernt, sich mit der Frage herumzuschlagen: Warum das? — entkommen aus jener kleinen Eigensüchtigkeit, in der alle Tatkraft ersticken muß — dadurch, daß er in der Überzeugung steht, daß alles gesiegt ist von ewig wartenden Mächten, wird beim heldischen Menschen die tiefste Tatkraft ausgelöst. Vor der Sorgen um menschlich ängstliche Sinnendutung des Geschehens wirft er sich ganz in den Augenblick der Tat. Aller Widersinn des Lebens, das Unheimliche und „Böse“, das in der Geschichte sich offenbart und so viel beiträgt zu der unaussprechlichen Traurigkeit der Welt, versinkt in dieser gläubigen Bejahung des Solls, das uns durch die Forderung des Augenblicks aufgegeben ist. Die eigensüchtig hangende Frage nach dem Warum verstummt vor der gewaltigen Forderung: Wozu?, was will das Schicksal, daß ich sei und werde? Darauf gibt es für den Schicksalsgläubigen nur eine Antwort: Daß der sieghafte Mensch werde, den kein Schicksalszwang. Dieser sieghafte Mensch ist letzten Endes der Geschichte Sinn und Ziel. Denn in ihm ist der Urwille des Volkes verkörpert. Er baut und trägt das Volk. Das Maß aber für den sieghaften Menschen ist das schwerste Schicksal, dem er nicht erliegt. Vindicta sagt es so

Die Erde drängt sich zitternd an uns heran,  
das Feld steht auf wie ein Mensch vom Lager.  
Saaten bewarnter Männer sprechen  
aus ansich-barem Samen  
in den Furchen Satag  
Schauerlich groß blab'n grünschwarze Reiche,  
Erdbtaub und gütige Gase  
allenthalben empor

Aufgeschreckt rasend  
springen Fontänen aus trockenem Grund.  
Nur Feuer gekreuzigt  
fahren Menschenleiber zum Himmel,  
zerstreut in eiserer Masse  
schwarzer verlebter Sterne  
Erde und Gebirn

Rauchterrassen wälzen sich über uns hin.  
In schweren Wetterraucht Eisen nieder.

Flüge taften heran,  
 Donner erwürgt uns,  
 Senkender Abgrund bäumt sich heraus  
 allüberall und die Sonne schleift  
 dunkel verpestete Mahnen in unsem Atem.  
 Unentrinnbar hält uns der Himmel  
 unter sich hingebannt  
 unbarmhertiges Zählsternauge  
 über kleinem Bettel  
 Einsam lagen wir da in der Not der Schlacht,  
 wir wußten, daß jeder einsam war  
 Aber wir wußten auch dies  
 Einmal vor Auferstehung stehn  
 wo Heber entreehrt, Gewinzel zu Gott  
 lächerlich ist,  
 wo keines Mutter sich noch uns umsieht,  
 kein Weib unsern Weg kreuzt,  
 wo alles ohne Liebe ist,  
 wo nur die Wirklichkeit herrscht  
 grausig und groß,  
 solches macht sicher und stolz.  
 Unergründlich und tiefer  
 ruht es aus Herz des Menschen  
 aus alle Liebe der Welt.  
 Und wir fühlten das war das Maß



## Achtes Kapitel

### Die göttliche Tiefe des Menschen

#### I

Es ist von höchster Bedeutung für die Lebensgestaltung und die Meisterung des Schicksals, wie der Mensch sich selbst anschaut und welche Überzeugung er von seinem eigenen Wesen hat. Ist der Mensch aus ewigem Grunde gewachsen, wurzelt er dort unaussprechbar, ist er gottverwandt und kann diese Gottverwandtschaft durch nichts zerstört werden? Oder ist er ein eandenes, fundloses, verworfenes und verdammtes Wesen, das aus dieser Verdamnis erreicht werden muß durch einen Mitleid und Verzeihen? Es ist entscheidend für die Art, wie ein Mensch in der Welt und wie er zur letzten Wirklichkeit steht, ob er so oder so sich selbst anschauen darf.

Wie im germanisch-deutschen und insgesamt im indogermanischen Glaubensbereich der Mensch betrachtet wird, darüber kann kein Zweifel sein. Vielleicht nirgends so deutlich wie in der Anschauung vom Menschen zeigt sich der tiefste Unterschied zwischen indogermanischem und christlichem Glauben. Darin dürfen wir hier füglich über den germanisch-deutschen Raum hinausgreifen und zum Vergleich die weitere indogermanische Welt heranziehen.

Die älteste Überlieferung des indogermanischen Weltstums über den Menschen stammt aus Indo-Arien. Schon sehr früh hat man sich dort mit dem Wesen des Menschen und vornehmlich mit seinem Selbst beschäftigt. Die Geschichte dieses Ringens um Tiefenerkenntnis des Selbstes kann noch deutlich verfolgt werden. Nach dem Zusammenbruch des Glaubens an die alte Götterwelt wird ein neuer Glaube vornehmlich auf Erfahrung und Selbstaufbau vom innersten Selbst aufgebaut. Gleich zu Anfang der neuen Vereinnahmung erwacht die Erkenntnis vom Menschen als von einem gottverwandten, ja in seinem innersten Kern gottgleichen Wesen ein großes,

ewiges Selbst lebt in allen Dingen. Dies ist auch das ewige Selbst im Menschen.

So antwortet schon in einer der ältesten Upanishaden der Mensch, der in der andern Welt vor den Indern des Brahman der ewigen Wirklichkeit tritt, als ihn Brahman fragt „Wer bist du?“ „Ich bin die geordnete Zeit. Ich bin desselben Wesens wie die geordnete Zeit. Aus dem Hüter als meinem Vaterichose bin ich geworden, bin Manasraft des Jahres, dem Weibe als Same eingegeben. Ein Selbst ist in jealichem Wesen. Du bist das Selbst des Wesens. Was du bist, das bin ich.“ Ihn fragt Brahman „Wer bin ich denn?“ „Du bist die ewige Wirklichkeit“, so soll er dann antworten<sup>1)</sup>.

Diese gewaltige Erkenntnis von der Gottnatur im Menschen wurde in Indo-Irien die letzte Grundlage, auf der sich eine ganz neue Frömmigkeit und Lebensgestaltung gründete. Ja, sie ist der lebendige Kern des indo-arischen Glaubens durch die Jahrtausende hindurch geblieben. Alle Dichter und Seher jenes Raumes sind von dieser Tiefenschau immer wieder hingerissen worden. Die tiefinnerliche göttliche Herrlichkeit des Menschen verband sie mit dem göttlichen Lebensarand der Welt in freundschaftlicher Gemeinschaft. Die Eigenschaften jener Menschen durch die neue Erkenntnis drückt sich in hohen Bildern aus. „Das Herz des Menschen ist die achtach umwallte Burg der Götter, die Ununtersag, Unanzenbare. In ihr ist eine goldene Schatzkammer, ein Lichtreich von Glanz umhüllt. Dort wohnt jenes Wunderwesen des Selbstes, das mit der ewigen Wirklichkeit eins ist. In die leuchtende, goldene, mit Herrlichkeit umhüllte Burg, die goldstrahlende, unbezwingene, ist das *brahman* eingegangen.“<sup>2)</sup> Und die es *brahman* das ewige Machtgeheimnis, der ewige Lebensarand, die letzte Wirklichkeit, ist der Grund des Selbstes.

Wer dieses Selbst erkennt, wird frei von Todesfurcht, denn es ist „von Verurde befreit, tiefschauend, todlos, urfrend, mit Wesen gelatnat, keinem unterlegen, unalternd, ewig jung.“ Wer das unerschütterliche Wesen in sich trägt, wagt alles, hält allem stand, ist ewig frei. Durch die ganze indo-arische Glaubensgeschichte bis zur *Rhaagwadgita* reist sich ein großer Hymnus auf das Selbst an den anderen, wie z. B. in der *Katha-Upanishad* 11, 18 ff., wo das Wesen des Selbstes so beschrieben wird:

„Nicht wird er geboren noch stirbt er. Nicht ist dieser Seher „irgendweber“ noch ist er „irgendwerner“ geworden. Ungeboren, ewig, unermwährend ist der Uralte. Nicht wird er vernichtet, wann der Leib vergeht.“

## Achtes Kapitel Die göttliche Tiefe des Menschen

Wenn der Töter meint daß er töte wenn der Gerädete meint er sei tot so lebt beiden das rechte Wissen. Er tötet nicht, noch wird er gerädet."

Kleiner als ein Atom größer als das Große ist das Selbst, in dem Hervorgehen der lebend'gen Welt verweilt. Der Einsichtige schaut von Weitem hermit durch Verriedung seines Strebmögens die Herrlichkeit des Selbstes."

Er hat da, er wandert in die Ferne, er ruht und schweift doch überall. Wer vermag den Ort der Wonne ist und doch nicht, Wonne zu begreifen außer mir?"

Der den Rohheiten in der Körpern, den Befind'gen in den Unbefind'gen den armen allgewaltigen Atman das Selbst erkennt, der wird ein ruhiger Meister und gramt sich nicht mehr."

Der Atman ist nicht durch Belehrung zu erfassen noch durch Verstand auch nicht durch viel be- des Wissen. Wenn er verahut von dem ist er zu fassen. Dem enthält der Atman ein Wissen."

Wer aber nicht lassen kann vom bösen Manen nicht die innere Ruhe gewinnen und nicht die Stille, wer mit seinem Denken in Irrede bleibt der kann ihn nicht frant der Erkenntnis erreichen" 2).

Auch die Bhagavadgita enthält unverbliche Worte über das ewige Selbst im Menschen. Dort wird die Erkenntnis dann auch zur Grundlage einer adelig-heldischen Sittlichkeit. Der „ewige Mensch“ (*paraka*) im Menschen ist so über alle Wechselstände des Lebens, über Sieg oder Niederlage, Lob oder Tadel, Ehrung oder Schmä-ung, Schmerz und Tod erhaben, daß der, der ihn erkannt hat, ihn stark und unbekümmert auch der schwersten Gefahr entgegengeht und im schauerlichsten Scheitern aufrecht bleibt.

Kein Schwert verwundet ihn, Feuer verbricht ihn nicht, das Wasser erstickt ihn nicht, die bösen Töde verletzen ihn nicht."

Er ist es alles durchdringend, ein Feuer unverfälscht und immertödend."

Denkts des Weltseins (*sanyakt*), unausdenkbar, keiner Wandlung unterworfen. Darum, wenn du diesen kennst brauchst du dich nicht zu sorgen."

Und wenn du meinst daß er geboren wird und ewig wieder stirbt so brauchst du darum dich nicht zu setzen. Großartig ger."

„Denn dem Geborenen ist das Sterben sicher und dem Gestorbenen die neue Geburt. Des ist der Kreislauf, der nie aufhört, darum brauchst du nicht zu sorgen."

Im unentsteteten Hintergrund der Welt haben die Wesen ihren Anfang. In der Gestalt und sie als in ihrer Mitte. In den unentsteteten Hintergrund sinken sie am Ende wieder zurück. Wozu also der Jammer?" 4).

Dieser Erkenntnis von der Göttlichkeit des Kernwesens im Menschen, durch das er in unmittelbarer Gemeinschaft mit der Gottheit steht, hat die Ichandewad-gani chad in dem Satz: *lat tvam asi*, „das bist du“, klaren Ausdruck verliehen. Ein Schüler bittet den Weisen, ihn über das wahre Wesen zu belehren. Der Lehrer führt ihn durch Vergleiche zu der Anschau-



ung einer verborgen schaffenden göttlichen Wesenheit in allem — So sagt er:

„Bring mir die Frucht des Wagnobba Baumes“ (Dieser Baum mit seinen von den Ästen abwärtswachsenden Wurzeln kann aus einem kleinen Kern zu einem ganzen Baume sich ausbilden.) „Hier ist der Ehrwürdige“, „Spalte sie“, „Sie ist gespalten, ehrwürdig“, „Was sagst du hier?“, „Ich sehe hier einzig kleine Samen, o Ehrwürdiger“, „Es sollte einen von ihnen“, „Er ist gespalten, Ehrwürdig“, „Was siehst du jetzt?“, „Nichts, o Ehrwürdiger“, Da sprach der Weise zum Schüler: „Jene unendliche Feinde, o Güter, die du nicht wahrnimmst, ist es, aus welcher dieser gewaltige Wagnobba Baum erwacht. Glaube es, du Güter. Eben diese unendliche Feinde ist es, die das ganze All als Selbst durchdringt. Sie ist das ewig Wirkende. Sie ist das Selbst. Das bist du.“

Der schaffende Lebensgrund im All und die ewig schaffende Tiefe des Menschen sind eins. Und der Mensch steht in diesem seinem innersten Wesen in unverbrüchlicher Gemeinschaft mit dem ewigen Grund aller Dase. Auch wenn er es nicht erfährt und weiß, denn er ist in dieser seiner Tiefe ~~wesens-~~ <sup>ein-</sup> mit jenem Grunde. Das aber schafft die Besten, so in ein neues Leben, daß er dies durch eigene Erfahrung ergründe.

Wem wird dieses ewige Selbst (Atman) in der Welt auch einfach „der Mensch“, d. h. der göttliche Mensch, der „Mensch an sich“ *purna aenanti*, dessen Leib, wenn es sich um das göttliche Selbst handelt, die Welt ist:

„All Antik ist er, All Haupt. All Holz in aller Wesen Herzenshöhle wohnt er, das All durchdringend, der Erhabene. Drum ist er der Allgegenwärtige, Ewige.“

Ein anderes Bild, das wir schon kennen, ist das des Baumes, dessen Wurzeln in der oberen Welt liegen und der herabwächst als Welt und Mensch, seine Zweige einsenkend in jedes Wesens Herz:

Wie ein Baum steht er im Summel eingewurzelt, das All ist von dem Purusha erfüllt.

## 2

Diese Lehre vom Menschen als einem im tiefsten Grunde gottverwandten, ja gottähnlichen Wesen ist auch in der griechischen Welt, vornehmlich in Plato und im Neuplatonismus die maßgebliche geworden. Und nicht anders liegt es im germanisch-deutschen Bereiche, sofern er vom Christentum noch nicht berührt war, oder sich von seiner traditionellen Lehre vom Menschen freigemacht hat.

Wir erinnern uns hier daran, daß in der Edda die Welt als lebendiges Sein und Geschehen in dem Symbol der

Welteiche angeschaut wird und daß diese Welteiche von  
Nirulheim bis zu der Welt der Götter reicht. Wurden und  
Sowit jenes Weltbaumes umsäßen ansonstene alles was da  
lebt im All. Darum ist Midgard, die Welt der Menschen, aus  
denselben Stoff geauht wie die Welt der Götter. Und ihr  
Lebensgrund kann kein anderer sein als der Lebensgrund der  
Götter selbst, die zusammen mit der Welt, ohne zu sein faden  
und wieder auferstehen. Alles wächst aus demselben Reime, aus  
einer Wurzel die tiefer ist als alles menschliche Wissen. Die es  
Und von der Welt und den Menschen, die aus uraltem Samen  
wachsen, taucht übrigens immer wieder anobas als im indo-  
germanischen Raame auf. So auch z. B. bei Eschert, der  
in einer seiner Predigten die heidnischen Wörter Taurus und  
Seneca ausstimmend antwortet.

[illegible]

Nach Herdbrandt braucht gerne das Sinnbild des Baumes für den Menschen<sup>2)</sup> Und im Grunde lebt in Goethes Metamorphose der Pflanzen wie um aaron's geistlichen Dichten die alte Hebräerzeugung. Im Sinnbild des aus einem verhornten Kamm wachsenden Baumes drückt sich so recht deutlich die Überzeugung der Lehendoreen, eben Verhänderszeit des Menschen und der gesamten Welt mit Welt aus der Glaube an eine wahr schaffende Götterwelt in uns die uns das Bewahren eines zu der Kraft gibt, die ausserordentlich ist.

Nach die ganze Vorstellung von dem Zusammenleben der Götter mit den Menschen in der nordischen Literatur stammt aus diesem Glauben der unmittelbaren Götterverbundenheit und Götterverwandtschaft des Menschen. Dies ist auch der Sinn der Zeche in II Kapitel von Tacitus Germania nach dem die Larunen der germanischen Stämme von dem Wort *Zinno* abstammen. Diese *Zinn* heißt die Menschen gottverwandten sind, die mit in den todtren Schichten religiöser Gewalten ja überall werden ist innerhalb des abgerundeten den Bereiches der Grundgedanken neuer Erfahrungen in einem Kern der Glaubens angeden.

In Meiner Ehe hat sich dann die Liebe vor der  
Gefährlichkeit des inneren Menschenkampfes ver-  
loren. Er steht ohne Zweite in der Tradition des Platon  
nis aus. Aber alles, was er über den See na. d. d. d. d.  
sein usw. sagt, kommt von einer unmutelbaren, gemalten Er-

griffenheit. Was er in seinen Deutschen Predigten und auch sonst vorträgt, ist nicht eine Lehre, die er von andern angenommen hatte, sondern *u r e i g e n s t e E r f a h r u n g*, der jene indogermanische Tradition nur Anstoß und Bestätigung hatte sein können. Sein eigener innerer Blick drang in die Tiefe des Seelenabgrundes. Unmittelbar wurde ihm die göttliche Tiefe seines Menschseins zur besorgenden und starrenden Gewißheit, auf die er ähnlich wie die Weisen der Upanishaden sein ganzes Glaubensgebäude gründete. In dieser Erfahrung wurzelt ja die Gottunmittelbarkeit Eckharts und in ihr wiederum jene demütig-stolze Sicherheit der Welt und dem Gott gegenüber, die das Merkmal Deutschen Glaubens immer war.

Diese Art, den Menschen zu erleben, ist dann in all den religiösen schaffenden Deutschen, die, befreit von der Tradition des morgenländischen Christentums, dem Menschengeheimnis nachgegangen sind, stets von neuem aufgetaucht. So bei Paracelsus, bei Böhmie und vielen andern. Es ist erstaunlich, mit welcher Folgerichtigkeit überall immer wieder dieselbe Grundanschauung durchbricht. So sagt z. B. Böhmie:

Es verhält sich nicht so, wie die Vernunft meint. Gott wohne allein über dem Gestirne, außer dem Ort die er Weiz. Ihm ist kein Ort be-reitet, da er besonders wohne, sondern nur seine Offenbarung ist unterschiedl. Er ist in bei und durch uns, und wo er in eure Leben mit seiner Liebe beweglich wird, allda ist Gott in seiner Wirkung offenbar. Was ist seine Liebe als die Einheit ist allda aus-sprechlich, wovon und empfindlich, allda hat Gott sich eine Stätte ge-macht, als im Grunde der Seele in der ewigen Idee oder dem Gegen-stand des ewigen Willens in der Liebe, darin sich die Liebe selber will und empfindet, wie in Engeln und seligen Seelen zu verstehen ist<sup>2)</sup>.

Am auffallendsten ist es, daß selbst bei Kant, der doch nicht im Zusammenhang mit den Mystikern steht und der bei seinem Philosophieren von einem ganz anderen Ausgangspunkt her-kommt, doch im Grunde dieselbe Auffassung vom Menschen auf-tritt nämlich in seiner Idee vom „Intelligiblen Ich“. Dieses intelligible Ich ist für ihn der Grund der Freiheit des Menschen. Es ist seinem Wesen nach dasselbe, was Eckhart den „edlen Menschen“ (*homo nobilis*) nennt, dem er ebenfalls un-bebinates Freisein zuschreibt, weil er göttlicher Natur sei. So-bald man in Betracht zieht, daß Kant in einer ganz andern Zeit philosophiert als etwa Eckhart und die Upanishaden, und daß er deshalb in manchem andere Ausbrücke wählt und an das Problem von anderer Seite herankommt, entdeckt man, daß er offenbar in derselben Anschauung und Erfahrung lebt wie jene anderen. Dies ist ein Beweis für die Tatsache, daß im indo-germanischen Wesen eine Strebung tief wurzelt, die zu denselben

religiösen und philosophischen Erkenntnissen kommen muß. Die schattende religiöse Substanz in diesem Raume erweist sich mit Nothwendigkeit dasselbe Bild vom Menschen. Dabei hat Kant so gut wie Völschart das irdische Verhältniß des Menschen nicht nur erkannt, sondern ausnahmsweise auch betont (s. 3. B. wenn er in der „Kritik der praktischen Vernunft“ sagt

[illegible]

Die Richtung erwerbende Idee der Persönlichkeit welche und die  
Erkenntnis unserer Natur der Bestimmung nach vor sich stellt  
in dem sie uns zugleich den Inhalt der Bestimmung darstellt  
bald in Verbindung der ersten Erkenntnis mit dem Inhalt der  
dieselbe nach sich zieht mit dem der gemeinsamen Menschheit mit der  
sich und selbst erkenntlich macht nicht weder auch nur in sich selbst  
Ihre Pläne beschreiben gestalten das er eine Welt aus sich selbst  
heraus zu sich selbst heraus zu einem anderen zu sich selbst  
nicht mehr der erste Schritt zu einem anderen zu sich selbst  
gehört sondern bei dem ersten Schritt zu sich selbst in seinen  
eigenen Dingen nicht verbleibt sondern zu sich selbst zu sich selbst  
sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
sonst wenn er zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
das Vermögen zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
in ihrer Natur zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
seiner Natur zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
Ursache der Natur zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
Denn die Natur zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
auch wieder zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
Oder er lebt und kann es nicht erleben zu sich selbst zu sich selbst  
Leben und kann es nicht erleben zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
beraubt zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
man macht es zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
geraden stehen. Wie es die Natur den ersten Schritt zu sich selbst  
gibt und es ist das erste zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
fennung das Leben zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst zu sich selbst  
Nicht hat er nicht nur noch aus Mangel nicht weil er am Leben den  
mindesten Geschmack findet.

So ist die echte Triebfeder der reinen praktischen Vernunft be-  
schaffen wie ist keine andere als das reine moralische Wesen so ver-  
stehen wir die Erhabenheit unserer eigenen übermenschlichen Existenz  
spüren laßt und zunächst in Menschen die sich zu sich ihres inn-  
lichen Daseins und der damit verbundenen Abhängigkeit von ihrer  
höheren Bestimmung als irdischen Natur bemüht sind Achtung für  
ihre höhere Bestimmung weckt 10).

In diesem Abschnitt (der leider in der schwermühen Kantischen  
Sprache verfaßt, erst dann seinen Sinn berührt, wenn man ihn  
mit Fleiß und Sorgfalt studiert) wird auch recht deutlich, welche  
starke Antriebe diese Auffassung vom Menschen  
für eine sittliche Lebensgestaltung bildet Wie  
machtvoll muß der Gedanke daß das Subjekt des moralischen  
Handels heilig ist, daß der Mensch in sich etwas trägt das  
ewige Wesen hat Kant nennt dieses über alles irdische Ver-  
banntsein hinwegwirkende ewige Wesen im Menschen „Men-  
schheit“; das könnte man auch etwa bezeichnen mit „Mensch-an-sich“) in  
einem Manne wie Kant gewirkt haben, daß er der eine Ab-  
handlung über das rationale Wesen im Menschen geschrieben hat,  
zu diesen Sätzen kommt.

Daß auch der Deutsche Idealismus den Menschen so  
betrachtet, ist wohl bekannt In ihm wird das Wesen von dem  
polaren Gegensatz des Menschen zwischen ewigem und irdi-  
chem Wesen zu einer hohen Kraft philosophischer Lebens- und  
Weltanschauung Die Lebensanschauung der deutschen Philosophie und  
ihre Weltanschauung hat vornehmlich in diesem Glauben an das  
göttliche Wesen, das im Menschen unmittelbar wirkt, ihre Wur-  
zeln Fichte ist es gewesen bei dem dann dieser Glaube im  
besonderen im Gebiet der sittlichen Lebensgestaltung wirksam ge-  
worden ist.

Ich überlasse und durchlaß jene geistige Ordnung nicht, und  
da ich die Natur nicht als ein bloßes Chaos und Chaos und kann  
nicht den ganzen Kosmos verstehen als ein einheitliches Sein im Ver-  
hältnis über das Wesen des Menschen und die Natur Aber was ich  
nicht sein kann in der Natur der Natur und ich weiß denn  
nur ich selbst kann mich dazu machen und es wird mich unentbehrlich  
erleuchtet durch eine Natur die aus, aber nicht zu mir herabsteigt.  
So habe ich mit dem einen, das da ist, in Verbindung und nehme  
teil an seinem Sein...

Dieser Glaube verbindet mich mit sich selbst, derselbe verbindet mich  
mit allen endlichen Wesen wie menschen und ist der allgemeine Ver-  
mittler zwischen allen Das ist das große Geheimnis der unsicht-  
baren Welt und ihr Grundgesetz. 11).

Von einer andern Erlebnis- und Schaffensart her hat Goethe  
in seiner Auseinandersetzung mit denen die der Meinung waren,



daß uns Innere der Natur kein erschaffener Geist dringe, die Frage hingeworfen:

Ist nicht der Kern der Natur  
Menschen im Herzen?

Im Herzen alles Geschaffenen, Werdenden und Verachenden wirkt dieselbe ewige Weisheit, wie im Herzen des Menschen. Dies ist *ist loam ani* in einer anderen Form.

Und auch für Goethe, wie für die Wesen der Apamischaden liegt in dieser Erkenntnis ein praktischer Antrieb. Sein ewiges Wesen bindet den Menschen in die große Gemeinschaft aller Seienden. Es gibt eine Gottbruderschaft aller Dinaetief drinnen.

### 3

Von keinem deutschen Denker und Seher ist die göttliche Tiefe des Menschen mit so viel durchdringender Gewalt erlebt und gestaltet worden wie von Meister Eckhart. Wir dürfen deshalb seine Lehre sozusagen als das große Schulbeispiel germanisch-deutscher Auffassung vom Menschen des genaueren betrachten. Seine Redeformen und Bilder sind vielfach christlich. Aber der Gehalt seiner Lehre über den Seelengrund im Menschen ist schlechthin unchristlich und rein indogermannisch. Darum war diese seine Lehre vom Menschen auch einer der Hauptpunkte der gegen ihn gerichteten Anklageschrift.

Keiner hat so edle und hohe Töne erklingen lassen über die ewige Würde des Menschen wie er. Und doch ist sich Eckhart so gut wie klug, auch der andern Seite des Menschen bewußt. Er ist in der Tat hier der „Meister“, der nicht eine vom Leben abgezogene Lehre aufstellt sondern mitten in der geschehenen Wirklichkeit lebt und die Wahrheit schaut, weil er ganz lebt. Zudem hat er eine solche Fülle von Bildern und gestaltklaren Ausdrücken, daß er uns in der Tat Vorbild sein kann für die Vertiefung und Klärung unserer eigenen Erfahrung der Anschauung vom Menschen.

Schon die Namen, die Eckhart für das innerste Menschenwesen braucht, zeigen an, mit welcher tiefer Frömmigkeit er den Menschen erlebt und welche innere Kraft er aus diesem Erleben und die er dazu gewinnt. Das göttliche Franklein, das Hansterlein, das Herz der Seele, die Bura in der Seele, die Stute des Geistes, das Kleiderhaus Gottes, der adelige Mensch, homo nobilis<sup>2)</sup>. Er predigt z. B. „er den Iren Unser Herr Jesus an. hinauf in einen Batzkleiden.“ Dies deutet er so.

Ich habe Euch noch nicht gesagt, was der Zukastelen sei. Davon will ich jetzt sprechen. Ich habe ermann gesagt daß eine Kraft in Euch sei die allen freile. Zumeist habe ich gesagt es sei eine Kraft des Geistes und zuweilen es sei ein Licht in Euch zuweilen es sei ein Verstand. Ich sage aber jetzt es ist weder des noch das. Und doch ist es ein Was. Und das ist höher als des und das. Es ist höher der Himmel über der Erde ist. Darum kenne ich es nicht in einer edleren Weise als ich bisher getan habe. Aber es blüht herab selbst auf „Edele“ und „Weise“. Es ist darüber hinausgehoben. Es ist frei von allen Namen und aller Formen nach. Jedem und jedem mal, wie Gott lebendig und frei ist in ihm selber. Es ist so ganz und gar eines und einartig, wie Gott einer und einmalig ist, daß man mit keiner Bestimmung da hineinrathen kann.<sup>12</sup>

Man spürt es diesen Worten ab, wie er mit den Bezeichnungen für das, was er meint, ringt, bis er dann schenlich sagen muß, daß das, was er meine, über alle Bilder und Bezeichnungen hinaus liege. So unendlich tief ist es, so Gottartig.

Zu Zeiten nennt Eckhart dieses innerste Wesen auch „Gemüt“ oder die „Vernunftkraft“, das Haupt der Seele (dies ist wie intellectus die reine die Schau- und Urteilskraft des Menschen). Ab und zu braucht er auch einfach das Wort „Mensch“ oder „Mann“ „das Innere, das der Mann der Seele. Und dies ist die Vernunftkraft, das Haupt der Seele.“<sup>13</sup> Dieser „Mann“ ist der *homo rationalis* der lateinischen Schriften, der „edle, Mensch“. Der Ausdruck erinnert durchaus an den indischen Purusha, das übersteht ja auch einfach „Mensch“ oder „Mann“ heißt. Diese Benennung weist darauf hin, daß der Seelenarand bei Eckhart erlöst wird als der kraftlebendige Quellarand der Persönlichkeit. Es geht ja Eckhart, wie auch den indischen Weisen, nicht um verschwommene Gefühle und Erlebnisse, sondern um Menschen-gestaltung im höchsten Sinn, um das hohe Bild der göttlichen Natur, das im Menschen als ewiges Sein ist und zur Verwirklichung drängt. Ein bei Eckhart fast auffallendes Bild für die Seele findet sich in seiner Predigt vom „magdalenen Weibe“, wo er sagt, daß Weib der edelste Name sei, den man der Seele zusprechen konnte, viel edler als Jungfrau.

Doch der Mensch Gott in sich empfangen ist auf in solcher Empfänglichkeit erweist sich seine Jungfrau. Aber daß aber Gott sich nicht hat werden nicht in besser. Denn nicht bringen das heißt nicht danken nur eine Gabe, und daß die Seele in empfangender Dankbarkeit Jesus empfangen hat Gottes Vaterherz das ist die höchste Sache. Viel guter werden werden empfangen in empfangendem Maße und werden doch nicht empfangen von des Weibes Fruchtbarkeit. Gott zu erlösen. Darf die Seele werden und werden alle anderen daß der Mensch nicht ist und jeder davon wird. Denn ihre Fruchtbarkeit ist der Seele zu nichts nütze, wenn sie nicht dazu ein Weib ist mit ganzer Fruchtbarkeit.<sup>14</sup>

Der „Seelengrund“, wie Eckhart oft auch jenes göttliche Wesen im Menschen bezeichnet, ist also der Geburtsgrund im Menschen, vornehmlich auch der Geburtsgrund der Gottgegenwart selbst:

Aus demselben Grunde, daraus der Vater sein ewiges Wort gebiert aus dem wird auch sie (die Seele als Weib) eine fruchtbare Mitgebärerin<sup>10)</sup>.

Der Seelengrund, d. h. das ewige Wesen im Menschen ist „unerschaffen“. Mit diesem Wort hat Eckhart die Göttlichkeit dieses Wesens in besonderer Weise dar. Denn das unterscheidet ja die Kreatur von Gott, daß sie erschaffen ist. Dieses Unerschaffene und Ungeschöpfliche ist göttgleich, ist darum das Licht, mit dem der Mensch Gott wahrnimmt, wie er ist. „Mit diesem Teil ist die Seele Gott gleich und anders nicht“. Da ist Gott, er braucht nur erfahren zu werden. In der lateinischen Anselmische Schrift wird dafür der Ausdruck intellectus gebraucht. Diesen Ausdruck aber braucht Eckhart, um die im Menschen als solchem wohnende religiöse Urteilskraft zu bezeichnen, vermöge der er Gott unmittelbar erfahren kann ohne Mittler, ohne Wort, kraft seines eigenen innersten Wesens. Hier sehen wir, wie in der Anschauung vom Menschen die entscheidenden Stücke germanisch-deutschen Glaubens gegründet werden.

In diesem Vermögen atmet und blüht aller Enden Gott in aller der Freude und Wertschätzung, deren er bei sich genießt. Da ist so gar herrliche Freude und so groß. Froglachen, daß sie weder mit Gedanken mag begreifen, noch in Worten ausgesprochen werden. Denn der ewige Vater gebiert seinen ewigen Sohn in dieser Kraft ohne Unterlaß, also, daß die Seele mitebietet den Sohn des Vaters, und zwar sich als diesen selbst, wohn in der ungeteilten Kraft des Vaters. Welche einer ein ganzes Königreich und alle Schätze der Erde und ließ es lauern, Herzogen Gottes wegen, und wurde der ärmsten Menschen einer der jemals lebte auf Erden, und Gott schüttete nun Leben auf ihn, wie nur je auf einen, und er trug es alles geduldig bis an seinen Tod und da denn vergönnte Gott ihm einen Augenscheid, ihn so zu schauen, wie er in dieser Seelenkraft zu finden ist, seine Freude war so ohne Maß, daß all dies Leiden und Entbedrnen ihm hiermit noch zu klein erwähne. Und gönnte ihm auch Gott hernach nicht mehr das kleinste Stüchken Himmelreich, ihm wäre es dennoch genug der Freude!

Denn Gott wohnt in dieser Kraft als in dem ewigen Nun. Wäre der Geist Gottes allzeit gerannt an ihr, der Mensch könnte nicht altern. Denn das Nun, darin Gott den ersten Menschen machte, das Nun, darin der letzte Mensch vergehen wird, und das, darin ich jetzt spreche, die sind gleich bei Gott, da gibt es nur das eine Nun. Seht! Solcher wohnt im selben Licht mit Gott. Darum kennt er weder Leid noch Folgezeit, sondern nur die eine gleiche Ewigkeit.

Selbst als in die Wahrheit selber einbezogen ist alles  
 Menschlichem über die Dinge, so dass ihm kein Zufall  
 keine Lust ist, da er immer tragen er immer um einen "un-  
 nahe" - Mensch - ohne Unterbrechung - eine solche ständige Verwirrung ist  
 in dieser Stadt.

Aus diesen Sagen leuchtet ein frohlicher Glaube, spricht ein wunderbares Gegenwärtigen in einem ewigen Grunde. Diese Gott-mittelbarkeit ist der Grund des lichten Lebensglaubens der alabendigen Lebensberatung die überan bei Geburt durchbricht. Da ist kein unsicheres Warten nach, steht in 1744 deiner Schrift aber nach einem fernem weiter. Im ewigen Seelenrunde ist die unerschütterte feste Fort ist die unaussprechbare Wäre.

hier ist auch der Ort der Dienstadt in dem kleinen Schwei-  
gen und in der Ruhe des eigenen Grundes.

[illegible]

Sie sind die 21 Zeichen zwischen Gott und Mensch, die selbst noch Meiner wie Verborgene von Gott nicht erhalten haben, getrennt. Damit aber auch die Wirtenschaft Jesu Christi, der nur Eckart der „Verborgene Sohn Gottes“ ist, so wie wir aus Im Grunde ist jeder Mensch der Gott in der Tiefe seiner Seele recht erblickt ein 10'ter eingeborener Sohn Gottes anzugehen vom Vater selbst. Die 21 Zeichen der Verborgenen Jesu in der Welt wird damit zu einem kleinen geistlichen Sinnbild der Gottesverkörperung an den Menschen überhaupt. Und diese Merkmalen, das ist der von Eckart in vielen Abwandlungen immer wieder, die Zahl kann unendlich anders stattfinden als im 10'ten Eckart. Die Merkmalen Gottes in der Seele ist nicht vorhanden die Eckart des ewigen Gottes, schneidet in der Welt die sich an jedem nur vollzieht. Immer als jene einmal so, das die 21 Zeichen des Verborgenen Jesus in Betreffem ist die Eckart des Eckart in der ewigen Seele.

Der Vater aber sprach zu ihm: Du bist ein frommer Mann, und du hast die Sitten der Kinder der Welt angenommen. Ich aber habe dich nicht gekannt, und du wirst nicht zu mir kommen. Denn ich bin ein frommer Mann, und ich habe die Sitten der Kinder der Welt angenommen. Ich aber habe dich nicht gekannt, und du wirst nicht zu mir kommen. Denn ich bin ein frommer Mann, und ich habe die Sitten der Kinder der Welt angenommen.

nach weitergehen, er gebiert mich nicht allein als einen Sohn, er gebiert mich, ich und ich mit. Und zwar mich als ein Wesen und seine Natur.<sup>14</sup>

Sieben wir von der christlich bestimmten Redeform ab so haben wir hier dieselbe Lehre wie in den Aham haben, vielleicht mit dem Unterschied, daß die Erlebung der unmittelbaren Gottgemeinschaft in der Gotterwandlung oft vererbt und gesehen ist als dort, was im Bild der Gottheit gegenüber dem Bild der Schaul, das in Indo-Asien meistens gebraucht wird, ausgedrückt ist.

Sodennfalls müßten diese Sagen dem mittelalterlichen Christen-  
thum, wie überhaupt jedem Christenthum, unangenehm erscheinen.  
Sie nehmen deshalb auch in der Vermittlungsbulle eine beson-  
ders wichtige Stelle ein. Mit Recht. Denn diese Sagen  
verneinen mit einer ungeheuren Kühnheit den  
ganzen Anspruch des Christenthums, in Jesus  
Christus den Meister und Verheißer der  
Menschheit als den einzigen Weg zum Heile an-  
bieten zu können. Joseph Verubart, auch ein un-  
vergeßlicher Zeuge, daß in dem schon erwähnten Buch  
diesen Satzstand gut zusammengefaßt.

[illegible]

\*.) Zu sehen dem eingeborenen Sohne und der Seele ist kein Unterschied.



Bei Eckhart ist die religiöse Autonomie, die Eigenständigkeit des Glaubens, die aus der Gottunmittelbarkeit des Menschen entspringt, zwar in christlichen Redeformen, aber so entschieden widerchristlich verkündet, daß man nicht weiß, worüber man mehr staunen soll, über die Kühnheit, mit der hier germanisch-deutsche Substanz alle morgenländische Ebnologie beneitet, oder die Einfalt, mit der ein deutscher Mensch annehmen konnte, daß er dem Papst und seinen Ratgebern beweisen könnte, sein Christentum sei das einzig richtige. Dazu hätte die Voraussetzung erfüllt werden müssen, die Eckhart einmal in einer seiner Predigten nennt:

Wenn ihr mein Herz in euch hättet, dann wüßtet ihr wissen, daß ich wahr rede.

Auch mit diesen Worten nimmt er eine tiefe Erkenntnis lähn um ein Jahrtausend vormeg, daß nämlich die Wahrheit solcher Überzeugungen nur von dem ergritten werden kann, der desselben inneren Wesens und derselben Art ist. Wer dieser Art nicht ist, der wird nicht anders können, als solchen Entstellungen verständnislos gegenüberstehen. Wir aber stehen dankbar vor diesem gewaltigen Sieg germanisch-deutschen Glaubens, der schon im ersten Anlauf vollständig war. Und daß es ein unbeabsichtigter, ja unbewusster Sieg war, macht ihn um so größer. Denn dies ist ein lebendiger Beweis der Unzerstorbarkeit germanisch-deutscher religiöser Substanz.

So entschieden nun aber Eckhart die Göttlichkeit des innersten Menschenwesens betont, so klar ist er sich darüber, so gut wie Kant, daß der Mensch in seiner empirisch-irdischen Erscheinung, wie Kant sagt, „unheilig genug“ ist. Die Predigten Eckharts sind voll schwerwiegender Mahnungen, einen tapferen Kampf zu kämpfen gegen alles, was im Menschen klein und eng und fragwürdig ist, gegen alle „Sünde“, die er ja, wie wir gesehen haben, unabweisend ernst nimmt. Anders kann der Mensch im germanisch-deutschen Bereiche, wie überhaupt im indogermanischen, gar nicht angesehen werden.

Denn in keiner Weise lebt im indogermanischen Glauben das Bestreben, die Welt und den Menschen zu idealisieren. Ist doch sein Grundgefühl, wie wiederholt betont, ein tragisches. Wenn in diesem Bereiche dem Satz vom lundigen und verworfenen Menschen der andere gegenübergestellt wurde: „Der Mensch ist gut“, so ist er zu verstehen als Entgegensetzung zu jener Einsseitigkeit, die nichts Gutes mehr am Menschen läßt. Es soll nicht geleugnet werden, daß im Laufe der Auseinandersetzung dieser Satz auch verwendet wurde von Menschen eines leichtesten Optimis-

mas und von einer fatten Spießbürgersphilosophie, die sich gern über die Tragik des Menschseins und über die Notwendigkeit des Kampfes mit den Widermächten mit einer bequemen Halowahrheit wegtauschen wollte. Aber wer diese „Der-Mensch-ist-gut“-Spießbürgersphilosophie dem germanisch-deutschen Glauben anheften will, der kennt ihn nicht. Wir wissen, daß die Polarität zwischen göttlichem Sein und irdischer Tragwürdigkeit im Menschen, so wie er sich darstellt im Sein und Wollen, schwerlich groß ist. Wir wissen aber auch, daß diese Polarität ein göttliches Maß ist, aus dem der Mensch zum Siege macht.

Daß auch Eckhart diese Polarität des menschlichen Seins als ein göttliches Maß annimmt, zeigt uns eine kurze Analogie, die wieder einmal in die schaurige Tiefe seiner Gottes- und Menschenauffassung ein plötzliches Licht wirft. Selbst in dieser Polarität von reinem, ewigem Wesen und irdischer Verflechtung sind sich Mensch und Gott gleich. Die Gottheit weit erhaben über Zeit und Raum in reiner Göttlichkeit. Der Gott aber ist in der Welt, wo er wird und ent-wird. In seiner Bestimmtheit als „Person“ ist er gebunden an die Welt, die Gestaltung ist und Werden und Vergehen. Als der ewig Eine wohnt er im Urabgrund. So auch der Mensch. Sein Seelenarund in seiner tiefsten Tiefe ist der Gottheit gleich. Sein irdisches Wesen ist Verflechtung mit der Welt des Werdens und Vergehens. Nur daß der Mensch aus unbegreifbarem Schutal in diesem Werden und Vergehen schuldig wird, der Gott nicht — oder schreidt hier Eckhart nur aus Rücksicht auf seine christliche Tradition und Ahnabnung vor einer letzten Forderung zurück? Hier sind unergründliche Geheimnisse des göttlichen a-gardestet, deren ewiger Schimmer, sobald sie in das denkende Bewusstsein treten, von der Wolke dieses Bewusstseins überschattet werden.

4

Aus dem Vorausgehenden ist deutlich genug geworden, wo der unergründliche Gatte, die religiöse Unabhängigkeit und das Bewusstsein der Freiheit bei Eckhart und überhaupt im germanisch-deutschen Glauben verwurzelt sind. Wenn der Mensch ein ewiges Unerschüttertes in sich trägt und mit ihm unmittelbar im Gottesarunde wohnt, was kann ihn dann noch anfechten? Nach wenn er im schwersten Kampfe mit sich selbst und den ihn bedrängenden Widermächten steht. So ist durch diese Lehre von der göttlichen Tiefe des Menschen ein Grund gelegt für eine kraftvolle Lebensbejahung und Lebensgestaltung.

Aus dieser Erfahrung und Schau entspringt dann aber in erster Linie eine neue Herrung des Menschen. Der Mensch als solcher hat Würde, ewige unzerstörbare. Statt den Menschen immer schlechter zu finden, so tiefer man in seines Daseins Grunde dringt, bis zu jenem Kerne der unbedingten Verantwortlichkeit, wird hier mit wachsendem Wirklichkeitsinn trotz des Menschen undurchschaubarer Verdrängung der unantastbare göttliche Kern entdeckt und bejaht. Und in diesem Kerne wurzelt die Würde des Menschen die uns selbst das Gefühl der Freiheit, und bei der Betrachtung der andern das einer letzten Ehrfurcht gibt. Der Blick wird hier gerichtet auf jenen adeligen Menschen in uns, der da ist in göttlicher Leibhaftigkeit und der uns ruft und richtet, daß er Gestalt gewinne in unserem menschlich irdischen Dasein. Sein Irathesbedingtes „Du sollst“ ist schattende Gegenwart der göttlichen Macht in uns. Und unter Haupt verdichtet in Gemeinschaft mit ihnen, die uns schattend und bestend nahe sind.

Dies gibt uns eine feste Sicherheit und ein Geborgen sein auch durch alle Fehlschlüsse unseres Kampfes hindurch. So wird diese Anschauung vom Menschen da, wo sie als Leben und Wirklichkeit empfunden wird, ein Uebergrund starker Antriebe zum sittlichen Werden. Es ist falsch, wenn man meint, diese Lehre vom Menschen führe zu einer so fremden oder gar lebensfeindlichen Moral. Das Gegenteil ist der Fall. Es gibt keinen Menschen, der mit solcher Selbstverständlichkeit und Innerlichkeit uns in das Leben und den Kampf um die Weltgestaltung hineinzieht, wie dieser Glaube. Er ist ja doch Glaube an den Gotteskern in uns, der wachsen will und sich geltend in Leben, Wissen und That. Daher ist wiederum Eckhart ein lebendiger Mensch. Leben, Schaffen, Werken um des Lebens, des Schaffens, des Wirkens willen ist nach ihm Gottes Wille und so auch das Wesen des abendigen Menschen.

Wollt so kanten wir schön und schafft alles nur um feierliche  
oder anders er liebt uns der 2. ste, er schafft um des schaffens  
willen 21

Das ist des Gottes Natur, sein Wesen, sein Leben, seine  
 Einheit --) Wie steht ein ewig Schaffender da --), so soll auch  
 der Mensch wirken aus diesem seinem inneren Grunde. Wir  
 erinnern hier an das schon oben angeführte Stud

„Nun mag das Leben frohe tadelnd abte laug. „Warum lebst du“ mehn es an dem an. „errie wurde es nat sagen. „Ich leb, um zu leben.“ Das ist der wess das Leben aus seinem eignen Grunde lebt an seinem G. er hat diesem lebt es ohne an. Warum es lebt nur ab. verer sind viele man einen wahrhaften Menschen, einen der aus seinem eignen Grunde wohnt. „Warum

wirfst du deine Werke? Wenn er recht antwortete, würde er auch nur sagen „Ich wirke, um zu wirken“ 24)

Wirken aber bedeutet für Eckhart Gestaltwerdung des Willens Gottes, Formung des ewigen Bildes in uns, also im höchsten Maße sittliches Werden, das aus dem Glauben unmittelbar und notwendig entspringt. Schöner und wichtiger als bei Eckhart ist wob. selten ein edles Leben und Schaffen aus der unmittelbaren Ergriffenheit durch den göttlichen Lebensgrund im eigenen Innern begründet worden. Wer erlabt, daß in ihm der göttliche Funke lebt, daß der Gott in seinem tiefsten Grunde als sein ewiges Selbst da ist, der kann ganz dem Augenblicke und dem Werke leben, er lebt und wirkt doch im Ewigen, darum braucht er nicht nach dem umzuschauen, was daraus folgt. „Ich lebe, um zu leben, ich wirke, um zu wirken, ohne jealiche Zweckabsicht (sunder warumbe“, das ist die Haltung germanisch-deutscher Eitlichkeit, ist der adelige Lebensglaube, der im Leben und Schaffen selber allen Inhalt und alles Genüge findet. Wirken, Schaffen selbst sind Ausdruck letzter göttlicher Lebensbewegung, was bedurfte er also über sie hinaus noch mehr? In dieser Lust an der Gottlichkeit des Seins und Schaffens liegt die Kraft zu einem wahren Leben.

Eienhard hat dies so ausgedrückt

Sieh ein Geheimnis wech die Menge nicht  
In Tempels Thoren alacht ein ewig Licht  
So tut in jedes Herzens tiefstem Grund  
Als heil'ge Flamme sich die Gottheit kund,  
Ein unverleghar Ich ein ew'ger Kern  
Du, diene dieser Flamme diesem Herrn!  
Das, deutsches Volk! ist deine Tempelpflicht 25)

## 5

Wir haben hier noch einer dunkleren Seite des indogermanischen Glaubens an die Größe und Würde des Menschenwezens zu gedenken. Es kann keine Frage sein, daß aus ihr nicht selten ein überstarkes Bewußtsein von seiner Selbstherrlichkeit entspringt. Die ungebrochene Kraft, den Gottern verwandt, stellt sich neben und gegen die Götter. In der legende *Altindien's* ziehen die Heiligen durch ihre Bußgewalt Gottkräfte an sich, durch welche selbst die Götter auf ihrem Thron gefährdet werden. Und in der griechischen Welt haben wir die Gestalt des *Prometheus*, der sich in titanischem Übermut, jedoch im Dienste der Menschen, gegen Zeus erhebt. Auch durch den „Ebor der Thebaner“ in des Sophokles' *Antigone* klingt etwas von diesem Hochbewußtsein des Menschen

Angeheuer ist viel. Doch nichts  
Angeheuerer, als der Mensch 26).

So hat dann ja auch Goethe das Motiv des Prometheus wieder aufgenommen, sicher nicht um ein mythologisches Motiv neu abzuwandeln, sondern weil er in diesem Mythos sich selbst, wenigstens in einer bestimmten Epoche seiner Entwicklung und in einem Bereich seines Wesens, wieder erkannte. Darum läßt er den Prometheus zu Zeus sprechen:

Ich dich ehren? Wofür?  
Hast du die Schmerzen gelindert  
je des Beladenen?  
Hast du die Tränen gestillet  
je des Geängsteten?  
Hast nicht mich zum Kanne geschmiebet  
die allmächtige Zeit  
und das ewige Schicksal,  
meine Herrn und meine?  
Wahrest du etwa,  
ich sollte das Leben haßen,  
in Wunden liegen,  
wenn nicht alle  
Wundenraume reisten?

Hier sitz ich, arme Menschen  
nach meinem Bilde,  
ein Geschlecht, das mir gleich sei,  
zu leiden, zu weinen,  
zu genießen und zu freuen sich,  
und dein nicht zu achten,  
wie ich 27).

Auch in der nordischen Literatur taucht diese Menschenart auf. Man glaubt an die eigene Macht und Stärke, braucht seine Zuflucht nicht zu den Göttern zu nehmen 28). Mit Recht wird aber darauf hinarbeiten, daß man diese Haltung nicht ohne weiteres als unreligiös betrachten dürfe 29). Zwar kann sie unreligiös werden, sich verkampfen in eine Überhebung über alle überirdischen Gewalten. Aber im Grunde jener Menschen lebt etwas anderes als diese Vernennung nämlich das Wissen um die furchtbare Gewalt des Menschseins in seiner Tiefe, die Überzeugung von der Unzerbrechlichkeit eines vornehmen Manneswillens, von der Sicherheit der Substanzkraft, die da ist und die unbewußt doch zurückgerührt wird auf eine über den Menschen hinausgehende Macht, ob man nun von den Göttern redet oder nicht. Es ist letzten Endes die Erfahrung der in schweigender Gegenwart den Menschen tragenden und lenkenden göttlichen Gewalten. Es ist derselbe, von alten, überwundenen Gottesbildern befreite Mensch, der auch in Nieß-



isches Übermenschlichen Gestalt gewonnen hat. Prometheus, der Mann, der sich auf eigene Macht und Stärke verläßt, und der Übermensch Niessches, ja selbst die Epoche des deutlichen Ueberismus in ihrem Gesamtzusammenhang gehören letzten Endes zum Durchbruch des Menschen zu einer lebensunmittelbaren Selbstständigkeit, aus der erst wieder echter, der Tage gewachsener Glaube aufsprühen kann und neue Kraft zu sittlicher Gestaltung, gemäß den neu ersehnten Werten. Solches Wesen ist auch in Bindings „Geist des Menschen“ geschildert.

Du bist der Herr mein Geist  
und keine Herrschaft  
ist ohne dich. Vor dir allem  
sind Sterne golden ist die Liebe süß  
vor dir nur laßt das Licht.  
Es grünt der Raum. Du sprichst das All  
du taust das Meer und rauhst der Wasserfall.  
Es jagen Farben Züge sind beim Thron  
und Engel tragen himmlich dich davon  
Dir stehen die Eoten auf aus Erd und Schrein  
und wenn du willst, lüthwandelt das Gestein.

Vor dir erhebt der Raum. Es lebt die Zeit.  
Wenn du bist ausgedehnt in die Unendlichkeit  
und wirft nicht Natur wirft nicht Ende schauen.  
weil Natur nicht noch Ende vor dir ist.  
In Grenzenlosen nur bist du betrogen  
und bläst vergangener Jahrtausend ab  
wie eine Straße weiche du gezogen.  
Du greifst uns umgar wie zu einem Grab  
und hält den Kleinsten der die Hände faltet,  
an Thronen sitzen todesüberwaltet  
und überprünst das Grab.  
Hast Tod und Leben weisst du die Grenze  
und kennst Unterdacht und Niedergehen  
Du heisst Wetter Herber Wöller o weichen  
aus den Gewölben deiner tiefen Wüste  
und lässest sie ob deinen Fluren regnen  
und senkst sie in die Wetter rin  
die segnend und gewaltig zu begehren.  
Noch rings in Sonnenhit und Nachtbehüten  
läßt du Geheimnisse entsorgen stehen.  
Du triffst sie an mit Todesüberwachen  
und reißt sie wie Blumen von den Haen  
frohtod ob in Enden nur du darfst dir trauen  
und schaut es legend brach ihnen an.  
Wenn wo sie drohen dich zu überwinden,  
so ist du im Raum der Kraft dich starker finden.  
Es springen Zere fast schon schon entsinken  
die Seher die du wehren du stehst im Leben.  
Du bist noch una. Nach wach die Kraft Die Pönnat  
des Labprinzips halten dich nicht, Irrgang und Enge

tragen empor. Entschleiert drängen sich  
 Weiten zu deinen Knieen, deinen Hüften  
 du aber wendest dich, dich zu vollenden,  
 hin in die Tiefe deiner Ewigkeit  
 Was ist Eroberung noch? Unheilig wird die Beute  
 der tausend Tausendjahr Es quält das Heute.  
 Erschaffe, heilige, Schöpfer, Deine Zeit so).

Unreligiös wird eine solche Haltung nur dann, wenn sie sich mit „Grechheit“ verknüpft, wie Sophokles es nennt, d. h. mit jener frivolsten Überheblichkeit, die den Menschen entwürdigt da, wo sie von Menschen kleinen Formats übernommen oder nachgeäfft wird. Wie alles Halbe und Zwitterhafte wird dann auch diese Haltung „Gott los“. Fromm bleibt sie immer da, wo das Gefühl für das Unbegreifliche, das man ist und erlebt, wach ist. Denn dieses Unbegreifliche zieht den Menschen immer wieder hinein in die Gemeinschaft jener Mächte, deren Walten er in seinem eigenen Schicksal ahnt, und die jeder neuen Epoche neuen Glauben und neue Werte setzen.



## Neuntes Kapitel

### Germanisch-deutsche Gottschau

#### 1

Aus altnordischer Überlieferung ragt ein Mythos von unerhörter Größe in die christliche Epoche der germanisch-deutschen Geschichte herein. Es ist der Mythos von Ragnarök, vom Schicksal der Götter, der „Götterdämmerung“. Der Mythos ist fraglos heidnischen Ursprungs, wenn sich auch in die beiden Voluspas der eine oder andere christlich beeinflusste Vers verirrt haben mag. Er verkündet das Furchtbare, daß auch die Götter nicht ewig leben, daß auch ihre Welt so gut wie die der Menschen und der ganze Kosmos, in den ungeheuren Wirbel des Werdens und Vergehens hineingerissen wird. Die Schilderung von dem kommenden Untergang der Götterwelt ist echt germanisch. Sie ist durchdrungen von dem Gefühl einer Tragik sondergleichen. Unheimliche Vorzeichen kündigen den Untergang an. Er wird schließlich herbeigeführt durch einen ungeheuren Kampf zwischen den Göttern und den Widermächten, in dem alle zusammen untergehen <sup>1)</sup>. In der kurzen Eberintrede ist dies ganze Geschehen in eine Strophe zusammengedrängt:

Es steigt zum Himmel  
Im Sturm das Feer,  
Es stürzt aufs Land,  
Die Lust verlohrt,  
Schneesturm kommt dann  
Und scharfer Wind  
Dann ist das Ende  
Den Äsen gleicht <sup>2)</sup>.

Daß auch Götter untergehen, ist nicht nur nordische Anschauung; sie ist indogermanisch. Nach indo-arischer Überlieferung sind dem jetzigen Weltalter mit seinen Göttern andere mit andern Göttern vorausgegangen. Man hat dort schon sehr früh den Satz geprägt. „Und Götter stürzen von ihren Thronen“. Aber auch die griechische Götter Sage kennt den Sturz der Götterdynastien und

das Heraufkommen von andern. Doch ist der Untergang der Götter nicht das Ende. Eine neue Götterwelt und nach nordischer Überlieferung wohl auch eine neue Menschenwelt steigt empor. Der Kreislauf des Werdens beginnt aufs neue.

Seh aufsteigen  
Zum andern Male  
Land aus Fluten,  
Fruch ergütend:  
Galle schäumen,  
Es schwebt der Aar,  
Der auf dem Felsen  
Fische weidet \*).

Einer erkand  
Höher als alle,  
Es nährte ihn  
Der Erde Kraft,  
Den bebrütet Herrscher  
Sie hen sie ihn,  
Durch Sippe verwandt  
Gmütlichem Völk.

Dann kommt ein andrer,  
Der allerbebrütet  
Nimmer mag ich  
Zu nennen ihn,  
Wenige ihn  
Weniger vortwärts  
Als bis Walwater  
Dem Wolfe naht \*).

Auch dieser Mythos vom neuen Weltalter und den neuen Göttern ist in seinem Grundgehalt fraglos urindisch. Denn er ist, wie ein Vergleich mit Indo-Irien und Griechenland, vielleicht auch mit Persien beweist, urindogermänisch.

Man hat vom christlichen Standpunkt her mit Recht die Frage aufgeworfen, ob denn Götter, die vergehen, wirkliche Götter seien; wie man von dort her auch Anstoß daran nehmen mußte, daß im Nordischen kein wurzelhafter Unterschied zu finden ist zwischen Göttern und Menschen. Besteht die Göttlichkeit eines Gottes nicht eben darin, daß er ganz anders ist als die Welt und die Menschen, daß er unverändert und ewig in allem Werden und Vergehen besteht? Dem so Fragenden mag es scheinen, als ob die Germanen überhaupt Götter im wahren Sinne nicht gekannt hätten, und daß sie erst durch das Christentum zu einem „wirklichen“ Götterglauben gekommen seien. Aber wer so fragt, der staat am Weien des germanischen Menschen und an seinen Grundüberzeugungen vorbei. Einmal unterscheiden sich seine Götter ja darum nicht im tiefsten Weien von den Menschen, weil des Menschen Fieje derselben Art ist, wie die der

Götter, nämlich göttlich. Immer hat ja der indogermanische Mensch sich gottverwandt gefühlt. Aber nicht, weil er die Götter nicht als Gotter, sondern weil er den Menschen als göttlich erlebte, wie wir das im vorausgehenden Kapitel erwiesen haben.

Die Götter aber, d. h. die Gottergestalten, wie er sie verehrt, sind ihm nicht ein unbedingt Festes, sondern eine Erscheinungsform der ewigen Gottkraft, kraftlebendige Gestaltwerdung der Gotturmacht, die keinen Namen trägt und auch keinen Namen braucht. In der Gestalt, der innerlich erlebten, eines Odins, eines Thors, eines Baldurs, einer Frigg tritt der Fromme auf je- weils besondere Art mit der Gotturmacht in Verbindung. Selbstverständlich sind diese Gestalten für ihn nicht nur Gestalten seines Innenlebens, also subjektive Formungen bestimmter Erlebnisse. Das wäre modern psychologisch gedacht. Es sind für ihn wirkliche Gestalten, göttlich-kosmische Wesenheiten, die im Weltall und in der Geschichte walten und wirken und überall einatreifen. Es sind Natur- und Persönlichkeitsmächte von bestimmter Art, die in einem gewaltigen Reiche herrschen, zu dem auch die Menschenwelt gehört. Wirkliche Götter sind sie darum, weil durch diese Gestalten hindurch eben ewige Gottmacht sich kundtut und den Menschen ergreift, ihn führt, ihn trägt und ihn am Ende aufnimmt. Sehen wir für einen Augenblick von der uns so schwer nacherlebbaren mythischen Form jener nordischen Gotterwelt ab, die zu einer andern Phase des religiösen Bewußtseins gehört als die unsrige ist, und suchen wir das Wesen jener Gotter zu erfassen, so stoßen wir auf eine Überzeugung, die wir überall im germanisch-deutschen und im indogermanischen Raum antreffen. Diese aber ist die Erfahrung und der Glaube an die Gestaltwerdung der letzten Wirklichkeit in der Welt der Kräfte und der Erscheinungen. So sind Odin, Thor und die andern solche Gestaltwerdungen in der Natur, in der Geschichte und im Innenleben des Menschen. Dabei ist es von keiner Bedeutung, ob das Wesen dieser Art von Gott-erleben jenen Frommen theoretisch klar war. Wahrscheinlich blieb das Wissen und Gefühl für das Verhältnis von Gottergestaltung und Gotturmacht für sie weithin im Unbewußten.

Wenn unsere Abnen im Sturmwind wie im Toben der Schlacht Wodan oder Odin erlebten, so war dies nicht einfach eine Gestaltung ihrer subjektiven Erlebnisse. Es war die Ab- dung der ewigen Gottkräfte im Sturmwind und im Kampfesmat, die Erspürung von der Gottmacht Walten die in dieser Form den Menschen begegnete. Sturmwind ist hier nicht einfach



bewegte Luft. Er ist diesem Glauben Gottbewegung, ewiges Schaffen. Und wo Kampfesmut, Lenktrast in der Schlacht, Siegeslast oder Starthleiben in Niederlage erlebt werden, ist nicht nur der Mensch als solcher beteiligt sondern die schaffenden Armachie in ihm. Da, wo Geschichte großen Stiles geschieht, wo Entscheidungen über ganze Völker und Jahrhunderte fallen durch große Männer und die Vielen, durch Manneswillen und durch geheimes Schicksalswalten, da sind die Götter selbst am Werke, jene schaffenden ewigen Mächte, in deren Gemeinschaft und Gewalt der Mensch lebt, kämpft und leidet, stirbt und doch nicht untergeht. Und um jene Mächte, die der göttlichen Armachie Welt und Wille gewordener Ausdruck sind, legte sich für das Erleben und die innere Schau jener Menschen die Hülle einer Göttergestalt, damit sie ihnen menschlich nahe sei. Dies ist das geheimnisvolle Weben der von Gottmacht berührten Menschenseele. Ohne ihren Willen und ihre Absicht stiegen aus der Tiefe des Geburtsgrundes in der Seele jene Gestalten ins Licht der Sonne und des Bewußtseins — Götter im wahren Sinn des Wortes. Denn die Tiefe der frommen Seele ist ebenso der Geburtsgrund Gottes, wie die Tiefe der Welt oder des Seins überhaupt, aus der die Weltgestalten emporsteigen und in die sie wieder versinken.

Wir formen und gestalten nicht mehr so, wie unsere Vorfahren, weil wir nicht mehr mythisch erleben. Unser Bewußtsein schafft und bildet die Gottgestalt anders. Es wäre ein Waa in religiöse Verflachung, wollten wir versuchen, jene mythologischen Gestalten wieder ins Leben zurückzurufen. Wir dürfen nur ihren Sinn deuten, die ihnen zuarundliegende Wirklichkeit innerlich erfassen. Die Gestaltwerdung des Gottlichen im menschlichen Bewußtsein ist der Wandlung unterworfen. Wir versuchen, in Begriffe und Worte zu fassen, was wir an göttlicher Gegenwart erleben. Aber die Gottmacht ist dieselbe, die Gottesbilder nur haben sich gewandelt. Dies ist der Gestaltwandel der Götter<sup>9)</sup>. Die Meinung, daß, weil wir in Worten und Begriffen bilden, wir der Wahrheit näher seien als jene, die in mythischen Gestalten schauten, ist überdehliches Nichtwissen. Nicht wahrer schauen wir den Gott, nur anders. Und während wir den Mut gefunden haben, vielleicht den überleben, jene Gotturmacht, aus der die Gottmächte und die Gottbilder emporsteigen, mit Worten zu benennen, verharteten unsere Vorfahren darüber in heiligem Schweigen.

Daß sie, ob betruagt oder nur in schweigender Ahndung, an diese Gotturmacht geglaubt haben müssen, läßt sich eben aus dem Mythos von Ragnarök erschließen. Die Weltesche, das ist das ganze Sein und Werden, ist „jener Baum, von dem

feiner weiß aus welcher Wurzel er wächst", an dem Oben selbst hinauf, neun Nächte lang. Und eben diese Wurzel, die in schweigendem Geheimnis verborgen bleibt, ist der ewige Lebensgrund, aus dem nach indogermanischer Aelterlieferung der Weltenbaum wächst. Northin, in jenen Lebensgrund, welcher abgrundige Gottarmacht ist, sinkt die Welt und sinken die Götter in Ragnarök zurück. Von dortüber steigen neue Götter und neue Welten empor aus Licht eines neuen Weltentages, bis auch über ihn wieder die Dämmerung der Ewigkeit hereinbricht. Dieser Lebensgrund, diese Gottarmacht ist die Gottheit Edeharts, die im Abgrund ewiger Ruhe ruht als Duckerund und Heimatort alles dessen, was wird und vergeht und wieder aufersteht.

Da alle Kreaturen ihn aussprechen (b b durch br Dolcin von ihm hünden) da wird Gott. Denn ehe die Kreaturen da waren, war auch Gott nicht Gott. Wohl aber war er Gottheit.

In diesen Sagen Edeharts ist das tiefe Problem in denkender Form angedeutet, das im nordischen Mythos von Ragnarök sichtbar gemacht ist. Die große Wahrheit, die uns der Mythos lehrt, ist diese: Welten und ihre Herrscherkräfte, Götter und Götterbilder kommen und vergehen in gewaltigem Rhythmus. Die Gottarmacht bleibt ewig und wirkt ohne Ende Religionsformen und Glaubensarten kommen und vergehen, der Grund aber, aus dem sie aufsteigen, bleibt, die Kraft der Gotterfahrung und Gottgestaltung schafft ohne Aufhören im Menschen. Denn Gottheit ist allgegenwärtig und des Weltwirkens ist kein Ende.

Auch dieser Glaube ist durchdrungen von Traut, aber auch von heldischer Art. Hier gibt es kein anhaltendes oder gar verzweifelteres Haltenwollen der sich wandelnden religiösen Formen und Vorstellungen. Der nordische Mensch weiß, daß „ein Ende gesetzt ist den Aien“. Aber dies bekümmert ihn nicht. Er weiß, daß sein Götterleben zwar die Formen wandelt, daß es aber trotzdem wirklich ist und durch die wandelnden Formen hindurch ihn mit letzter Wirklichkeit ernt. Denn so ist es Wille der Gottheit. Und dies ist ewige Bestimmung des Menschen, das Gestalten zu ihm kommen in Werdelust und wieder vergehen in heldischer Gelassenheit. Er liebt sie darum nicht weniger. Er läßt in sich formen und formt mit Hingabe, denn alle Formwerdung ist zugleich Gotterwerdung. Aber er klammert sich nicht an die Form, sei es Götterbild, Begriff oder Wort. Sie sind nur für eine Zeit. Und eine andere wird neue gebären aus dem unerschöpflichen Grund, der im Menschen quillt, aus dem

Gottabgrund Diese Freiheit, Weite und Gelassenheit im Ringen um religiöse Gestaltwerdung, die germanisch-deutsche Gottschau so radikal von morgenländischer unterscheidet, ist tief gegründet. Ihre Wurzel ist der unerschütterliche Glaube an den ewig schaffend-gegenwärtigen Gott. Das ist der Sinn von Ragnarök.

## 2

Die letzte Wirklichkeit in der germanisch-deutschen Gottschau ist Leben, ist Wille, ist Werden, ist Tat. Sie kann gar nicht anders als wirken und schaffen wollen. Sie ist „ein Quillendes und Wesendes“, das gestaltete Wirklichkeit werden will, wie es der „deutsche Theologe“ des „Buchleins vom vollkommenen Leben“ sagt:

Und eben dieses will Gott verwirklicht und bestätigt haben. Denn dazu ist es da, daß es ausgemirkt und umgeirrt eben werde. Was sollte es auch sonst? Soll es muma sein? Was wäre es dann nütze? So wäre es ebenso gut es wäre nicht ja besser! Denn was nützend-wozu gut ist, das ist überflüssig, und solches will Gott und die Natur nicht. Nun also Gott will es verwirklicht und bestätigt wissen und das kann ohne Kreatur nicht geschehen. Ja gab es nicht dies und das, gäb es keine Auswirkung, keine Wirklichkeit oder wie man es nennen will was wäre aber sollte dann Gott auch selber, oder wessen Gott wäre er? —).

Um wuchtigsten ist von Eckhart Gott als Leben, als Wille, als Werden und Tat gefaßt worden. Und in seinen Predigten und Abhandlungen malt diese Erfahrung in machtvollen Bildern und Worten auf. Gott ist ihm „ein vor Leben innerlich lechender Gott“, der in diesem unaussprechlichen Lebensschwung die „Creaturen“, d. h. die ganze gestaltete Welt in die Erscheinung wirft, trotzdem aber in ihnen bleibt als ihr eigentliches Leben und Wesen.

Es muß ein gar kraßvolles Leben sein, in dem tote Dinge lebendig werden. In dem selbst der Tod ein Leben wird. Gott, dem stirbt nichts, alle Dinge werden lebendig in ihm ).

Für Eckhart ist ja alles, was ist, vom Gottesleben gleicherweise durchdrungen.

Da ist Gott also voller Lust in dieser Gleichheit (in der gleichen Gottesfülltheit der Dinge), daß er seine Natur und sein Wesen allzumal in ihr bargesst in ihm selber. Das ist so voller Lust und voller Genüge, daß es unaussprechlich ist. Gerade so, wie wenn er in ein Ross laufen läßt auf grüner Heide, wo es ganz eben und gleich ist und es nun des Rosses Natur ist, daß es sich ganz ausgösse mit aller seiner Kraft, in t Springen auf der Heide, das wäre ihm Lust voll und entspräche seiner Natur. Also ist Gott voller Lust und voller Genügen, wenn er Gleichheit findet (d. h. Nögel fliehet, sich gleicherweise in alle Gestalten auszugießen, dadurch er seine Natur und sein

Wesen ausgehen kann in diese Gleichheit, da er die Gleichheit selber ist \*).

Wahrhaftig ein kühnes Bild für einen christlichen Theologen: der schattende sich selbst in den Kreaturen darzustellende Gott, der wie ein Roth auf der grünen Heide der Welt jagt und seine Gottkraft im Schatten und Werden, in lustvollem Genußfinden ausübt. Das ist germanisch-deutsches Gottempfinden und Gottschau in wundervoller, artentstammter Bildhaftigkeit.

Der Gott wirkt, indem er wirkt und schafft, d. h. sein unfählich ewig-überweltliches Wesen nimmt Gestalt an, göttliches Persönlichkeitswesen entsteht jener göttlichen Urnebel Welt Lebendiges, der Mensch, in dem das Göttliche wieder zurückkehrt zu sich selbst. Aus dieser Gottschau entspringt der Ausdruck vom „werdenden Gott“, der ja dem Sinne nach wie wir leben, schon bei Eckehart auftaucht \*). Er bleibt deshalb wirkend in allem, ja er ist alles, wo etwas gescheht: ist er dabei, inner-seiend, wirkend und lenkend, vermend und gestaltend. Kein Staubechen und kein Stern ist ohne ihn. Kein Atom und keine Zelle. Er wirkt in ihnen als die Kraft und die Ordnung. Ewig wird er so als Weltmacht und ewig verachtet er. Gott ist in allem ewig da und bleibt doch über allem unwandelbar.

So ist in ihm alles eine große Einheit.

Gott kommt allen Dingen gleich zu, und sofern sie aus Gott fließen sind sie alle gleich. So Engel, Heiligen und alle Creaturen: sind sie gleich aus Gott in ihrem Ursprunge. Von Vornehmen. Der die Dinge so nimmt der nimmt sie alle als gleich. Und so man selbst in dieser Sicht in der Welt als gleich sieht: so ist Gott in einem Sein, noch viel größer. Wer eine Waise nimmt: so wie sie ist. Gott ist dem ist sie viel edler als der Waise Engel: wenn man ihn nimmt: wie er an ihm ist, ist d. h. ohne ihm ist. Also sind alle Dinge gleich in Gott und sind Gott selber \*).

Mit kühnem Glaubensmut wird hier die Einheit von Gott und Welt gelehrt: die einen radikalen Umsturz der Weltanschauung bedeutete: wie sie im Christentum und gerade auch in dem aristokratischen Klosterbau der Scholastik von dem Eckehart doch herkommt, dem indo-germanischen Wesen als unbedeutend auf die Augen zu werden sollte. Woher kam diesem Prediger im Nonnenkloster solche Schau und solche Einheit, wenn nicht aus dem sehr offenen Bewußtsein der germanisch-deutschen Seele, die, angereichert vom Christentum und angereichert von der verwandten Schau des späten Griechentums, Welt und Gott artfremd gewaltig neu erlebte?

Dieser Glaube an das Weltwerden Gottes ist ja, wie wir schon wissen, urindo-germanischer oder jedenfalls indo-germanischer Gemeinbesitz. Am klarsten hat er sich trüb im indo-germanischen

Bereich herausgestaltet, in jenem uns schon bekannten Puruscha-Lied und vor allem in den Upani haben und in der Bhagavadgita. Es ist derselbe Gedanke, der bei Goethe diesen Ausdruck findet:

Im Namen dessen der sich erst erschuf  
von Ewigkeit in schattendem Beruf

und dann vornehmlich in seinem Gedichte: „Eins und Alles“

Und umzuschaffen das Geschaffene  
damit nichts nicht zum starren Waisne,  
wird etwas lebendiges Tun.  
Und was nicht war nun soll es werden,  
zu reinen Sonnen farbigen Erden.  
in keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,  
erst sich gestalten dann verwandeln,  
nur sichtbar steht's Momente still  
Das Ewige regt sich fort in allen,  
denn alles muß in nichts werden.  
wenn es im Eern bebatten will + 1.

Es darf hier noch ein Hinweis auf die praktische Auswirkung dieses Glaubens gegeben werden: aus ihm erwächst eine Sittlichkeit der All-Liebe besonderer Art. Jedes Wesen ist in Gott verwurzelt in seinem tiefsten Grunde von ihm durchdrungen. Darin besteht ihre Gleichheit in Gott, und sie bindet Wesen an Wesen durch den ganzen Bereich der Schöpfung. Aber trotzdem wird die Verschiedenheit ihres empirischen Daseins nicht geleugnet, ja im Gegenteil, sie wird klar gesehen und betont, wie z. B. in der Bhagavadgita der Nachdruck, der auf dem reinen Blute liegt, deutlich genug zeigt. In ihrem Innersten, Ewigen sind alle Wesen gleich. Das ist ihre Würde. Darin wurzelt unsere Liebe zu ihnen. Aber durch ihr empirisches Sein ist ihnen ein bestimmter Platz in der Weltordnung gegeben. Und dieser ist verschieden. Wiederum liegt in dieser Spannung zwischen All-Liebe, die in der Gottschau gearundet ist, und dem Wissen um das strenge Bestimmte durch die Ordnung der Welt eine gewaltige Dynamik des sittlichen Gefühls und der Lebens- und Weltgestaltung.

Ferner aber strömt aus dieser Gottschau, die den ewigen Gott in der Welt im unendlich großen Auf und Ab des Lebens erschaut, eine unendlich tiefe Daseinslust, die mit Gelassenheit sich verbindet mitten im Kampf und allen Wechselfällen des Lebens. Es ist die Gelassenheit, die Goethe meint.

Und alles Drängen, alles Ringen  
Ist ewige Ruh in Gott, dem Herrn.



So mündet schließlich dieser Glaube in ein Gefühl tiefer Geborgenheit. Denn aus die er ewigen Wirklichkeit kann nichts fallen. Was auch geschehe, ja wie wir selbst auch uns entfalten, eines bleibt bestehen. Der „Allumfasser, der Allhalter“ läßt uns nicht aus seiner begrenzenden und lenkenden Gewalt. Wir sind immer seines Wesens, seiner Gegenwart, seiner Gemeinschaft versichert — wie auch alles, was ist.

Gottes ist der Orient,  
Gottes ist der Okzident,  
Nord und südliches Gewände  
Ruh'n im Frieden seiner Hände

### 3

Hier tritt uns das Problem entgegen, das in der theologischen und philosophischen Auseinandersetzung als das der Immanenz und Transzendenz bekannt ist, d. h. der Gott als der Welt Inneseiender und als der über die Welt Erhabene. Die christliche Theologie scheint sich damit abgefunden zu haben, daß hier nur ein Entweder-Oder statthabe. Germanisch-deutsche und überhaupt indogermanische Gottschau aber läßt hier kein Entweder-Oder zu. Werden Immanenz und Transzendenz als reine Entgegensetzungen gefaßt, so scheint uns das eine Unterwerfung aus falscher Sicht. Die ewige Wirklichkeit, ja die Wirklichkeit überhaupt, ist beides. Es gibt keine diesseitige, d. h. im Irdischen erscheinende und fernde Wirklichkeit die nicht auch ein „Jenseitiges“, d. h. ein Inneseiendes, einen Lebensgrund, ein unsterbliches Sein, ein ewiges Wesen in sich trage. Oder anders: Sie ist nur, weil sie ewigen Seinsgrund hat. Religiös ausgedrückt: Sie ist, weil Gott in ihr wohnt. Ohne ihn wäre sie nicht. So auch wir selbst; so die ganze Welt; so alles. Wo wir im Wirklichen sind, sind wir zugleich im „Diesseits“ und im „Jenseits“. So auch Gott selber. Wo er ist, ist er immer immanent und transzendent. Das heißt, er ist immer da als der tragende Lebensgrund, als die lenkende und schaffende Gewalt, als das „Innere“ der Wirklichkeit. Und er ist doch zugleich über dem allem in seiner rein ewigen Gottkraft. Er ist der Wandellose im endlosen Wandel, die ewige Ruhe, wo Welten kreisen und All um All entsteht und vergeht, über dem Weltlauf wachend und doch in ihm wirkend und werdend. So wie wir ihn auch unmittelbar in unserem eigenen Wesen, wenn wir dieses in der Tiefe fassen, erkennen.

Der immanente, das ist der inneseiende, werdende Gott, ist eine Seinsweise der letzten Wirklichkeit. Er wohnt, um indogermanische Ausdrücke zu brauchen, in der Herzenshöhle eines

jealichen Wesens, er ist das lebendige Selbst der Welt. Aber er ist doch nicht nur Welt und Werden und Vergehen, sondern über allem in jeder Hinsicht. Diese Wesenspolarität erst macht das eine allumfassende Wesen des Gottes aus. Ein Gott, der ganz in der Welt untertaucht, wäre kein Gott. Der Gott muß auch weltweltlich transzendent sein, denn seine Überweltlichkeit ist die Nabe und Zuflucht da, wo der Weltlauf endet und das Weltverhangnis ausmündet in unendliches Bestreben.

Schon in ältester, indoeuropäischer Zeit haben Dichter und Denker versucht, diese Gedanken sinnbildlich darzustellen. Der Purusha, der Urastimmensch, der in die Welt sich darzustellen hat, rart doch, wie es in dem Purusha Lied heißt, nach allen Seiten über die Welt hinaus. Ja, „was Gewordene ist nur ein Viertel von ihm. Dreiviertel sind das Jodowa, dort im Himmel.“ Auch wird der Urast der Lumbauer oder der U-fasser der Welt genannt. Wahrscheinlich ist dies schon die Bedeutung des Gottesnamens Varuna, des altarischen Himmelsgottes. Jedenfalls aber wird der Gott so in den Upanischaden aufgeführt:

Die ihn als Herren erkennen, der höher ist als jenes (das Weltall), höher noch als brahman, der ~~hervorragt~~ den sechs habenden der in jedem Körper in den letzten ganz verkehrte ~~schaut~~ ihn, des ganzen Weltalls Einen umfasser — die sind todlos“.

Aller erscheinenden Wirklichkeit innere Lebenskraft ist er, und doch ist er noch über dem allem, ist ewige Wirklichkeit. Der Gott ist welt- und zeitjagewandt und doch auch wieder von diesem Erdbaren was dem Ubarund des ewigen Seins zu. Besonders tief hat die Bhagavadgita dieses Doppelsein des Gottes erfasst und gestaltet.

Hier, wie auch sonst da und dort im indogermanischen Bereich, wie z. B. bei Edhart, tritt der der Welt zugewandte Gott als perculicher Gott auf, zu dem der Mensch Du sagen kann, der ihm in Lebender und helender Gemeinchaft bezaugt. Aber jener „Andere“ wie ihn schon die Schwetachwatare Upanischad nennt, kann nicht mehr unter dem Namen „persönlich“ erlebt und gefaßt werden. Edhart nennt ja, wie wir wissen, jene ganz andere, unbedingte transzendente Seinsweise Gottes die „Gottbeit“ gegenüber dem Gott, mit dem man in Ich-Du-Gemeinschaft treten kann.

Nun will ich etwas sagen, was ich nie gesagt habe. Gott und Gottbeit unterscheiden sich wie Himmel und Erde. Gott wird und ent-wird. Ehe die Creaturen da waren, da war Gott nicht Gott. Er war, daß er war“).

Dies ist die Gottbeit. Die Gottbeit aber ist ewige Nabe, ist unbegreiflicher Werensabgrund. Und die höchste Liebe zu Gott

ist die Liebe zu diesem ewig Unbegreiflichen, das in schweigender Ehrfurcht und in stillem, selbstvergessenem Leben verehrt wird.

Denn minnst du Gott als „Gott“ (d. h. als den Gott, zu dem man beten kann, von dem man Hilfe erwartet, den Gott des landläufigen, frommen Lebens, als den Geist (d. h. den Gegenstand deiner Ver-  
nunft, als Person und Bild so mag das alles hinab. Wie soll ich ihn dann minnen? Du sollst ihn minnen, wie er ist, ein Nicht-„Gott“, ein Nicht-„Geist“, eine Nicht-„Person“, ein Nicht-„Bild“ mehr noch, wie er ist als ein lauterer, purer, klarer Eins, gelindert von auser Zweithet. Und in diesem Eins werden wir ewiglich versinken von nichts zu nichts“).

Dieses Nichts ist nicht ein Nichts im Sinne einer Negation, sondern ewige, unbegreifliche Wesensfülle, die aber ohne Gestalt, ohne Bild, ohne Person, ohne irgend welche Unterscheidung ist die wir vernunftmüßig fassen können, eine Wesensfülle, aus der trotzdem alles wird und in die es ent-wird.

Gott sei Nichts, sagte Dionysius. Daraus kann man daselbe verstehen, was Augustinus so ausdrückt: Gott sei Alles. Das bedeutet an ihm ganz es nichts und wenn Dionysius sagt „Gott ist Nichts“, so bejaht das irgendwelche „Dinge“ weil es bei ihm nicht! Deshalb muß der Geist hinausstreiten über die Dinge und alle Dinglichkeit, über die Gestaltungen und alle Gestaltigkeit, selbst über das Denken in seiner Wesensgeartetheit, dann wird in ihm angedeutet die volle Wirklichkeit der Seigheit, die als Wesensbehalt nur zukommt der Schaffenden Vernunft“).

Die Ewigkeit Gottes, die Gottheit gegenüber dem Gott, mit dem man Ja-Du-Gemeinschaft haben kann, sprengt alle Begriffe. Ihn „unpersönlich“ zu nennen, ist ebenso unzulässig wie von ihm als dem „persönlichen“ zu reden. Hier ist eben ein anderes Sein, ein irgendwie noch abstrakteres, aber nie bearbeitbares. Sobald der Mensch versucht, es zu fassen und zu nennen, entflieht es seinem Griff in den Abgrund eines unerforschlichen „Aberseins“, um einen Ausdruck aus der späteren neuplatonischen Mystik zu brauchen, in den der Mensch in festsam-schaurigen Augenblicken innerer Schau erschrocken hinunterstürzt, ehe ihm Denkbewußtsein und das Sein der Welt wieder den Schleier über jenes Urgeheimnis decken.

Dieses eine ewige Wesen ist der Ort, wo alle Entgegensetzungen zusammenlaufen. Welt Überwelt, Person, Nichtperson, Transzendenz, Immanenz, planender Wille, urgründiges Werden, sinnhaltiges Geschehen und „der Sinn, der nicht mehr ersonnen werden kann“, ja, gut und böse. So nichtig diese Unterscheidungen für das Denken, die Lebensgestaltung und das Werden sein mögen, hier sind sie unbegreiflich ineinander zusammengefaßt. Wie wir die Welt erleben und wo wir sie denkend betrachten, da fallen diese Entgegensetzungen für un-

ferre Vernunft in schroffe Widersprüche auseinander. Keimlogisch konnten sie nicht vereinigt werden. Wollten wir unsere menschliche Vernunft über diese letzten Fragen entscheiden lassen, so müßten wir zu einem Entweder-Oder kommen oder im Zwiespalt der beiden verzweifeln. Zu der Fülle und Tiefe deutschen Glaubens aber gehört das Erleben und Vertrauten der gewaltigen Spannung, die durch jene Entgegensetzungen geschaffen wird, die zwar logisch und sittlich zurecht bestehen, die aber in einer ganz in die Tiefe bringenden religiösen Ergründung sich vereinigen. Aus dieser Spannung ergibt sich die schöpferische Dynamik, die immer wieder in Deutschem Glauben und deutscher Gottschau sich kundthut. Sie wurde zerstört, wollte man diese Spannung theologisch auflösen. Auf die Dauer kann sie allerdings immer nur getragen werden durch einen ganz lebendigen Glauben an das unermesslich tiefe, allumfassende Wesen letzter Wirklichkeit.

Gott wohnt in einem Dicht,  
zu dem die Bahn gebrochen,  
wer es nicht selber wird,  
der sieht ihn ewig ruhn.

Angelus Silesius

#### 4

Aus welcher Quelle stammt nun aber diese germanisch-deutsche Gottschau, die inmitten des Christentums von der christlichen so grundverschieden ist und die wir in ihrem Kerne als die unsrige anerkennen?

Man kann natürlich auf die geschichtlichen Zusammenhänge hinweisen, in denen ein Eckhart, ein Goethe, der Deutsche Idealismus usw. stehen. Keiner, auch der Größte nicht, steht für sich, immer gehört er irgendetwas in einen Gesamtzusammenhang. Daß aber diese geschichtlichen Zusammenhänge keine Erklärung für die Herkunft der deutschen Gottschau sind, geht schon daraus hervor, daß ja alle die Genannten in einem viel engeren und unmittelbaren Zusammenhang als etwa mit dem Neuplatonismus oder mit dem Griechentum überhaupt, mit dem traditionellen Christentum standen. Trotzdem haben sie nicht die Zentralwahrheiten des Christentums als die für sie maßgebenden angenommen.

Schon die Tatsache, daß sie mit einer so großen Selbstverständlichkeit die Grundideen verwandter indogermanischer Völker bejahten und das traditionelle Christentum ablehnten, weist auf die eigentlichen Quellen dieser Gottschau hin, nämlich auf die artverwandte, religiös schaffende Substanz, auf die art eigene Gottes-

erfahrung. In Wahrheit kann ja der Mensch, der nicht eine rein ausnehmende Natur ist, nichts von andern als sein eigen annehmen denn das, was in ihm selber lebendig ist oder wenigstens in ihm schlummert.

Gottschau stammt aus Gotteserfahrung. Glaube wird geboren aus dem Innwerden der ewigen Wirklichkeit. Dieses Innwerden nennen wir Offenbarung.

Gotteserfahrung ist nicht einfach gleichzusetzen dem Gotteserlebnis. Die Urbedeutung des Wortes selbst gibt uns das richtige Verständnis. Er-fahren heisst, durch eigene Anwesenheit, indem man zu der betreffenden Sache fahrt, Kenntnis von ihr nehmen oder sie in Besitz nehmen. Also eigene, unmittelbare Anschauung von etwas erwerben, einer Sache unmittelbar innwerden. Wenn wir von Gotteserfahrung reden, so meinen wir durchaus nicht irgendwelche religiösen Gefühls-erlebnisse, etwa gar ekstatischer Art, sondern wir meinen das tatsächliche Innwerden einer Wirklichkeit, die letztbändig ist. Wir meinen ein Lebenswirkliches im unbegrenzten Sinne, das nicht einfach mit uns oder mit der Welt im-eins-gehen ist, obwohl wir es in uns und in der Welt er-fahren, sondern eine Wirklichkeit, die weit über alles „Uns“ und das Weltandere hinausreicht, wobei diese Worte alle nicht einfach räumlich und zeitlich zu nehmen sind, sondern im Sinne einer Wesensbeziehung.

Diese Erfahrung kann sich im Bewusstsein sehr verschieden darstellen. Das Gotteserlebnis ist die Gottes-erfahrung, wie sie sich im erlebenden Bewusstsein kundtut. Bei manchen mag sie tief im Unbewussten haften als eine reine Sein- und Sachbeziehung, als eine selbstverständliche Lebens-echtheit in Verantwortung vor den Mächten des Lebens. Sie kann aber auch im Bewusstsein aufwallen und dort klares Erkennen der Gottwirklichkeit, Hochgefühl der Freude, der seligen Gemeinschaft, der Ehrfurcht und des Schauderns bewirken. In gewissen Augenblicken mag sie gar die Grenze des Bewusstseins überfluten und den Menschen in einen ungeheuren Wirbel der Gefühle und der Seinsbewegtheit hineinziehen.

Zum Verständnis des Glaubenslebens ist das Wissen um diese Verschiedenheit religiöser Erfahrung, deren Gründe mannigfaltig sind, von nicht geringer Bedeutung. Auch der Sinn jener das Bewusstsein erschütternden Erlebnisse muß begriffen werden, wenn wir in unserem Urteil nicht irren wollen. Niemand, der solche Erlebnisse gehabt hat, sofern sie echte Gotteserfahrungen waren, wird meinen, er sei dadurch Gott näher gekommen als der Mensch, der in anspruchsloser Dischtersfüllung seine Tagesarbeit



tut, etwa eine Mutter, die für ihre Kinder sich drängelt, ohne zu meinen, sie tue damit etwas Besonderes. Gotteserfahrung, Glaube hängt nicht an solchen „Erlebnissen“. Da, es besteht sogar die Gefahr, daß man heftige religiöse Gefühlserschütterungen, die gar nicht aus dem Zentrum einer Erfahrungsbewußtheit vom ewig Wirklichen herkommen, für Gotteserlebnisse hat und in dieser Selbsttäuschung um die wahre Begegnung mit Gott betrogen wird. Gerade die echten Mystiker sind es gewesen, die vor solchen Gefühlserschütterungen und im besonderen vor dem Verlaß, sie durch irgendwelche fromme Übungen herbeizuführen, gewarnt haben. Man lese einmal bei Eckhart, dem jene erschütternden Erlebnisse zuganglich waren, nach, was er über diese Dinge gesagt hat. Solche Erlebnisse dürfen nicht gesucht werden, da man nicht durch Gefühlserschütterungen zu Gott kommen kann. Allerdings soll man dann auch nicht in den gegenständlichen Gebieten verharren und überall da, wo solche Erlebnisse auftreten, sie als subjektive Gefühlserschütterungen ansehen. Das wäre etwa so, wie wenn man dem das echte Künstleramt abgesprechen wollte, der auch einmal in einen ungeheuren Rausch des Schaffens gerät in dem er weltentnommen von den aus seiner schöpferischen Liebe drängenden Gestalten vollständig überwältigt wird, so daß er sie nicht mehr, oder nur noch mit höchster Anstrengung zu meistern vermag. Wie großen Künstler, Dichter und Gelehrte kennen solche „rationalen Phasen“, wo der schaffende Geist in ihnen ein Übermenschliches, ein Unbegreifliches ist.

Die Frage ist immer die, aus welcher Ebene solche Bewegungen stammen. Kommen sie aus den peripheren Bereichen bloßer seelischer Erregung, dann sind sie, religiös gesehen, nicht echt, so lustvoll sie sein mögen. Oder sind sie die Auswirkung einer zentralen Erfahrungsbewußtheit unseres innersten Seins, die so stark ist, daß unser seelischer Organismus und unser ganzes Bewußtsein aus Äußerkeit bewegt werden — dann sind sie echt, denn sie sind das, als was sie im Bewußtsein sich einführen, Gotteserlebnisse. Dann aber wirken sie sich im Leben und in der Tat aus.

Um es zu wiederholen und zu betonen: Echtheit und Kraft der Gotteserfahrung oder des Glaubens hängen nicht an „Erlebnissen“, sondern haben ihre Wurzel im innersten Erfahrungsbewußtsein von den Urkräften des Seins. Wenn Gotteserfahrung das unmittelbare Innwerden der ewigen Wirklichkeit ist, so kommt es nicht darauf an, wie wir dieses Innwerden erleben, sondern darauf, daß diese letzte Wirklichkeit wirkt in uns. Wenn Glaube ist, daß sich der Mensch vom ewigen Lebens Grunde getragen, geführt und angefordert fühlt, so ist es nicht von Wichtig-

leht, ob die Erlebnisart dieses Glaubens so oder so beschaffen ist; sondern darauf kommt es an, ob ich der Glaube in der Lebensgestaltung, in der Meisterung des Schicksals im starken Geborgentein als schaffend erweist. Ja, selbst das ist bedeutungslos, ob ein Mensch von Gott, von Religion, von Glauben redet. Nicht einmal das, daß er von ihm weiß, sondern daß er ihn hat. Wir verstehen es, wenn Männer wie Binding erklären

Von jeder widerstrebt es mir mich in die Reihe von Menschen aber Ungläubigen einzureihen oder als Götter oder Götter vor mich stellt oder irgend einen Gott zu setzen. Das aber Glauben oder Unglauben mit der Mensch, sich etwas zu tun. Jeder Glaube und jeder Unglaube enthält unbewußt eine Rechnung<sup>49</sup>).

Wir glauben zwar nicht, daß Binding damit ganz recht hat. Es gibt einen Glauben, der keine Rechnung enthält. Aber groß und würdig erscheint uns jener unbewußte Feins- und Totalglaube, den man beim Reden über die Religion, vornehmlich aber beim christlichen Reden von Glauben, so häufig vertritt. Wenn ein Mensch ganz echt, ganz wahr, ganz hingeeben an das Leben, an seine Pflicht und seine Aufgabe lebt, wenn er mit festem Willen in seinem Schaffen steht, in Verantwortung vor den Lebensmächten, die in ihm wirken, sei er nun ein großer Künstler oder der einfachste Mensch dann nennen wir ihn gläubig, auch wenn er nicht einmal weiß, daß er es ist. Wer wollte es wagen, einem solchen Menschen den „Glauben“ abzusprechen? Ist doch Glaube im innersten Sinn Sein, Lebensbewegung eine innere Tat-Sache. Und es ist ein wesentliches Stück Deutschen Glaubens, daß er von allen Glaubenserlebnissen und Glaubensbetuerungen unseren Blick ganz auf Leben und Leben eines Menschen lenkt. Ein Blick in seine Augen, ein Handschlag, wie er lebt und leidet, können den rechten als Göttergöttern auch da wo die Gedanken über das Göttliche schweigen und die Worte verstummen. So entdeckten wir die Feins- und Lebensströmungen von Vielen, die nie Anspruch auf Glauben erhoben, aber gläubig sind, und lernten das Reden vom Glauben gering schätzen, selbst da, wo es sehr ernst gemeint ist.

Wirdings wird es so sein, daß der Feins- und Totalglaube, der im Leben lebt und wirkt wenn nicht eine ganz besondere Anlage oder ein entwicklungs-geschichtlicher Grund vorliegen, auch in der Seele eines Menschen zu vollem Bewußtsein aufblüht und damit zur erhöhten Wirkung kommt. Daß der Mensch einsteht in eine lebensvolle Gemeinschaft mit den Mächten, die ihn tragen und lenken, daß er zum klar

erlebten Glauben an Gott kommt, liegt im Wesen des Glaubens selber. Denn dieser will Gemeinschaft. Auch ist das Reich unseres Bewusstseins nicht fertig zu schaffen. Denn das wahrhaftig erlebte, das mit Bewußtsein und Willen in Besitz genomme Lebens hat unterer Schattenseite mit Kraft und Ordnung, Struktur und leeren Schwingen der Gestaltung. So, wie wir Menschen gebaut sind, haben wir werden und Schaffen beides auch eins damit zu nehmen, ob wir uns unterer inneren Existenz ausleben und erschaffen, anhaltend bewußt sein. Unter Wissen von einem unbewußten, einleuchtenden Sein und Tat glauben wir. Ist uns vor der Wirklichkeit des Bewußten und des Nichtes. Doch darf dies nicht dazu führen, das Krommlein im Sinne einer ausprobierten, reinen Wahrheit als unwissenschaftlich oder gar unbedeutend zu kategorisieren. Wir müssen also Lebenswirklichkeiten offen sein. Im Bereich des Deutschen Glaubens haben wir Zeugnisse genug von solcher bewußt erlebten Frömmigkeit.

Dabei ist wohl zu beachten, daß die Art des Seins mit Gott, die Erscheinungsform des Glaubens nicht nur abhängt von der Verschiedenheit der Einzelnen, sondern auch von den Epochen, in denen wir leben. Wir kennen die wir wissen in Abwehr gegen „religiöse“ Worte und Lebensäußerungen stehen, werden besonders hier von einem wortlosen Sein- und Tatsachenglauben ergriffen werden. Eine frühere Zeit, etwa die des Deutschen Idealismus, konnte in lebenskräftiger Überzeugung von bewußter Vollgemeinschaft reden, ohne in Gefahr zu geraten, leere Worte zu machen. Dem deutschen Mittelalter aber etwa einem Eckhart, waren alle Phasen des Glaubens in lebenskräftiger Erfahrung zugänglich. Selbst jene dritte, die wir nur mit kritischer Vorbehalt heute zu nennen wagen: das unmittelbare, von allem losgerissene Erleben Gottes, die Erfahrung seiner „Reinheit“ im schweigenden Urraum unserer Seele, wo Wissen im Wesen fließt und das eine Erbe in unverbildeter Klarheit uns von allen Dingen und Bildern frei in den Abgrund seines unsagbaren Seins hineinruft.

So unterscheiden wir drei Erscheinungsformen oder drei Phasen des Glaubens. Den unbewußten eingeborenen Sein- und Tatsachenglauben des echten Menschen, die bewußt erlebte und gestaltete ein inneres Reich sich schaffende Gotteserfahrung und das alles übersteigende Einswerden mit der letzten Wirklichkeit. Von diesen dreien ist uns heute die erste die entscheidende. Sie ist der Ursprung der Muttergottes aus dem die andern emporsprossen und in den sie wieder zurückkehren, solange wir in dieser Welt lebend und schaffend wirken.

Damit ist auch der Weg zum Glauben und zur Gott-offenbarung angedeutet. Der innerste und kraftvolle Keim der Offenbarung ist in uns selber, in unserem eigenen Seelenarund, der unter der Verbrüderung mit Welt, Leben und Schicksal aufwächst und sich enttastet, so daß das Göttliche in uns sich mit dem göttlichen Innerein der Welt und des Lebens um uns in einer wunderbaren Gemeinschaft ein. Darum kann der Ausgangspunkt aller Gotteserfahrung und Gedankens zunächst nichts anderes sein als wir selbst in unserer tiefsten Seele, die aufbricht, wenn wir im Werden und im Erwachen stehen, im Leben und im Leiden. In uns ist der Ausgang zum verborgenen Mittelpunkt der Welt zum Urgrund und zur letzten Wirklichkeit. Es gibt keinen Menschen, der nicht von Natur her seines Menschseins in den ewigen Lebensarund eingebettet wäre und somit die Möglichkeit und die Voraussetzung des Glaubens in sich selber trüge. Von diesem kann er gar nicht getrennt werden, sonst wäre er nicht Mensch. Ja, er wäre überhaupt nicht.

Soll aber dieser Grund in ihm in vollem Maße Gestaltend wirken, so muß er vor allen Dingen in unbedingter Gottheit leben, in werthelloser, bewußter Innahme an sein Schicksal ohne Lohnsucht, in urchreiter Opferbereitschaft, in höchstem Verantwortungsbewußtsein. Es gibt in der Tat Bedingungen, die zu erfüllen sind, daß uns aus dem Verborgenen Offenbarung wird. Wer in Eigenwillen und in Selbsttätigkeit beharrt, dem verschließt sich immerdar die Welt des ewigen. Und wer nicht ergriffen wird von einem unbedingten Willen zur Verabnahme der Wirklichkeit, zu lester urchreiter Wahrheit, dem bleibt das Tor zu lesten Dingen hart verschlossen. Wem das seine Offenbarung gegenüber den geheimen Lenkkräften in seinem Innern abgeht, der irrt urchreiter auf den dünnen Gefilden eines verlorenen Lebens. Wohl mag er prometheusgleich vorwärtstürmen, die Höhen des Lebens und der Welt selbständig zu erobern, mag er sich auf sich selbst stellen in stolzem Mute. Es gehört dies zur Menschwerdung im Bereiche Deutschen Glaubens. Aber er vergesse nicht, zu lauschen auf jene Stimme, die wie der Gott den Prometheus mahnt, daß Throne gesetzt sind aber allen Dingen und daß ein göttlicher Wille walidet über allen Menschenwillen weg Prometheus, der Betreite der von Gott Betreite lehrt als Freier zu ihm zurück, weil er entdeckt, daß die Erfindung seines höchsten Menschenchicksals darin besteht, daß er den Gott ehrt und ihm gehorcht. Derselbe

Dichter, der den Prometheus schuf, hat auch das Lied von den „Grenzen der Menschheit“ gesungen:

Wenn der älteste  
heilige Vater  
mit gelassener Hand  
aus rollenden Wolken  
lagernde Dinge  
über die Erde läßt,  
sag ich den Leuten  
Saum keines Kindes,  
keine Schauer  
tief in der Brust.

Der Keim der Gotteserfahrung liegt im Menschen selber. Aber alles, was ist und geschieht, kann ihm zur Offenbarung werden, wenn er im Zentrum steht und aus des ewigen Lebens Quellgrund lebt. Alle Dinge sind ein Tor zum ewigen Wesen, und jeder Augenblick stellt uns vor dieses Tor. Daß es sich öffnet, ist wunderbares Geschehen, das wir immer wieder ehrfurchtig entgegennehmen. Ein Baum, eine Baume, ein Stein, eine Mutter, die ihr Kind trinkt, ein Tier, das mit letzter Kraft seine Jungen verteidigt, der gute, treue Boden, auf dem wir stehen, ein wogendes Kornfeld, eine Frucht, die wir ehrfurchtig und dankbar vom Baume pflücken, das Gemitter und des Meeres schaurige Majestät, die Augen eines Kindes, die Liebe zwischen Mann und Weib die Not, das Schicksal, der Kampf in der Schlacht und der Tod, das ganze Weltall kann uns, weil hier überall der Gott inne ist, die Begegnung mit ihm erleben lassen. Und wenn wir in strenger Arbeit der Vernunft den Bau des Kosmos erforschen und seine Sinnhaftigkeit entdecken, wie eins zum andern sich fußt, wie Ordnung herrscht und majestätische Geleise, so kann auch das uns zum Herrn neuen Glaubens werden. Daß heute die Nat. wissenchaftstheorie an der Schwelle der Metaphysik steht, daß sich die Philosophie wieder zum Leben kehrt und zu seiner wirklichen Gewissenheit, daß die, die fähig sind, vorwärts zu weichen, wieder ahnen, daß irdisch gegebene Wirklichkeit Ausdruck ewigen Seins ist, ist uns ein Beweis dafür, daß sich aus neuen Quellen Glaubenskraft erheben wird auf eine Zeit, die, müde des „Schritt-Lebens“ und der Glaubenslosigkeit, sich bereitet zu neuer Gottebegegnung.

Das ist unseres Deutschen Glaubens Herrlichkeit und Freiheit, daß für ihn nichts actum ist, nichts unheilig, daß alles von ihm Kunde gibt dem, der im Irdischen das Ewige, im Vergänglichsten das Unergründliche, im Diesseitigen das Jenseitige erspüren mag. So nehmen wir erneut Besitz vom Leben, von der



Welt und der gesamten Wirklichkeit, indem wir selbst vom Ewig-Wirklichen in Besitz genommen sind.

Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß dem, der das Wirkliche offenen Auges und freien Urteils betrachtet, das Ungeheuerliche, das Furchtbare und Schaurige im Geschehen nicht verborgen bleibt. Unsere Weltfrömmigkeit und Weltgeborgenheit braucht sich nicht zu verstecken vor dem Unfassbaren, vor dem Unheimlichen des Lebens. Wir denken auch nicht daran, die dunkle Seite des Lebens und der Wirklichkeit wegzutüfteln. Auch unsere nordischen Vorfahren haben mit all ihrer ungebrochenen Welt- und Lebensbejahung die dunkle und unheimliche Seite des Lebens wohl gekannt.

Die Eide Njadrassil  
 Fluß Unbill leiden  
 Mehr, als man meint  
 Der Hirsch äst den Wiesel  
 Die Wurzeln nagt Vrbögg,  
 An den Fanken Faulnis frist.  
 Mehr Wäumer  
 Fienen an den Wurzeln Njadrassils,  
 Als ein Unweiser ahnt<sup>17)</sup>.

Trotzdem lebten sie mit ihrem Gott als einem fultrui, einem „Voll-Trad“, mit dem ewigen Freund und Kampfgenosse, der seinem Wesen nach nichts anderes sein kann als furchtbar und doch ewig-treu.

6

Wir haben im Vorausgehenden scheinbar wohllos eine Anzahl von Ausdrücken gebraucht für die Wirklichkeit, die im religiösen Sprachgebrauch gemeinhin mit „Gott“ bezeichnet wird, daß es uns nicht wundern würde, wenn Theologen immer noch die Frage stellten: „An was für einen Gott glaubt Ihr denn nun?“ Damit meinent. „Welche theologische Begriffsbestimmung acht Ihr denn nun, daß wir diese irgendwo theologisch einreihen können?“ Hier ist aber zu betonen, daß wir nicht von der Theologie, sondern einfach vom Leben her geschrieben haben. Darum sind auch unsere Ausdrücke nicht theologisch-wissenschaftlich einzuordnen. Wir wurden das nur kein gutes Zeichen halten. Aber wir erheben den Anspruch, daß sie lebensgewirkter Ausdruck sind für die von uns erlebte Wirklichkeit.

Es ist zum Verständnis unserer Aussagen doch vielleicht nötig, ein Wort über unsere „theologische Methode“ zu

sagen <sup>14)</sup> Wir halten es für falsch, von festgefühten Begriffen über Gott wie persönlich, unpersönlich, transzendent, immanent u. s. w. auszugehen, um dann den Inhalt dieser Begriffe mit Hilfe unserer eigenen Glaubenserrathung darzustellen. Diesen Ausgangspunkt kann nur eine Theologie nehmen die von einer unbefruchteten Erathion herkommt. Wer aber nur von des Lebens Unwirklichkeit auch im Religiösen aussieht, dem ist ein anderer Ausgangspunkt für seine „Theologie“ gegeben, nämlich eben die unmittelbare Erfahrung aus der sich seine Ausdrücke und gerade auch die Verschiedenheit seiner Ausdrücke ergeben.

Es handelt sich um die religiöse Wirklichkeit, wie sie sich in unserem eigenen Erleben darstellt. Diese und nur diese ist uns das Ursachene, von dem allein sachgemähes religiöses Denken ausgehen kann. Wie kommen echte religiöse Aus-sagen zu stande? Doch dadurch, daß ein Mensch in seinem innersten Wesen, in seinem Lebensgenuß erathen wird von einer aus letzten Tiefen dringenden Schöpferkraft, von einer alles überstreichenden Wirklichkeit. Am Anfang des Glaubens stehen, wie jeder Mensch weiß, nicht Gedanken, Begriffe, Worte, sondern Gedemüthe — Thaten, die unaufhaltsam im Innern sich erethen. Wenn idemere Schickung auf uns fallen, wenn kein Ausweg scheint, der Boden einem unter den Füßen weicht und wir dann auf einmal ganz still werden ganz stark, wenn wir uns gehalten haben und innerlich auf einen unerschütterlichen Grund gestellt, so ist dies eine Wirklichkeit. Zwar eine mit dem Verstande nicht bearethbare, aber eine wirkende aus geheimen Kraft-theten uns erfassend. Es ist äußerlich nichts anders geworden. Es hat kein Mensch uns gehalten. Wir selbst als irdische Wesen haben uns nicht verändert. Woher kam dann diese seltsame Wandlung? Sie ist so geheimnißvoll so überwältigend so jedes Gemüth daß dies alles nur aus einer Kraft gekommen sei, beiseiteziehend, daß uns in dieser Erfahrung plötzlich ein Blick in die Urtheile der schaffenden Gewalten eröffnet wird, daß uns die Überwältigung erathet hier seien gewisse Mächte am Werk. Dorum können wir gar nicht anders, wenn wir diese und ähnliche Erfahrungen nach ihrem Ursprung benennen wollen, als von einem „ewigen Lebensgrund“, von den „Urmächten des Lebens“, von „göttlichen Gewalten“ reden, die alles tragen, in allem schaffend walten. Aus solchen Erfahrungen wird Sprache geboren, der uns auch dann traut, wenn diese Erfahrung so unmittelbar und eigengewiß, wie in den großen schöpferischen Augenblicken, nicht da ist.

Auch entdecken wir, daß solche Erfahrungen nicht vereinzelt sind, daß sie durch unser ganzes Leben sich hindurchziehen, ja,

daß sie der eigentliche Halt unseres Lebens sind. Und nicht nur wir machen diese Erfahrung. Sie ist von vielen gemacht worden, wie sie bezeugen. Und es gibt eine Gemeinschaft durch unser Volk und durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch von solchen, die um das Geheimnis und wissen, und mit denen wir uns deshalb im selben Glauben innig verbunden haben. Also sind diese Erfahrungen ein großes geschichtliches Geschehen über alles Individuelle hinaus ja, selbst über jede Völkergemeinschaft hinaus. Darum sind sie uns Hinweis auf eine Macht in der Welt, nicht nur in uns. So wird uns die ewige Art dieser Macht immer eindrucklicher. Ob sie persönlich ist oder unpersönlich, immanent oder transzendent, und wie die beargwünigten Entgegensetzungen alle heißen, ist anachronisch der Tat. Etwas dieses Wirkens jener Macht eine Frage durchaus zweiter Ordnung.

Und wenn in Augenblicken, da unsere Seele sich ähnet und weitet, ein geheimnis Schwarm in der Natur uns so tief und wirklich ergreift, daß wir Gemeinmensch erleben mit betreibender, erhebender und schamachender Gewalt, die alles wegnimmt, was uns bedrückt, die den Krampf des Herzens löst, den Sturm der Triebe dämpft, das Sterben reinigt, wenn wir hineingehoben werden in eine Welt des Friedens und unentlicher Gelassenheit, so daß wir unseren Weg weitergehen können mit einer seltsamen Freude und Geborgenheit: wenn wir wiederum leben, wie diese Erfahrung von den Großen unseres Volkes überall gemacht wurde, so hat uns hier Wirklichkeit ergriffen, und zwar letzte Wirklichkeit, die in der Natur und in uns als das innerste Leben wirkt. Und aus solcher Erfahrung erwacht uns dann die Ahnung, daß diese Wirklichkeit so wie uns auch alles trägt.

Wenn Götter in unserem Herzen sich ankündigen, die unerbittlich fordernd an uns herantreten, so erleben wir heilige Ordnung als Wirklichkeit in unserem Gemüt und in unserem Gewissen, die Art, wie wir sie erleben, zeigt uns: daß es ewige Forderungen sind, die der Mensch nicht amachen darf, wenn er recht leben will, eine richtende Gewalt, der wir uns beugen. Ob sie bewacht ist oder anders als bewacht ist immer noch nicht die erste Frage.

Oder wenn wir mitten in dem Erlebnis unserer Schuld befreit werden von ihrer Last, wenn uns „die rettenden Mächte selbstverständlich nahe sind“, dann tragen wir nicht zuerst nach dem begrifflich zu fassenden Wesen dieser Mächte, sondern schreiten aus in einem starken Wollen zu neuer Tat. (Wenn jemand diese Erfahrung als Vergehung durch einen persönlichen Gott erlebt

und beschreibt, so wollen wir dagegen nichts sagen) Ich habe jedenfalls bei dieser Erfahrung nicht ein subjektives Erlebnis im Sinne, sondern ein Geschehen, das Gottesmächte wirken, und selbstverständlich wirken, doch ohne daß einer für unsere Sünden bußt. Viel wichtiger als alle Formulierungen ist doch die Tatsache der geschilderten Erfahrungen selber; die Wahrheit ist hier in erster Linie die erfahrene Wirklichkeit, die von niemand bestritten werden kann, ob man sie nun ohne Christusglauben für möglich hält oder nicht.

Oder wenn einem das Werrsal des Lebens allen Glauben an Ordnung und Sinn in diesem Getriebe nehmen will und man dann plötzlich ganz ruhig und innerlich lebend wird, wenn man durchschaut durch das verworrene Getriebe und sieht, wie alles inemanderareist wie im eigenen Leben so im Leben der Völker und ein geheimer Plan sich enthüllt, dann stehen wir in Ehrfurcht und Dankbarkeit still als vor einem heiligen, unfassbar großen Walten.

Oder wenn zu Zeiten alles von uns abfällt, was uns bebränkt, wenn die Welt ringsum uns leidet, unser Schaffen und Leben als etwas Unbedeutendes ja Nichtiges beneidet und unsere Seele von einer unendlichen Ruhe durchdrungen wird, wenn wir sozusagen ganz herausgehoben werden aus unserem Dasein und umfassen von einer unergründlich heiligen und beseligenden Gegenwart, dann wissen wir, daß wir „Wort“ bezeugt sind, unmittelbar Aus solchen Erfahrungen heraus erwacht uns die Überzeugung der Gottunmittelbarkeit des Menschen. Mit ihr lebt und sucht das schöpferische Wesen des Deutschen.

Alle diese Erfahrungen sind keine „subjektiven“ Erlebnisse, sie sind zunächst einmal uns tragende und gestaltende Wirklichkeiten, also Lebensmächte. Das zeigt sich auch darin, daß diese Erfahrungen eine Tiefenkraft in sich haben, die so ganz anders ist, als was wir sonst im Irdisch-Menschlichen erfahren. Eine Tiefenkraft die uns in eine Gemeinschaft hineinführt, für die wir keinen anderen Namen haben als „göttliche“ Gemeinschaft. Und weil über sie hinaus nichts anderes liegt und liegen kann, so leibhaftig, so unbedingt, so abgründig und unzerstörbar ist sie, darum nennen wir dies die Gemeinschaft mit der letzten oder mit der ewigen Wirklichkeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß jene Wirklichkeit eine unpersönliche Macht sei. Wenn wir sagen ewige Wirklichkeit, meinen wir kein Neutrum. Wir würden eine solche einseitig-eindeutige Aussage für ebenso falsch halten wie die einseitig-

eindeutige vom persönlichen Gott. Ewige Wirklichkeit, letzte Wirklichkeit liegt über beides hinaus.

Wir wissen. Es gibt auch diese Erfahrung, daß ein Mensch in seiner Not zu jener Wirklichkeit die Zusage nimmt, als zu einem bestenden und tragenden Da, daß er einem „Vater“ Dank sagt, einem „persönlichen“ Worte Preis singt. Auch dies ist eine Erfahrung, deren Wirklichkeit zu bestreiten Torheit wäre. So manche erleben die letzte Wirklichkeit am eindringlichsten in dieser Form. Sie ist auch im Indogermanischen und im besondern im Deutschen Glauben nicht unbekannt. Es ist falsch, zu sagen, hier würde der Gott nur als eine unpersönliche Macht erlebt. Aber daraus die Lehre vom „persönlichen Gott“ zu machen, der Meinung zu leben, mit diesem Begriff der „Persönlichkeit“ habe man das Wesen „Gottes“, das Innerste und eigentliche Sein letzter Wirklichkeit aufge zum Ausdruck gebracht, ist Zeugnis einer allzusehr in rationalen Begriffen sich bewegenden Ethik, die darum nicht zutrifft, weil sie viele Jahrhunderte alt ist. Und die oft so anmaßende Selbstverständlichkeit, mit der man glaubt, das Wesen Gottes beschreiben zu können, empfinden wir als ein unförmiges und gottwidriges Gebaren. Uns ist das unerforschliche Geheimnis des Göttlichen so eindrucksvoll geworden, daß wir zwar auch versuchen in hartem Ringen mit dem Gedanken und dem Wort zu sagen, was uns Gott ist, das wir aber immer wieder in ehrerbietiger Scheu uns davon zurückhalten lassen, unsere Aussagen als selbstverständliche Wahrheit in dem Sinne unbedingt rationaler Gültigkeit darzustellen. Sein und Wesen der ewigen Wirklichkeit ist letzten Endes ein Mysterium, in dem alle Begriffe versinken, wie Ströme im tiefen Meer.

Das also ist immer der Ausgangspunkt der theologischen Vermutung im Deutschen Glauben das Ursachende der religiösen Erfahrung in ihrer ganzen Lebens-Mannigfaltigkeit ohne Abstrich. So ist das erste, was wir versuchen, eine Lebensbeschreibung des Glaubens. Und in dieser Lebensbeschreibung des Glaubens werden die Ansätze die wir brauchen, wechseln müssen. Je nach dem Stand der Erfahrung, das wir beschreiben, je nach der Sicht die sich uns auf Grund dieser Erfahrung auftritt. Wir haben kein begriffliches System von Worten, sondern aus dem jeweiligen Erfahrenseins und Sineinanderseins ergibt sich mit einer gewissen Folgerichtigkeit der Ausdruck. Das lebendige bewegte Leben des Glaubens zwingt uns zu immer neuen Versuchen, in Worten zu sagen, was wir er-



fahren. Wir können aber auch das altbewährte Symbolwort „Gott“ gebrauchen als Ausdruck für jenes Unfaßbare, wenn wir sicher sind, daß wir nicht im theologischen Sinne mißverstanden werden.

Denn allerdings kann der religiöse Mensch sofern er den denkenden Mensch ist, nicht anders, als seine Erfahrung in Begriffe und Worte bringen und versuchen, sie so faßlich und geordnet als möglich auszusprechen. Die Gestaltung des Glaubens, und dazu gehört auch seine Darstellung in Worten ist schließlich ebenso ein Gottestrieb, wie der Glaube selber und nicht nur Abfall. Es bleibt zwar bei der tragischen Wahrheit, die Schiller in die Worte faßt: „Spricht die Seele, so spricht ach schon die Seele nicht mehr“. Auch der Gedanke und das Wort des Menschen haben teil an dem Traagewürdigen. Tragischen alles Weltseins. Und je leghingiger eine Wirklichkeit ist, die im Worte darzustellen werden soll, desto stärker ist die Spannung zwischen ihr selbst und ihrer Darstellung.

Trotz allem aber. Schon wenn die religiöse Erfahrung die tiefste innerste Lebensbewegung ist, uns anschauende Bewußtsein enthält, nimmt sie Form an, tritt sie ein als Gefühl besonderer Art, als Begriff, Wort, Bild oder doch wenigstens als bewusste Anschauung. (Die religiöse Erfahrung kann auch symbolischen Ausdruck annehmen in Bewegung, im Tanz, in Webers und Andachtsgebärden, im Kunstwerk, im Bauwerk. Leben und vor allem das quellschmerzliche Leben des Glaubens wie immer Formung. Der Gott wirkt sie unmittelbar als schöpferische Macht im Menschen. Wir wollen aber hier nicht von allen diesen Formungen reden, sondern nur von der Formung in Begriff und Wort, weil hier die Auseinandersetzung sich vollzieht.)

Sene tiefen Lebensbewegungen stellen sich in verschiedenen Menschen, vielleicht auch in verschiedenen Phasen unseres inneren Lebens mit Notwendigkeit verschieden dar. Dabei wirken sicher eine Reihe von Faktoren mit, wie angeborene Art, jeweilige innere Verfassung, der Gegenstand der Wirklichkeit an dem erlebt wird (in der Natur mehr das Unpersönliche, im sittlichen Geschehen, im Persönlichkeitswerden wie in der Geschichte mehr das Persönliche, im Abgrund unterer Seele und der Welt das Überpersönliche, im furchtbaren Geschehen das unbegreifliche Schicksalswarten). Es geht trotzdem immer um dieselbe Wirklichkeit. Es handelt sich, sofern echtes religiöses Leben da ist, immer um Erfahrung eines „Objektiven“, d. h. um ein Wirkliches und Wirkendes, das den Menschen faßt. Aber dieses Objektive stellt sich im Subjekt sehr verschieden dar. Goethe ist ein Beispiel dafür, wie diese verschiedenen Formen der Erfahrung letzter

Wirklichkeit in demselben Menschen auftauchen können, wenn er z. B. in einem Brief an Jacobi unter Ablehnung irgend eines verpflichtenden Dogmas seinen eigenen religiösen Standpunkt so kennzeichnet:

Ich kann für mich bei den mannigfachen Richtungen meines Denkens nicht an eine bestimmte genau haben, als ob hier und nun hier und da, so und so, Pantheismus, hingerichtet als Rationalismus und eines so entschieden als das andere. Ich habe mich eines Wortes für meine Persönlichkeit als ständiger Mensch so ist dafür auch schon gesagt<sup>16)</sup>.

Dies ist zwar nicht theologisch-systematisch geredet, ja diese Art, von Gott zu reden, mag dem systematischen Theologen ein Greuel sein. Trotzdem aber glauben wir, daß hier ein Mensch im wahrsten Sinne von der Wirklichkeit her geredet hat. So reden auch wir von dem „Gotte“, der uns drängt und leitet oder der in uns wohnt, wenn wir das Erlebnis eines unmittelbaren Getriebenseins von gestaltender und leitender Macht zum Ausdruck bringen wollen. Wir reden von „gottlichem Willen“ oder „gottlichem Wesen“ wenn wir unsere Sicht vom inneren Geschehen der Geschichte klarmachen wollen. Wir reden von „ewigen Mächten“, wenn wir das Unwandelnde in der Welt und in und in seinen verschiedenen Formen bezeichnen wollen. Es ist eine Eigentümlichkeit Deutschen Glaubens, daß er mit seinen Ausdrücken nicht ängstlich ist, auch nicht versucht, sie in ein begriffliches System zu zwingen, weil der Mensch dieses Glaubens aus unmittelbarer Erfahrung das Wort zu schöpfen wagt.

Trotzdem dürfen wir nicht übersehen, daß unsere Erfahrungen eben doch tatsächlich Hinweise auf das Wesen jenes letzten Wirklichen sind, mit dem wir es in unserer religiösen Erfahrung zu tun haben. In dieser Erfahrung sind ja, wie wir sagten, nicht nur unsere subjektive Formkraft beteiligt, sondern auch ewige Kräfte des Seins d. h. die letzte Wirklichkeit in ihrem Wesen selbst. Wenn einer erfährt, daß er „Du“ zu ihr sagen kann und „Vater“, so tritt ihm hier eine Urkraft des Weltseins entgegen. Wenn wir Plan entdecken im Geschehen, wenn wir selbst einen geheimen Plan leben müssen, uns im Handeln unbekannt – wenn er uns lebt, so sind wir gefaßt vom ewig planenden Willen. Wenn wir einen geheimen Urgrund des Seins in der Natur oder in unserer eigenen Seelentiefe schauernd erspüren, so offenbart sich uns der ewige Lebensgrund. Wenn in furchtbarem Schicksalswalten in der Geschichte oder im Kosmos aller „ersinnbare Sinn“ zu verschwinden scheint in einen unaussprechlichen ganz Anderen als alles Menschliche, alles Irdische, so ist das nicht weniger Wirklichkeit; denn hier offenbart sich das unbegreiflich Andere, jenes Letztmögliche,

das die Indo-Arier nur noch mit Schauern *das „Genes“* zu nennen wussten, das „Jenseits aller Menschlichkeit und Weltlichkeit“, in dem alles andere Wirkliche abstrahirt eins ist.

Die festbinnige Wirklichkeit muß das alles was so dem Menschen in seiner religiösen Erfahrung entgegentritt in sich tragen. Aber gerade darum darf sie nicht ergrasnet werden in irgend eine Lehre vom persönlichen oder überpersonalen, vom transzendenten oder immanenten, vom liegenden oder furchtbaren Gott. Denn das darf eine solche Lehre nicht zum Maßstab jedes echten Glaubens gemacht werden. „Persönlich“ ist ein Wort von menschlicher Art genommen, so gut wie „unpersönlich“ aus der irdischen Erfahrung stammt. Alle Steigerung des Menschlichen kann aber nur ein Übermenschliches, nie ein Göttliches bezeichnen. Dieses ist immer noch „anders“. Unsere Worte sind nur Hinweise, „Symbole“ dessen, was wir erfahren und was der Erfahrung tatsächliche, einzige Ursache ist. Mehr nicht. Dies aber genügt da, wo die Erfahrung selbst vorhanden ist.

Unsere Worte, wenn sie aus dem Glauben geboren sind, sollen auch gar nicht mehr sein als Hinweise für andere auf jene großen Erfahrungen, die sie selbst machen müssen, um zu ihrer eigenen Natur zu gelangen. Nicht sollen sie sein eine gewisse Weisenscheidenslinie eines Ganges. Sobald das Wort mehr sein will als ein solcher Hinweis sobald es den Anspruch erhebt, in beargwünisch fassbarer Form eine unbedingt gültige Aussage über Gott zu machen, die man mit der Vernunft ergründen kann, wird es zu einer widerwärtlichen Macht, welche die Menschen hindert, zu Gott zu kommen. Das ist der Verfall und die Verfabrung aller Theologie die sich ihrer Unzulänglichkeit nicht jeden Augenblick bewußt bleibt, so daß sie jeden vor ihrer eigenen Überfahrt standig warnt. Wer in dieser Erkenntnis liegt der wahre Grund, warum die indo-arischen Weisen so oft, wenn sie mit aller Anstrengung versucht hatten, klarzumachen, was ihre Erfahrung war und wie sie die ewige Wirklichkeit erlebten, hinwiesen *nein, nein*, „nicht so, nicht so“ — was wir meinen, ist immer noch anders, als unsere Worte zu sagen scheinen, nicht weniger wirklich, nicht weniger bestimmt aber viel unergründlicher, viel unermesslicher, — eben ewig-göttlich. Wenn alles eracht und gesagt ist was der Mensch erleben und sagen kann, so bleibt, wie wiederum ein anderer sagt, „immer noch Alles als Rest“ ein „Rest“, der über jedes menschliche Begreifen hinausreicht. Und gerade diese Unbegreiflichkeit des Ewig-Göttlichen ist die Quelle stärkster Bewegung und höchster Ehrfurcht im Reiche Deutschen Glaubens.

Das ist unsere „Theologie“. Ein Schüler kam einst zu einem Weisen und sprach zu ihm „Lehre mich das *brahman*“, „Setze dich“, sagte der Lehrer und schweig. Ein zweitesmal hat der Schüler „Lehre mich das *brahman*“. Der Lehrer schweig immer noch. Da traute der Schüler ein drittesmal. „Du Lort“, antwortete der Lehrer, „hast du nicht gemerkt, daß ich die ganze Zeit das *brahman* gelehrt habe?“ Das Neue und das ist das Schmerzliche alles Redens über Gott, ist über ihn schweigen. Das rechte Schweigen aber wird allein geboren aus dem Erkenntnis mit letzter Wirklichkeit.

Das Schwanke was der Mensch von Gott sprechen mag, ist daß er vor lauter Lust über seinen Reichtum zu schweigen mag. Darum schweig und schreie nicht von Gott. Ich erkenne nicht du nichts von Gott denn Gott ist über allem Erkennen. Ein Meister hat gesagt: „Hatte ich einen Gott den ich erkennen konnte, ich wollte ihn nicht länger für Gott halten.“ Erkenntst du etwas von ihm, nichts von dem ist er.

So sagt Meister Eckhart. Es ist dasselbe das Goethe meinte mit seinem „Wer darf ihn nennen?“ Und schon Walther von der Vogelweide ist von demselben Gefühl ergriffen:

Nicht der Gott du bist so lang und bist so breit  
Rechnen wir es dan wir Menschen zu noch Zeit verloren?  
Angemessen hast du Macht und Adel.  
Ich weiß an mir noch, daß ich nicht viel danach derugen,  
Doch immer bricht es unseren Sinnen Herter so klein.  
Du bist zu groß du bist zu klein. Fromme Menschen  
Lor bist du Macht und Saag durchspahrt die Tugenden.  
Will er wissen, was nie wird gelehrt noch gelehrt.

Diese Haltung ist der tiefste Grund für die Dogmenstreit innerhalb des ganzen Bereiches Deutschen Glaubens. Sie ist beides nicht der Ausdruck einer mystischen Verschwommenheit, es hat keine wirklichkeitskräftigsten Deuter gegeben als Eckhart und Goethe, sondern die Gewalt und Stiere der Gottesfahndung, die aus Begriffen und Worte überwallt und verschlingt. Darum wird der Mensch auch immer wieder von allem Gottdenken, das stets unzulänglich bleibt, zurückgeworfen auf die Gottesfahndung, die ihn ohne Authoren wirft sich mit der Wirklichkeit, um die es dem Glauben geht, namlich mit der Lebnis, selbst zu betreffen. Diese wird ihn auch immer wieder zwingen, nach neuen Gottesfahndungen zu suchen. Was Ragnatol in gewalttätigem, kosmisch geistlich dem Asman meint, vorzieht sich ohne Aufhören in unserem Vorste und in uns selber.

Wird aber nun die Wahrheitsfrage an uns gestellt, die Frage nach dem „Objektiven“ in unserer Erfahrung, so haben

wir dazu nicht mehr zu sagen als dies: Die Wahrheitsfrage ist für den, der sich an eine heilige Schrift halt nicht leichter zu beantworten als für uns. Welches ist der genügende Grund, daß er überzeugt sein kann, daß seine Worteserfahrung wirklich Gott meint und nicht nur sein Subjektives ist? Weil das, was er glaubt und erlebt, in einer heiligen Schrift steht? Es gibt viele heilige Schriften, in denen sehr Verschiedenes und sehr Gegenfälliges steht. Letzten Endes bleibt uns allen nur der Erweis der lebenstragenden Kraft, die aus einer Erfahrung quillt, einer Kraft, die so unbedingt schaffend ist, daß sie in sich selbst den Erweis der Wahrheit trägt. Es ist in uns eine Fähigkeit, die ich die religiöse Urteilskraft nenne, und die uns mit untrüglicher Sicherheit, sofern wir wirklich heissen sind, das Ja und Nein über die Wahrheit unserer Erfahrung stellt. Sie ist der Grund unserer religiösen Autonomie gegen über aller religiösen Heteronomie, die sich auf Autorität und Schrift stützt. Und sie ist imstande, das Leben zu tragen. Die schaffende Wirklichkeit unserer Erfahrung selbst ist die Wahrheit, nach der wir gefragt sind.

Wenn aber nach dem Erweis der Tat gefragt wird für die Wahrheit unseres Glaubens, so sind wir gern bereit, uns diesem zu unterwerfen. Wir fragen: Haben etwa die Christusgläubigen mehr Kraft, das Leben mit seinen Schwierigkeiten zu meistern, mehr Mut, wenn es gilt, schwere Gefahren zu bestehen, seine Stellung, sein Einkommen, sein Leben zu wagen, um der Überzeugung willen dem Tod ins Angesicht zu sehen? Haben sie mehr Freude und Erlöstsein als die Menschen Deutscher Glaubens? Ist ihr Leben wahrer, echter, reiner als das unsrige? Dienen sie ihrem Volke unegennütziger als wir, mit mehr Hingabe und Opfer Sinn? Ist ihre Gemeinschaft mehr vom Frieden durchwaltet als die unsrige? Man redet so viel und oft davon, daß der Deutsche Glaube zwar die Sehnsucht hätte nach einem hohen Leben, daß aber die Kraft nur den Christusgläubigen zukomme, ein solches Leben in Wirklichkeit zu führen. Wir müßten mehr Erweis der Tat sehen und weniger Worte hören über die Kraft des Evangeliums. Denn das, was uns die Kirche in letzter Zeit vor Augen führt, hat uns nicht besonders davon überzeugt, daß das Evangelium von Jesus Christus mehr Kraft zum Leben und zur Gestaltung der Geschichte, zur Meisterung der Lage und zum wegweisenden Blick in die Zukunft gibt, als der Deutsche Glaube.



## Sehtes Kapitel

### Das religiöse Urphänomen und das rassische Bestimmte des Glaubens<sup>1)</sup>

#### 1

Der Kernpunkt und Keim aller religiösen Gestaltung, d. h. jeder Religion und religiösen Weltanschauung ist die Glaubenserfahrung. Glauben aber ist das Innwerden und Ergriffensein von einer letzten Wirklichkeit, von dem tragenden Urgrund der Welt, der uns lenkt und anfordert, und das Vergeben dieses Ergriffenwerdens im Bewußtsein und im Willen. So haben wir zwei entscheidende Faktoren bei der Entstehung von Religion: ein Objektiv Wirkliches im letzten Sinne und das menschliche Subjekt, das erfährt, ergriffen wird und ja sagt. Dies ist die Wurzel jedes Glaubens, wo immer er auf taucht.

Auf dieser Grundlage des Glaubens im tiefsten und allgemeinsten Sinne baut sich die Mannigfaltigkeit, ja Verschiedenheit der religiösen Gestaltungen in der Weltgeschichte auf.

Mit der Grundtatsache des Glaubens selber als innerster Lebensbewegung haben wir schon das erste allen andern zugrundeliegende religiöse Urphänomen genannt. Man konnte das Wort etwa in Deutsch wiedergeben mit „Grundbeleben“<sup>2)</sup>. Das Wort ist von einigen meiner Kritiker mißverstanden worden. Sie glaubten, ich wolle mit dem religiösen Urphänomen den letzten Gegenstand des Glaubens bezeichnen. Was ich aber meine, ist nicht letzter Gegenstand des Glaubens, sondern die wurzelhafte erste und innerste Lebensbewegung des Glaubens im Menschen, also das Dasein und urgründige Erscheinen der letzten Wirklichkeit im Menschen. Die religiösen Urphänomene sind religiöse Lebensbewegungen allgemeinsten Art, die überall da, wo Glaube ist und schafft, sich kundthun.

Die Form, in der sich diese religiösen Urphänomene im Bewußtsein, in Wort und Brauch, in Ansicht und Symbol darstellen, nenne ich die Wesensform oder das *Seelentum* eines Glaubens oder einer Religion.

Um hier zur Verständigung einen Vergleich aus einem andern Bereich anzuziehen, lenke ich den Blick auf die Kunst. „Das Schöne“ ist ein erstes und innerstes Urphänomen alles Kunstschaffens und Kunstlebens. Aber das Schöne als Idee oder Wirklichkeit an und für sich existiert nicht. Jedenfalls können wir es nicht anders gestalten oder anschauen als in einer bestimmten Form oder Erscheinung. Sobald etwas schön ist, ist es in Erscheinung getreten. Und trotzdem ist diese Erscheinung nicht das Schöne an und für sich. Sonst müßten alle schönen Dinge gleichartig sein. Die Kunstgeschichte der Welt zeigt, daß „das Schöne“ sich in sehr mannigfaltigen, ja sogar gegensätzlichen Formen darstellen kann. Ja, daß sogar das Urteil darüber, was schön ist, weithin auch abhängt von der kulturellen und, wie wir glauben, rassischen Eigenart eines Menschen oder einer Gemeinschaft. Niemand wird der chinesischen oder der japanischen Kunst absprechen können, daß sie in höchstem Maße das Schöne darstellt. Und doch ist die Darstellung dieses Schönen von der unsrigen sehr verschieden. Ja, manches was die Chinesen für schön erachten, ist nach unserem Geschmack nicht schön ohne weiteres. Noch deutlicher wird dieser Unterschied und Gegensatz, wenn wir etwa die ägyptische, die mexikanische und vielleicht die afrikanische oder indische Kunst noch in Betracht ziehen. Die Frauen der mexikanischen Kunst oder gewisse Statuen der afrikanischen wirken auf uns vielleicht auf den ersten Blick eher abstoßend. Die wuchtige, in schweren Steinlinien geführte Kunst der Maya in Mittelamerika ist uns in ihrer innersten Schönheit vielleicht lange nicht zugänglich. Trotzdem wird niemand, der sich mit Liebe in dieses Kunstschaffen versetzt, ihm absprechen wollen, daß es Schönheit und Wahrheit auf eigenartige Weise zum Ausdruck bringt. Gewisse Grunderfordernisse, die zur Gestaltung des Schönen und Wahren überhaupt gehören, sind überall eingebalten, in den Maßverhältnissen, in der Symmetrie, in der Farbengebung, in dem Zusammenhang des Ganzen usw. Diese Grunderfordernisse können wir ebenfalls *Urphänomene* der Kunst nennen als Abwandlung des ersten, grundlegenden Urphänomens der Kunst, der Schönheit und Wahrheit oder der Echtheit überhaupt. Dieser Vergleich soll nicht etwa das Einssein der Kunst mit der Religion dartun. Die beiden sind zwar eng verknüpft; aber die Religion hat immer auch noch ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten. Doch hilft uns der

Veraleich vielleicht, das, was wir mit religiösen Urphänomenen meinen, besser zu verstehen.

Unsere Unterscheidung zwischen religiösem Urphänomen und religiöser Wesensform oder religiösem Seelentum ist dem religionsphilosophischen und theologischen Denken noch nicht geläufig genug, und es wird viel gemeinsame Arbeit kosten, um diese Unterscheidung auf ihren vollkommenen Ausdruck zu bringen und mit Hilfe von ihr die religiöse Geschichte der Menschheit, aber auch das religiöse Geschehen in uns selber tiefer zu erfassen und klarer darzustellen.

Wir versuchen zunächst einmal die wichtigsten religiösen Urphänomene herauszustellen, um gleich an ihnen die unterschiedliche Wesensform oder das Seelentum in den verschiedenen Bereichen der religiösen Gestaltung aufzuzeigen. Es sind ihrer zehn.

Das erste Urphänomen, die schon genannte Grundtatsache, ist der Glaube, das Faktum aller Religion. Der Glaube als innerste Lebensbewegung, das Inbeziehungtreten zu letzter Wirklichkeit.

Es muß bei der Betrachtung des Unterschiedes und der Gegensätze der verschiedenen Religionen (z. B. der im indogermanischen und im vorderasiatisch-semitischen Bereich entstandenen) ganz klar sein. Es geht bei dieser Entgegensetzung und bei diesem Kampf nicht etwa um Glauben gegen Unglauben, um einen guten gegenüber einem schlechten Glauben, soviel Tragwürdiges und von uns als unwertig Abgelehntes auch in dem vorderasiatisch-semitischen Glauben sein mag, sondern um Glauben gegen Glauben. Daß es zur Auseinandersetzung, ja zum Kampfe zwischen diesen beiden Formen des Glaubens kommt, hat seinen Grund nicht darin, daß der eine es mit letzter Wirklichkeit zu tun hätte und der andere mit einem Trug, sondern darin, daß die Wesensform, das Seelentum des einen Glaubens dem Seelentum des anderen Bereiches entgegengesetzt und wechsein schädlich ist. Doch davon später.

Als zweites religiöses Urphänomen ist zu nennen das Muß der Gestaltung dieser innersten Glaubenserfahrung. Es gibt keinen wirklichen Glauben, der nicht unmittelbar und mit Notwendigkeit zur Gestaltung drängte. Dieses Sichdarstellenwollen im Bewußtsein, in Begriffen, Worten, Symbolen, in der Lebenshaltung und Weltanschauung ist dem Glauben als solchem innewohnend. Er birgt Schöpferdrang in sich. Und hier tun sich

große Unterschiede sehr deutlich kund. Schon die Erlebnisart in den verschiedenen Religionen, die ja ein Teil der Gestaltung ist, zeigt Unterschied und Gegensatz. Wenn wir nur etwa denken an die Unterschiede von prophetischer Gottesfahrung, bei welcher der Mensch von einer ungeheuren Gewalt von außen her überwältigt wird und ihm das „Wort Gottes“ in die Ohren geraten, ja gebrüllt wird („Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten, Zabire redet, wer sollte nicht hören?“ sagt Amos, von stiller innerer Abtönung des Ewig Wirklichen in der Natur, in der Seelentiefe, oder von dem mystischen Einssein des Seelenabgrundes mit der Gottheit. Ferner wie verschieden sind die Gestaltungsarten mit Beziehung auf die Funktionen unseres inneren Schaffens. Die mythische Anschauung, in der alles Bild wird, die heuristische Vermutung, wo mit dem Wort gerungen wird, das in Erkenntnissen sich verfestigt, die symbolische Darstellung in Symbolen, in Bild in geheimnisvollen Zeichen. Hier wirken die verschiedenen Phasen des religiösen Bewusstseins entscheidend mit. Ferner aber doch auch die kulturelle oder rassische Eigenart.

Endlich, wenn wir zu den inhaltlichen Wesensbestimmungen der letzten Wirklichkeit Gottes kommen so entrollen sich hier am Ende die schroffen Eigenarten. Im vorderasiatisch semitischen Raum der immer persönlich gewaltig wollende, rachende, strahende, ersiehende Gott. Im indo arischen Bereich fehlt zwar der Zug des Persönlichen nicht aber wichtiger ist dort noch das über alles Persönliche hinausgehende oder es verschlingende, das reinende, schaffende, das Selbst des Menschen wieder in sich aufnehmende Urwesen. Im ostischen Raum, etwa bei Laotse der gebarende Urgrund, der in sich Ordnung, Harmonie und ewige Gelassenheit trägt. Oder im chinesischen Universalismus der Himmelskreation das Stufenreich schaffender Mächte.

Als drittes Urphänomen ist zu nennen das Ruhen in letzter Wirklichkeit, das ewige Gehoragewein, das Heil. Auch dies stellt sich sehr verschieden dar. Im Israeliten-Juden-Christentum ruht der von seiner Sünde erlöste und beagnadigte Mensch in der Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott. Sein Heil ist eben diese Gemeinschaft, die das zukünftige Heil der ewigen Gemeinschaft in einem Reich Gottes in sich schließt. Im griechischen Bereich etwa ist dieses Gehoragewein ein Ruhen in der Gesamtheit und in der geistigen Kräftewelt, die das Dasein trägt. Bei Eckhart das Zurückkehren zum Wissen darum, daß der Seelenabgrund mit dem Gottabgrund eins ist und immer eins gewesen ist, ähnlich im Indo-Irischen. Damit

eng verwandt die Entdeckung des Selbstes, d. h. die Verwirklichung der Wesenheit des Menschen mit Gott.

Als viertes Urphänomen ist zu nennen die Gottbezogenheit des Seins, des Alls, des Menschen, der Geschichte. Hier auf der einen Seite so ausgedrückt: Das All ist von Gott geschaffen und in den Raum hinausgestellt. Er halt schauend seine Hand darüber, er lenkt es. Auf der andern Seite das All als eine Parastellung des Gottes selber, die letzte Wirklichkeit wird in die Welt wird zu kosmischen Kräften zu Gotteserscheinungen und ent wird wieder in ihren eiaenen Abgrund. Wo Sein ist und Werden ist sie da nicht nur dabei, nicht nur darüber, sondern in ihr. Dabei darf hier erinnert werden an das letzte Kapitel wo wir deutlich gemacht haben, daß dieses Innesein nach Indoermanns her Anschauung nur eine Seinsform ist. Der Unterschied in der Überzeugung von der Gottbezogenheit des Menschen im Urchristen-Judentum geschaffen nach dem Bilde Gottes abgerollt und verworfen aber doch immer getreut von diesem Gotte bis er den Reueu und Veranderten urückführt. Im anderen dem Indoermannschen Bereich, der Mensch war in seiner empirischen Erscheinungsform beuden mit aller Trauerhaftigkeit des Weltseins doch in seiner Tiefe göttlich. So steht sich auch die Gottbezogenheit der Geschichte, die überall zum Glauben gehört in den verschiedenen Vereichen sehr verschieden dar. Die Geschichte als Mittel Gottes, sein Reich aufzubauen, also ein vor Verlaumes das das Endg. thas vorbereitet oder aber die Geschichte mit toller Sinnhaftigkeit, der Gott in ihr waltend, durch sie schreitend.

Mit diesem Urphänomen der Gottbezogenheit des Seins innast zusammenhangend das fünfte Urphänomen, das Geordnetwerden des Seins durch ewige Ordnung. Hier die Hand Gottes, dort die innewohnenden ewigen Geister, einmündend in den tiefen Abgrund, wo orlog das Urseis, das Schicksal, waltet, aus dem leiblich die Ordnung der Welt aufquillt als unausweichliche Notwendigkeit.

Und aus dem ewigen Geordnetsein sich ergebend der Ausgleich im Wesen. Es gibt keinen Glauben, der nicht in irgend einem Sinne daran festhielt, daß es nicht aleichgültig ist für des Menschen zeitliches und ewiges Schicksal, wie er ist und handelt. Das Sein und Tun ist darum mitbestimmend an seinem Wesen weil Ordnung in der Welt waltet, die nach strengen Gesetzen den Ausgleich schafft. Der Lobgedanke des Alten und Neuen Testaments ist eine Wesensform dieses Glaubens an den Ausgleich. Der Glaube an das Karma im Indo-Urthen, das als kosmisch sitt-



liches Gesetz alles durchwaltet, ist eine andere Form. Dort steht der Gott, der Lohn austeilt und Strafe; hier geschieht der Ausgleich durch verborgene, unerbittliche Gesetzmäßigkeit, kein Wesen vermag dem Walten dieses Karman zu entgehen. Erst wenn der Mensch in sich die letzte Realität ergriffen hat, bricht er durch zur Freiheit. Oder dann im Griechischen der dem Karman verwandte Gedanke der *dex.* des Rechtes und der Gerechtigkeit, die, gesetzt von den ewigen Göttern, waltet über Mensch und Welt.

Ein sechstes religiöses Urphänomen sehen wir in der überall erlebten Tatsache der Spannung zwischen letzter Wirklichkeit und dem Sein der Welt und des Menschen. Und zwar zeigt diese Spannung sich in zwei Sichten. Einmal existenzhaft die Spannung zwischen Gott und Kreatur, zwischen Urgrund des Seins und der Erscheinung in der Welt. Und dann ethisch als Störung des Verhältnisses zwischen letzter Wirklichkeit und dem Menschen.

Damit hängt eng zusammen ein siebentes Urphänomen, das Erlebnis der Tatsache der Unordnung in der Welt und in uns, auf Grund deren das Problem von Sünde und Schuld auftaucht. Wie verschieden hier die in den zwei Hauptbereichen der religiösen Geschichte, im vorderasiatisch-semitischen und im indogermanischen, sich die Formung dieses Urphänomens, das „Seelentum“, darstellt, ist im Vorausgehenden deutlich genug gezeigt worden.

Als achttes Urphänomen ist zu nennen die Tatsache des Unordnungskommens des Menschen mit der letzten Wirklichkeit, die Aufhebung der Spannung und der Störung zwischen Gott und dem Menschen. Hier haben wir auf der einen Seite die Wiederherstellung einer gebrochenen Rechtsordnung durch Genugtuung, Erlösung, auf der andern Seite die Begegnung mit der letzten Wirklichkeit, die Entdeckung der im tiefsten Grunde des Menschseins nie zerstörten Gemeinschaft mit dem tragenden Grund der Welt.

Aus dieser Erfahrung ergibt sich dann als neuntes Urphänomen die Überzeugung von der Unzerstörbarkeit unseres eigenen innersten Wesens. In dem einen Bereich die unsterbliche Seele, die persönlich fortlebt und im ewigen Reiche Gottes in nie endender Anbetungsgemeinschaft mit dem Gotte lebt, Himmelsglaube, Paradieseshoffnung. In einem andern Bereich die Wiederverkörperung des unzerstörbaren Menschenwesens in immer neuen Geburten, durch die der Mensch das Weltall durchläuft, bis er zur Erkenntnis und Erfassung seines Wesensgrundes, des ewigen Selbstes gekommen ist, um dann

einzugehen in das ewige Meer des Seins, wie Ströme in den Ocean fließen, wo sie Namen und Gestalt verlieren. Über der Glaube an das Eingehen des unzerstörbaren Wissenskeimes in den nie endenden Strom des Lebens, um dort als ein Moment, das ist und wirkt und weiter sich gestaltet, zu leben. Es besteht, wie klar ist, eine enge Verwandtschaft zwischen den beiden letztgenannten Gestaltungsformen, die beide dem indogermanischen Bereiche angehören, die eine dem indo arischen, die andere in voraustralischer Weise dem germanisch-deutschen

So schließt sich der Ring der Urphänomene in dem letzten von dem Glauben an die Ewigkeit des Seins. Der Israelite und der Jude wie der Christ sie glauben alle an das ewige Reich Gottes, an jenes herrliche Friedensreich, in dem alle Spannung zwischen Gott und Mensch, zwischen Creatur und Schöpfer verschwunden, alle Tragwürdigkeiten des Menschen beseitigt, alle Ordnungen, die das Dasein in diesem irdischen Geschehen beherrschen aufgehoben sind. Es ist im Hintergrunde aller bewegten Sehkraft dieses Zukunftsbildes doch ein unausgeglichenes Statisches, ein Feststehendes. Da ist kein Werden, keine Entwicklung mehr. Anders ist die Ewigkeit des Seins im indogermanischen Bereiche erlebt und geformt. Der ewige Kreislauf, der in seinem Weirheben die eigene ewige Sinnhaftigkeit trägt, das Auf und Nieder von ewigkeitsreifen Schöpfungsakten

Das Ewige regt sich fort in allen,  
denn alles muß in nichts verfallen,  
Wenn es im Sein beharren will.

Kein Wesen kann zu nichts verfallen,  
das Ewige regt sich fort in allen,  
am Sein erhalte dich beglückt.  
Das Sein ist ewig . . . . .

Diese religiösen Urphänomene sind nun nicht etwa einfach subjektive Erlebnisweisen des Menschen, sondern sind Erfassung der Wirklichkeit, Entdeckung der Wahrheit auf Grund von vieltausendjähriger Erfahrung der großen Gestalten der Menschheit. Dies ist der Grund, warum wir sie überall antreffen, wo religiös erlebt und gestaltet wird. Sie gehören zur religiösen Existenz als solcher. Und diese religiöse Existenz hat ihre Wurzel wiederum in nichts anderem als in dem Sein selbst.

Dieses Sein aber wird in der religiösen Erfahrung in den verschiedenen Bereichen in jeweils besonderer Weise ergriffen und gestaltet. Und zwar scheinen gerade diese Urphänomene die Knotenpunkte zu sein, an denen sich die morphologische Einheit

eines Bereiches und seine durchgängige Verschiedenheit einem andern gegenüber zeigt. An ihnen ist die Behauptung einer gemeinsamen religiösen Grundhaltung im Indogermanischen wie im Vorderasiatisch-Semitischen zu erproben.

## 2

Hier erhebt sich die Frage, woher denn diese verschiedene Formung der religiösen Urphänomene komme. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß bei der Gestaltung der religiösen Urphänomene im Einzelnen verschiedene Faktoren mitwirken. So z. B. die verschiedenen Entwicklungsphasen des religiösen Bewußtseins, wie die mythische, die begriffliche, die symbolische.

Auch die sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen wirken mit. Die Religion eines bodenständigen Bauern wird immer andere Formen haben als die der Arbeiterchaft in einer Großstadt. Gerade hier ist aber die Feststellung eines durchgängigen Grundcharakters in einem bestimmten rassistischen Bereich besonders bedeutsam. Ferner sind ohne Zweifel mitbeteiligt bestimmte individuelle Anlagen der einzelnen Menschen, so z. B. etwa eine rationalistische, eine ethische, eine mystische Veranlagung, die dann in bestimmten Bereichen besonders betont, diesen einen Grundcharakter geben. Sicher spielen auch eine ganze Reihe von Einflüssen von außen mit. Aber bei der Betrachtung der Religionsgeschichte als eines Ganzen scheint doch der Schluß gesichert, daß die am meisten entscheidende Kraft bei der verschiedenartigen und gegenständlichen Formung der Urphänomene in der rassistischen Anlage des Menschen und vor allem eines Gesamtbereiches liegt.

Das Verknüpfte von Rasse und Religion darf aber nicht zu einfach gefaßt werden. Zunächst ist einmal des zu sagen: Wir sind uns wohl bewußt, daß die Erkenntnisse der Rassenforschung keine unbedingten sind, sondern wie überall auf dem Gebiet der Lebensforschung Versuche, der Wahrheit nahe zu kommen, die geheimnisvoll scharfende Wirklichkeit ermauern auch von innen her, d. h. in ihrem geistigen Sein zu erfassen. Es handelt sich hier nicht um eine Rechnung, die aufange, wie  $2 \times 2 = 4$ , sondern um eine zielweisende Wissenschaft, deren Weg es ist, mit Hilfe von genügend begründeten Gesichtspunkten die Mannigfaltigkeit der Welt der Erscheinungen einigermaßen zu durchschauen und zu ordnen.

Zweitens darf bei der Anwendung der Rassenlebenskunde nicht vergessen werden, daß jede Rasse in ihrer Wurzel poly-

morph ist, d. h. daß in ihr eine ganze Reihe von verschiedenen Anlagen schlummern, die z. B. wahrscheinlich Urerbe aus vorgeschichtlichen Phasen der Menschheit sind

Drittens muß beachtet werden die vorgeschichtliche Verwandtschaft der Rassen, die, wenigstens sehr wahrscheinlich, sich aus derselben Urform zu andern Typen, ja teilweise zu scharfen Gegensätzen entwickelt haben. So ist ohne Zweifel die dinarische Rasse mit der vorderasiatischen verwandt, ebenso die westische mit der orientalischen. Und daß die nordische Rasse nicht ganz für sich steht, sondern irgendwie mit jenen hochachtigen und lauschaßdeliaen Menschen zusammenhängt, die einstens die Maadalenen-Kultur geschaffen haben, und von denen auch der westische Mensch herkommt, ist wohl keine Frage. Es müssen also in den Urschichten des nordischen Menschen Tendenzen aus jenen früheren Phasen vorhanden sein. Diese aber können unter dem Einfluß eines bestimmten Seelentums wieder zum Leben und zur Wirkung erweckt werden.

Endlich ist wohl zu beachten, daß, wie die gesamte Wirklichkeit, so auch der Mensch und die Rasse innerlich polar gebaut sind, d. h. es ist ein spannungsvolles Kraftreich, in dem sich entgegensetzte Pole befinden. So ist der nordische Mensch z. B. außerordentlich rational veranlagt, zur selben Zeit aber auch im höchsten Grade mystisch.

Bei der Erforschung eines gesamten Kulturbereiches oder eines Volkes muß dann noch die Rassenmischung in Betracht gezogen werden. So sind bekanntlich im deutschen Volke vor allem drei Rassen wirksam, die nordische, die fälische die dinarische. Und andere Rassen wie die ostische und die westische, haben keinen geringen Einfluß auf das rassische Gesamtbild des deutschen Volkes gehabt.

Endlich ist bei der Betrachtung des Religiösen noch darauf hinzuweisen, daß wir nicht umstände sind, immer in die letzten Gründe der religiösen Erlebnisse eines Menschen oder der religiösen Geschehnisse eines Volkes hineinzusehen. Vieles bleibt häufig ein ungelöstes Rätsel. Denn Religion hat es ja immer irgendwie mit allerlesten Gründen zu tun.

Trotz dieser Warnungen zur Vorsicht bei dem Versuch, das rassische Bestimmte des Glaubens zu erfassen, bleiben wir dabei, daß Rasse und Glaube aufs engste zusammenhängen.

Zunächst ist dies einmal ohne Zweifel gesichert, daß aufs Ganze gesehen, trotz vieler Einzelausnahmen, ein Zusammenhang besteht zwischen der leiblichen und der gei-

stigen Eigenart eines Menschen und einer Rasse <sup>1)</sup>. Welche Korrekturen der heutigen Rassenlehre die Zukunft auch bringen wird, einige Resultate werden nicht erschüttert werden können. Einmal dies, daß es leibliche Typen gibt, die sich so deutlich erkennen lassen, daß durch zahllose Generationen hindurch im Grunde dasselbe Bild bleibt. Und zweitens, daß in den Menschen dieses Bildes ein seelisch-geistiger Grundcharakter trotz aller Verschiedenheit, ja aller Gegensätze festzustellen ist. Ob die einzelnen Züge dieses geistig-seelischen Bildes unbedingt richtig gesehen sind oder nicht, ist nicht das Entscheidende. Wichtiger ist die Tatsache eines Grundcharakters als solche. Und es wird die Aufgabe der Zusammenarbeit vieler Forscher der nächsten Jahrzehnte sein, diese Grundtatsache auch in ihren Einzelzügen immer deutlicher herauszustellen.

Entscheidend bei der Betrachtung der Religion eines Volkes oder eines Kulturbereiches wird immer die Frage bleiben, ob aus der Ganze gesehen ein in seinen Umrissen einigermaßen faßbares Gesamtbild zu entdecken ist, d. h. die Frage, ob in einem Volk oder einem Bereich ein bestimmtes rassisches Gemtesbild sozusagen das dominierende ist als die eine Grundlinie, auf die hin alle Verschiedenheiten und selbst alle Gegensätze sich immer irgendwie richten. Hier ist zurückzuweisen auf unsere Einleitung und die ersten Kapitel.

So schwierig die rassische Religionsforschung sich auch gestalten mag und so vieles im Einzelnen hier noch fraglich ist, es steht nach unserer Überzeugung, die sich auf Forschungen und Beobachtungen von vielen Jahren stützt, fest, daß sich ein solches einheitliches Gesamtbild sowohl im vorderasiatisch-semitischen wie im indogermanischen Bereich herausstellen läßt. Und wir haben Grund zur Annahme, daß das Gesamtbild im indogermanischen Bereich in seinem Kern etwa dem ariischen Gesamtbild des nordischen Menschen entspricht, wenn darin auch viele andere Einschläge hineinatreifen, es abwandeln und es in spannungsreichen Entgegensetzungen erscheinen lassen.

Ebenso scheint uns eine unvoreingenommene Betrachtung der Tatsachen zu ergeben, daß der Grundcharakter der verschiedenen Religionen im vorderasiatisch-semitischen Bereich, besonders wenn wir ihre Hochgestaltungen in Betracht ziehen, der Art der Hochgestaltungen im indogermanischen Bereich weitest entgegengesetzt ist <sup>1)</sup>.

Wie in der gemeinsamen religiösen Eigenart des indogermanischen Bereiches die Grundart des nordischen Menschen zu er-



kennen ist, der immer wieder, trotz aller Mischung, für diesen Bereich das bestimmende Ideal und offenbar auch der bestimmende Faktor zu sein scheint, so scheint im vorderasiatisch-orientalischen Bereich hauptsächlich das Raßenbild des vorderasiatischen und des orientalischen (semitischen) Menschen maßgebend gewesen zu sein.

Dabei ist noch zu beachten, daß die großen rassistischen Typen, vor allem auch in ihrer geistigen Gestalt, *Menschen*typen sind, die sich überall in der Menschheit finden, die sich aber in gewissen Bereichen so häufen, daß sie diesen den jeweils bestimmenden Charakter geben. So sind also die verschiedenen Rassenbereiche nicht streng gegeneinander abgeschlossen; aber sie haben sozusagen je einen schaffenden Blutsinn, eine konstituierende rassistische Grundkraft, die jedem Bereich immer wieder sein eigentümliches Gesicht gibt.

Aus den im Vorausgehenden angezogenen Tatsachen erklärt sich dann auch, warum in einem Bereiche, wie z. B. dem germanisch-deutschen, sehr verschiedene religiöse Typen auftreten können. Diese Verschiedenheit ist aber nicht das Entscheidende, sondern die Tatsache, daß immer wieder durch die gesamte germanisch-deutsche Geschichte hindurch ein bestimmter Grundcharakter sich fundiert hat und von den Traditionsberreichten, dem unmittelbaren Lebens- und Gestaltwillen der germanisch-deutschen Seele sich Hinabhebendes als der maßgebende empfunden worden ist.

Die innere Kraft, die diesen Grundcharakter immer wieder hervorbringt, nenne ich die *religiös schaffende Substanz* eines Volkes oder auch den *religiösen Urwillen*, das heißt die seelisch-geistige Formkraft, die in ein bestimmtes Blut eingeschüttet den Menschen in seiner inneren Haltung, seiner Erlebnisart, seiner Anschauung bestimmt. Damit es ganz klar ist: Hiermit ist nicht gemeint die Kraft, die den Glauben als solchen, d. h. als innerste Lebensbewegung schafft. Diese Kraft ist allein die letzte Wirklichkeit selbst, deren der Mensch inne wird. Sondern gemeint ist die Art, wie ein Mensch die innere Wirklichkeit der Welt, des Geistes und seines eigenen Wesens erfährt und darstellt.

Diesen religiösen Urwillen, diese religiös schaffende Substanz eines Volkes betrachten wir als den Ausdruck der letzten Wirklichkeit, als einer in der Welt der Erscheinung schaffenden, also als eine Darstellung ewigen Willens im Geschehen. Es ist uns also die verschiedenartige Formung in der Welt nicht einfach ein Beweis menschlicher Vielfältigkeit oder gar Willkür, sondern ehrfürchtig erlebter und angeschauter Ausdruck des weltgebarenden und geschichtsschaffenden Gotteswillens.

Damit ist auch schon von der Tiefe her die Frage nach der Wahrheit dieser verschiedenen Formungen gestellt. Nehmen wir als Beispiel das religiöse Urphänomen von der Unzerstörbarkeit des Menschenwesens. Es kann, so wendet man ein, nur eines wahr sein, entweder das „persönliche“ Fortleben nach dem Tode in einem Reich Gottes oder das Eingehen des Menschen in den ewigen Lebensstrom oder in das Meer des Seins. Begrifflich und von uns aus allein gesehen ist dies richtig. Wir müssen wählen zwischen dem einen oder dem andern.

Dabei darf allerdings, um das hier noch einmal zu betonen, nicht vergessen werden, daß diesen verschiedenen Anschauungen eine gemeinsame Überzeugung zugrundeliegt, nämlich eben die von der Unzerstörbarkeit des Menschenwesens, d. h. der innersten Seins- und Schaffenskraft des Menschen. Dies ist zunächst einmal die gemeinsame Wahrheit in den entgegengesetzten Formungen. Gerade diese Tatsache wird im allgemeinen übersehen. Aber sie ist für die Behandlung der Wahrheitsfrage von außerordentlicher Bedeutung und zwar darum, weil für diejenigen, die entdeckt haben, daß auch bei begrifflichen Gegenätzen und solchen in der Vorstellung ein Grundgemeinsames da ist, die Wahrheitsfrage ein anderes Gesicht bekommen hat. Es wird nämlich zwischen ihnen jetzt nicht nur das Gegenwärtige in ihren Anschauungen an und für sich ins Auge gefaßt, sondern auch das Gemeinsame. Und damit wird ihnen die Frage aufgezwingen, ob nicht diese gegenwärtige Formung der Grundüberzeugungen mehr symbolhafte Hinweise seien als schlechtbin auftrag Aussagen.

## 3

Es kann selbstverständlich nicht ausbleiben, daß dann ein unerbittlicher Kampf einsetzt, wenn eine solche Aussage als ewig gültig andern aufgezwungen werden soll. Denn dies eine darf auf keinen Fall vergessen werden, daß die Wesensform eines Glaubens, sein Seelentum, nicht nur nicht gleichgültig ist für das Sein und die Lebensgestaltung eines Menschen, sondern von entscheidender Bedeutung. Die genannten religiösen Urphänomene weisen alle ins Unendliche. Aber wir Menschen leben nicht im Unendlichen, sondern im Endlichen. Und zu diesem gehört das Seelentum eines Glaubens. Wenn auch in der Kunst etwa das Schöne und Wahre und all die andern Urphänomene des Kunstschaffens und des Kunstlebens der Menschheit gemeinsam sind, so ist es doch von höchster Bedeutung für den Menschen und ein Volk, welche Form der Kunst bestimmend ist und die Seelen führt. Es kommt alles darauf an,

ob etwa in unserem Volk artverwandte oder fremde Kunst wirksam ist, die eigene germanisch-deutsche, die griechische, die römische \*), oder ob etwa die Kunst des Ostens aus China oder Japan oder die Ägyptens oder gar primitive uns beherrscht. Es wäre geradezu verhängnisvoll, wollte man jene Kunst aus der Fremde als die maßgebende für deutsches Empfinden bestimmen. So auch glauben wir, ist das Seelentum oder die Wesensform einer fremden Religion, tief genug gesehen, unheilvoll für ein Volk. Ja, wir stellen den Satz auf, daß das innere Schicksal eines Volkes und damit eng zusammenhängend auch sein äußeres) entscheidend davon abhängt, daß es das religiöse Seelentum, die Wesensform des Glaubens finde, die seiner Art gemäß ist. Fremde Seelentümer können vielleicht eine Zeitlang als Anstoß wirken. Aber wenn sie bestimmend sind für ein Volk, kann die Folge nichts anderes sein als seelische Zerruttung und geistige Unordnung, die sich in der Verkümmernng der trefflichsten Kräfte und in der Zerstörung des würdevollen Gestaltwillens auswirken.

Wir weisen, um an einem Beispiel klarzumachen, was wir meinen, noch einmal zurück auf die Art des Sündenerlebnisses und der Anschauung vom Menschen wie sie uns aus dem vorberasiatisch-levantischen Bereich als herrschender Typ bekannt sind. Wie wir sagten, sind wir überzeugt davon, daß es Menschen gibt, die so erleben müssen. Aber wenn wir den germanisch-deutschen Bereich, soweit er sich von der Überfremdung durch das Christentum gelöst hat, und den indogermanischen insgesamt, besonders in seinen religiösen Hochgestaltungen betrachten, dann können wir zu gar keinem andern Schluss kommen als zu dem, daß jene Art von Sündenerlebnis und jene Anschauung vom Menschen der Menschenart die in diesem Bereiche vornehmlich beheimatet ist, nicht entspricht. Der Versuch also, jenes fremde Seelentum dieser rassistisch so ganz anders bestimmten Menschenart als das maßgebende aufzuzwängen, ist eine Veracknowledgierung dieser Art, weil durch diesen Zwang die religiösen Formkräfte eigener Art, die eine ganz andere Erfahrung als die maßgebende innerlich erstreben, gehindert, abgehoben, verwirrt und schließlich verhängnisvoll geschwächt werden. Und dies kann zu nichts anderem führen als zu Unheil.

\*) Die indo-irische kann hier nicht genannt werden, bekanntlich haben wir kein einziges Kunstwerk aus der einwandfreien indo-irischen Epoche. Die Anfänge der Kunst, die uns in Indien erhalten sind, stammen erst aus etwa dem dritten Jahrhundert vor Christus, und das was gemeinhin indische Kunst genannt wird, hat nur noch selten rein indo-irische Züge.

Oder wenn die religiös schaffende Substanz in einem Menschen ihn einführt in die Gottgründe der Natur und er von dorther Befreiung erlebt und beseligende Gemeinschaft, so ist dies ein Stück Seelentum aus eigener Art geboren. Stört ihn nun ständig ein fremdes Seelentum, das die Natur als gottabgerallen, womöglich als Verführung darstellt, versuchen Menschen, die dieses fremde Seelentum sich zu eigen gemacht haben, ihm das in Frage zu stellen oder gar zu zerstören, was er eigenkräftig religiös erlebt, so wird zwar der Starke dadurch sich nicht irremachen lassen, ihm wird das, was er tatsächlich erlebt, ein kräftigerer Beweis sein für das Wirkliche und die Wahrheit als alle Einwände der andern. Aber aufs Ganze etwa unserer deutschen Jugend gesehen muß jenes fremde Seelentum, das als maßloslich dargeboten wird, die Gemüter verwirren, ihren tiefen Spürsinn mit Fragen und Zweifeln verdecken und die sprossenden Keime religiöser Urerlebnisse aus der eigenen Art gefährden oder vernichten. Nicht das religiöse Urphänomen, hier also einfach das Gottbezogensein des Seins, etwa der Natur, ist schließlich das für das innere Werden, die Erlebniskraft und die Lebensgestaltung Maßgebende, sondern wie sich jenes Urphänomen im Erleben darstellt: Gott in der Natur, die Natur im innersten Kern wesender Gott, mit dem man unmittelbar in Verbindung tritt, oder die gottfremde Natur, über die er nur seine schauende, lenkende Hand hält. Für manche mag die Bedeutung dieser Unterscheidung unwesentlich sein. Für den, der in das geheime und seine Getriebe der seelisch-geistigen Bewegungen, der Werden- und Schaffensprozesse in einem Menschen hineinsieht, sind sie entscheidend und bestimmend für Heil und Unheil.

Daraus ergibt sich das Muß des Kampfes um die Glaubensform, um das Seelentum unserer Art. Wir würden schuldig an unserem Auftrag, wenn wir diesen Kampf nicht mit unerbittlicher Entschiedenheit aufnähmen. Er ist nicht gewollt aus eigenem Willen, sondern gewirkt. Es kann darum auch nicht ausbleiben, daß germanisch-deutscher Glaube den Kampf aufnehmen muß gegen jenes fremde Seelentum vorderasiatisch-semitischen Glaubens, der mit dem Anspruch, alleiniger und für alle gültiger Glaube zu sein, in unser Volk einbrach. Das Ziel dieses Kampfes kann kein anderes sein, als daß germanisch-deutscher Glaube zur entscheidenden Macht werde im deutschen Volke.

Noch damit dieser Kampf ein Glaubenskampf bleibe, d. h. ein Kampf mit innersten Kräften und ein Kampf edelster Art, stehe im Hintergrunde alles Ringens das Wissen darum, daß echter Glaube überall es mit Gott zu tun hat und daß allen

Glaubensformen die großen Überzeugungen und Erfahrungen zugrundeliegen, die allen Menschen im Grunde gemeinsam sind. Daraus ergibt sich für uns die Achtung vor allen echt gläubigen Menschen, welcher Art sie auch seien, und das Brüdersein in letzter Wirklichkeit, das zwar die Gegensätze nicht verwischt oder gar beiseiteschiebt, das uns aber, die wir kämpfen um unsere Überzeugungen, alle zusammen lebhina bindet an den Einen tragenden und schaffenden Grund unseres Daseins, der für uns auch Kampf als Muß gesetzt hat.





## Schluß

# Der Deutsche Glaube und die andern Religionen. Das Christentum. Jesus<sup>1)</sup>

### 1

Die Haltung des Deutschen Glaubens andern Religionen gegenüber ist durch die Schluß Sätze im letzten Kapitel gekennzeichnet. Achtung vor jedem echt Glaubigen, Ehrfurcht vor andern Religionen, das Erfahren und Wissen vom Brudersein in letzter Wirklichkeit zugleich aber auch eine klare und unerbittliche Erkenntnis, daß die Wesensformen der Religionen nach strenger Bestimmung so verschieden sind, daß nicht irgend eine Religion von irgend einem Menschen oder einem Volk wirklich angenommen und zu eigen gemacht werden kann, sondern daß sich die religiösen Gestaltungen verteilen nach der inneren Art. Wir nennen dies das Glaubensschicksal eines Menschen oder eines Volkes. Diese Glaubensschicksale sind verschieden. Und diese Verschiedenheit ist anzuerkennen und als der Wille der ewigen Mächte zu ehren. Um sie ist mit Unerbittlichkeit zu kämpfen.

Hinter dieser unserer Überzeugung steht nicht etwa ein leichter Relativismus, wie man uns immer wieder vorwirft, sondern ein tiefgegründeter Glaube. Relativismus wäre unsere Haltung dann, wenn wir erklären würden, es sei gleichgültig, welchen Glauben ein Mensch habe. Jeder Glaube sei recht für ihn. Dies aber sagen wir nicht, sondern das Gegenteil. Das innere Schicksal eines Menschen, religiös gesprochen sein ewiges Schicksal, hängt durchaus davon ab, zu welchem Glauben er sich bekennt. Es kann also nicht gleichgültig sein, wohn er sich wendet, sondern er muß mit ganzem Ernste suchen, seinen Glauben zu finden, sein Glaubensschicksal zu entdecken. Oder besser gesagt, da diese Dinge nicht einfach vom bewußten Willen des Menschen abhängen, sein Glaubensschicksal in sich geschehen

zu lassen durch die schaffende Gott-Macht, die jedem Menschen seinen Glauben bestimmt und in großen Erfahrungen schenkt. Und dann, wenn dieses Geschehen gehindert wird, den Kampf aufzunehmen.

So verbindet sich im germanisch-deutschen Glauben die Strenge des Wissens um das Bestimmte des Glaubensschicksals mit einer außerordentlichen Weiber, gleit andern Glaubensformen gegenüber. Wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir erklären, daß diese Haltung indogermanisch ist, denn sie taucht immer wieder als die bestimmende in den entscheidenden Epochen indogermanischer Religionsgeschichte auf. Wir haben schon früher einmal auf jenes Dokument des buddhistischen Kaisers Ashoka aus dem 3. Jahrhundert vor Christus hingewiesen, das diese Haltung andern Religionen gegenüber klarlich zum Ausdruck bringt, wenn auch mit einem starken Einschlag buddhistischer Toleranz, die gerne alle Fehler überfieht.

Der göttergelebte König Prasadarsicht ehrt alle Religionsgemeinschaften ob sie wandernde oder ansässige sind, durch Geschenke und mannigfache Ehrenerkennung. Aber der Göttergelebte ist nicht so großes Gewicht auf Geschenke und Ehrenerkennung als darauf daß das was ihre Eigentümlichkeit bildet gedehe. Das Bedenken der Eigentümlichkeit aller Religionsgemeinschaften ist vielmehr die Grundlage dazu aber ist Voracht in der Rede daß man nicht die eigene Religionsgemeinschaft beschreißt oder andere Religionsgemeinschaften schmäht oder ohne Grund (die Voracht in der Rede gering achtet sondern daß man bei gegebener Veranlassung fremde Religionen ehren alchalten ehrt. Wenn man bei gegebener Veranlassung so verfährt, verdient man die eigene Religion und tut auch der andern Religion Gutes. Wer anders verfährt schädigt die eigene Religion und tut auch der andern Religion Unbutes. Denn wer immer seine eigene Religion hochpreißt und eine andere Religion schmäht der schädigt, während er die eigene Religion erhöhen will um ist Göttern zu verleihen, durch solches Tun die eigene Religion sehr Gemindert allein kommt indem einer die Lehre des andern hört und gerne hört?).

Dieselbe Haltung, nur herber, stolzer, finden wir im Nordischen in der Geschichte der Königin Sigrid, die Olaf, der Betehrer Norwegens, heiraten wollte.

Da verlangte König Olaf, Sigrid solle sich taufen lassen und den Christenglauben annehmen. Sie aber erwiderte: „Niemals werde ich den alten Glauben aufgeben, den ich und alle meine Gesippen vor mir hatten. Doch will ich auch mit dir nicht darüber rechten, wenn du an den Gott glaubst der dir gefällt.“ Da ergrimmte König Olaf gewaltig und rief wütend: „Wie sollte ich dich beiraten, du heidnische Mähdin“, und er schlug ihr mit seinem Handschuh ins Gesicht, den er in der Hand hielt. Dann stand er auf, und auch sie erhob sich. Jetzt sagte Sigrid: „Das soll dir noch einmal den Tod bringen.“ So trennten sie sich. Der König fuhr wieder nach Birka, die Königin aber nach Osten ins Schwedenreich zurück?).

Und das Wort Friedrichs des Großen, daß in seinem Lande jeder nach seiner Façon selig werden könne, ist aus demselben Geiste geboren. Germanisch-deutscher Glaube kann sich zu andern Religionen überhaupt nicht anders stellen.

Er erhebt also keinen „Absolutheitsanspruch“ für sich wie das Christentum. Mit diesem Anspruch ist ja gemeint, daß der christliche Glaube für alle Menschen ohne Unterschied gelte und daß, wer sich diesem Glauben nicht beuge, das Heil nicht finde, ja, ewig verloren gehe. Auch hier, wenn wir erklären, daß wir keinen Absolutheitsanspruch erheben, werden wir immer wieder mißverstanden. Es wird dies oft so ausgelegt, als ob wir in unserem Glauben überhaupt nicht auf ein Absolutes, d. h. auf ein Unbedingtes Anspruch machen. So steht es aber nicht. Das Unbedingte unseres Glaubens liegt darin, daß wir auf Grund unserer Erfahrung überzeugt sind und wissen, daß wir in unauflöslicher Verbindung stehen mit letzter Wirklichkeit, daß diese Verbindung zehntausig ist, daß sie uns durch nichts in Frage gestellt werden kann. Unser „Absolutheitsanspruch“ bedeutet also die Überzeugung, daß wir in unserem Glauben eine unbedingte Wirklichkeit ergriffen haben, von ihr ergriffen und gehalten sind. Wir leben also nicht in „relativen“ Erfahrungen und Werten, sondern in der Unbedingtheit des Seins mit Gott. Wenn wir darum andern Typen von Menschen ihren andern Glauben zuweisen als einen für sie gültigen, so bedeutet das nicht, daß der unsere auch nur im allergeringsten dadurch irgendetwie in seiner Unbedingtheit in Frage gestellt werden könnte.

Die theologische und religionsphilosophische Reflexion muß endlich einmal von dieser unserer Haltung als einer jedenfalls im germanisch-deutschen Bereich gültig vorhandenen absehen und nicht immer wieder bei der Behandlung des Absolutheitsanspruches von der einseitig christlichen Form. Solange das wirkliche Wesen dieser unserer Haltung nicht im Grunde bearbeitet ist, werden alle Auseinandersetzungen fruchtlos verlaufen müssen. Und hier hat vor allen Dingen einmal die in der Theologie und in der Religionsphilosophie weit verbreitete, aber trotzdem irrige Meinung zu fallen, daß echter Glaube immer auch in sich trüge den Anspruch, daß er in dieser seiner Form für alle gültig sei. Diese Betrachtungsweise geht nicht vom schaffenden Leben und dem urgründig geheimnisvollen Geschehen des Glaubens selber aus, sondern von einer gedanklichen Abstraktion.

Wenn aber nun der Deutsche Glaube zu andern Religionen sich so stellt, wie kommt es — diese Frage wird mit Recht er-

haben daß er in einem Kampf steht mit dem Christentum? Folgerichtig mußte er, so wird von manchen gesagt, von dieser seiner Grundhaltung her auf jeden religiösen Kampf verzichten. Dies ist aber ein Irrtum. Denn bei diesem Einwand wird ja nur eine Seite der Haltung gesehen, daß wir nämlich verschiedene Glaubensschichtale anerkennen. Die andere Seite aber, daß wir wissen um das notwendige Zusammengeordnetsein von Glaubensschichtale und Art und daß, wenn diese Zusammenordnung nicht organisch geschieht, Unheil entsteht, bleibt übersehen.

Gerade auch von unserer Haltung her, wo arrote Weltlerzigkeit mit Wissen um notwendiges Bestimmthein sich verbindet, ist die Frage nicht zu umgehen, ob das Christentum das Glaubensschichtale des deutschen Volkes als Ganzes ist, womit dies gemeint ist, ob das Christentum dazu bestimmt ist und bestimmt sein darf, für das deutsche Volk maßgeblich in allen Glaubensdingen zu sein.

## 2

Sundchst ist aber hier einmal die Frage zu erheben, was denn Christentum sei. In vielen Auseinandersetzungen machen wir diese Erfahrung. Sobald wir den Finaer legen auf tragend eine Seite des Christentums, von der wir überzeugt sind, daß sie nicht der Weisensart des deutschen Volkes entspricht, wie z. B. auf das paulinische Sunden-, Bus- und Erlösungsgelehrnis oder auf den Satensglauben und die ewige Verdammnis erklärt man uns, dies seien ja unweisentliche Studie des Christentums, dies sei gar nicht das Christentum, das man meine. Führt man dann die Auseinandersetzung weiter, so sieht man wie von Viefen, die das Christentum verteidigen, auf diese Weise ein Stiel um das andere an ihm, ja schließlich sogar an der Person Jesu abgestrichen wird, so daß man nicht mehr weiß, was denn nun Christentum sein soll und ist. Eder sind diese Versuche, das Lebendige und Wertvolle etwa in der Gestalt Jesu durch diese „Läuterung“ dem deutschen Gemüte zu retten, nicht wertlos. Manch einer, der, erarntet von der innersten gebeurften Gewalt Jesu, so wirkt und kämpft, vermag auf Kräfte und Werte hinzuweisen, wenn er sie selbst hat, die für manche von nicht geringer Bedeutung sein mögen. Jedoch glauben wir nicht, daß dies der Weg zu einer reliablen Erneuerung des Volkes ist. Und zwar darum. Wir sehen immer wieder, wie alle diese Versuche schließlich doch irgendwie in den Bannkreis dessen, was wir das vorderasiatisch-semitische Weisen des Christentums nennen, einbezogen und damit abgehoben werden. Dies aber führt nicht selten zu schlimmen Zwittergebilden und sehr gefähr-

lichen Kompromissen, die ein gerades Wachstum hemmen. Der Grund dieser Tatsache liegt einfach darin, daß es unmöglich ist, das Christentum und auch die Gestalt Jesu von ihrem Mutterboden loszuösen, der im Alten und Neuen Testament gegeben ist. Wir wissen nichts von Jesus als das, was im Neuen Testament steht. Aber dort ist er eingehüllt in ein Seelentum, das ja auch die Verteidiger eines „deutschen Jesus“ oder eines „nordischen Christus“ als widerartig empfanden. Wo aber soll die Grenze dessen gezogen werden, was nicht unserer Art gemäß ist, wenn das grundlegende Dokument, aus dem wir uns Kenntnis über Jesus und das vorab. ch. „wahre Christentum“ nehmen, das Buch ist, von dem nach seinen eigenen Worten bei Drohung ewiger Strafe nichts abgezogen werden dürfe? Der eine nennt dies artwidrig und der andere jenes. Und schließlich kommt es doch immer wieder am Ende auf eine subjektive Zurechtfindung des Bildes Jesu und des Christentums hinaus, die für eine gewisse Zeit einige Bedeutung haben mag, die aber nicht imstande ist, das religiöse Problem unseres Volkes an seiner Wurzel anzufassen. Dies geschieht erst dadurch, daß wir einmal ganz klar und entschieden die Frage stellen: „Christentum oder Deutscher Glaube als maßgebliche religiöse Macht für das deutsche Volk?“ Dabei sind wir uns dankbar bewußt, daß sehr Viele von denen, die aus mißlicher religiöser Erarmtheit heraus für einen „deutschen Jesus“ eintreten, in ihrer Grundhaltung durchaus zu denen gehören, die eigentlich für einen Deutschen Glauben kämpfen.

Um allen jenen Unsicherheiten zu entgehen, die durch ein nach deutschem Empfinden zurechtgelegtes Christentum drohen, und endlich einmal zu einer entschiedenen Auseinandersetzung zu kommen, halten wir uns bei unserer Betrachtung des Christentums einfach an die Dokumente, das ist an die Bibel Alten und Neuen Testaments und an die Bekenntnisschriften, die heute noch nach Überzeugung und Willen derer, die das Christentum unbedingt verteidigen und ihm gemäß leben wollen, die maßgeblichen sind. Also mit diesem Christentum haben wir es zu tun.

## 3

Hier ist nun als Erstes zu sagen: Wir wissen, daß es nicht wenige gute Deutsche gibt, die auf dem Wege dieses Christentums zum Frieden ihres Herzens und zu der Kraft ihres Lebens gekommen sind, daß also unter den deutschen Anhängern des Christentums es auch echt Gläubige gibt, denen offenbar dieses zum Glaubensschicksal geworden ist. Niemand von uns wird diesen Menschen das Recht verwehren, das Evangelium zu ver-



sünden auf ihre Art. Das Gegentheil wäre eine Verflächigung an unserem eigenen Glauben. Jeder Gläubige hat das Recht, ja sogar das Muß, von seinem Glauben Zeugnis abzulegen. Also darum geht es nicht, daß den Christen etwa nach der Meinung der Menschen deutschen Glaubens verboten werden sollte, ihres Glaubens in deutscher Volks- zu leben und für ihn zu zeugen. Aber nicht hier liegen die Anknüpfungspunkte unseres Kampfes, sondern da, wo dieses religiöse Recht und Muß zum Anspruch einer kirchlichen Einrichtung wird, die ihre religiöse Gewalt über das ganze deutsche Volk ausüben will.

Dieser Anspruch knüpft sich an den Anspruch der christlichen Kirche, Volkskirche zu sein, d. h. an die Überzeugung, daß jeder, der in Deutschland geboren wird, selbstverständlich unter die Erziehungsgewalt dieser Kirche sich zu stellen hat. Ja, daß der Staat dafür sorgen soll, daß diese Erziehungsgewalt ohne Ausnahme ausübt werden kann. Um hier ein paar konkrete Beispiele zu nennen, der Konfessionsunterricht die staatlichen Einrichtungen wie Heer, Marine, die Feste des Volkes mit ihren offiziellen Kirchentagen usw. Es gilt heute als selbstverständlich zu Recht, daß in der deutschen Schule die konfessionelle Unterweisung im Christlichen gelehrt werden darf. Wir hatten dies als nicht im Einklang stehend weder mit dem letzten Sinn des Evangeliums Jesu, noch auch mit germanisch-deutschem Wesen. Ebenso wenn es selbstverständlich sein soll, daß jeder Soldat und jeder Matrose sich zum Christentum bekennt und daß diejenigen, die sich nicht dazu bekennen, aus dem deutschen Heer und der Marine ausgeschlossen sein sollen, so mußten hier Christen, die auch Deutsche sind, von ihrer Glaubensüberzeugung und von ihrem deutschen Wesen getrieben, gegen eine solche Forderung Einspruch erheben und nicht ruhen, bis sie hieße. Der deutsche Staat ist aufgebaut auf germanisch-deutscher Grundlage und sonst auf nichts. Es gibt in dieser Sicht keine „christliche“ Schule, noch ein „christliches“ Heer, noch eine „christliche“ Universität, sondern eine deutsche Schule, ein deutsches Heer, eine deutsche Universität, wo jeder, der aus seinem deutschen Wesens Grund lebt, unbekümmert darum, zu welchem Bekenntnis er sich stellt, das unerschmalteste Recht hat sich einzusetzen für sein Volk und Vaterland wie sein Gewissen ihn dazu treibt. Darum mußten z. B., wenn die großen nationalen Feste gefeiert werden, diese nicht von konfessionellen Gottesdiensten eingelegt werden, an denen immer nur ein Teil des deutschen Volkes von Herzen teilnehmen kann, sondern von einer deutschen Weihestunde, die alle vereinen würde. Wenn dies

nicht genügt, der könnte dann seine konfessionelle Weisestunde am besonderen Orte halten.

Wenn dann vollends Glaube, Kirchenwesen und Politik so miteinander verqu coast werden, daß man sogar mit Hilfe von politischen Methoden versucht, dem Christentum Geltung und den Sieg im deutschen Volke zu verschaffen, so können wir dies nicht anders nennen als einen Abfall vom wahren Glauben und von germanisch-deutschem Wesen, gegen den wir uns im Kampfe um religiöse Sauberkeit und um die Wahrung echten deutschen Weisens mit Auerbittlichkeit wehren werden. Wir wissen, daß germanisch-deutsche Haltung in diesem Bereiche den Sieg erringen wird. So selbstverständlich es uns ist, daß niemand das Recht streitig gemacht werden soll, seines Glaubens zu leben und ihn zu verhandigen, so unentwegt ist unser Widerstand gegen die Gefährdung der deutschen Einheit durch eine verirrte religiös-politische Haltung. Und wo gar von außen her Teile des deutschen Volkes religiös-politisch regiert werden sollen, gibt es für uns nur eine Lösung: Kampf bis zum Siege!

## 4

Hier ist nun endgültig die Frage zu stellen, ob das Christentum oder Deutsche Glaube die bestimmende Macht im religiösen Leben des deutschen Volkes sein kann und muß. Durch alles, was in diesem Buche gesagt worden ist, ist deutlich geworden, daß wir der Meinung sind, kein anderer Glaube als der Deutsche könne für dieses Volk das Glaubensschicksal sein. Es wird zwar nach unserer Meinung wohl immer eine Gemeinde Jesu im deutschen Volke geben, so gut wie sonst in der Welt. Und sie wird ihre eigene Bedeutung haben für das religiöse Geschehen in dem Raume, in dem sie lebt. Aber die normative, d. h. die maßgebliche religiöse Gewalt kann nach unserer Überzeugung nur der Deutsche Glaube sein, da die Epoche zu Ende geht, in der das Christentum den Anspruch erheben konnte, diese normative Gewalt zu sein. Dieser Anspruch findet heute in den Herzen von Millionen von Deutschen keinen Widerhall mehr.

Diese Überzeugung fließt ja aus der andern, daß die Wesensform des Christentums, sein Seelentum, dem Wesen der religiös schaffenden Substanz des deutschen Volkes nicht gemäß sei. Wir haben jenes Wesen das vorderasiatisch-semitische genannt, weil das Christentum, in jenem Raume entstanden, nach unserer Überzeugung, so verschieden es in vielen Stücken von den andern vorderasiatisch-semitischen Religionen sein mag, doch seinen entscheidenden und unverlierbaren Grundcharakter mit ihnen gemein hat. Wir nennen nur einige Wesens-

güte des semitischen und des vorderasiatischen Menschen, um zu zeigen, daß sie im Christentum wenn auch in einer vergeistigten Form, im Zentrum wirksam sind.

Dabei darf dies nicht vergessen werden, daß, wenn wir den gesamten vorderasiatisch-semitischen Religionsbereich betrachten, wir nicht einfach nach oberflächlichen Gleichungen in den verschiedenen Religionen suchen dürfen, sondern daß wir in die Tiefe spüren müssen, um ihre innersten Wesenszüge zu erfassen. Erst eine solche Arbeit wird enthüllen, daß jene Religionen verschiedene Phasen und Entwicklungssituation derselben in religiösen Formen sich darstellenden Seele sind. Wie verschieden ist z. B. die Gestalt Jesu und seine Art Gott zu erleben, von der Art etwa eines Mose. Und doch sind die innersten Wesenszüge ihres Glaubens aufs engste verwandt wie Jesus selber empfindet, denn die Überzeugung Jesu, daß er der Fortsetzer und Vertiefer des alttestamentlichen Glaubens sei, ist ebenso sichererstellt, wie die andere aller Schreiber des Neuen Testaments, daß der „neue Bund“ nur eine Erneuerung des alten sei, daß also Christentum und Israeliten-Judentum in ihrem innersten Wesen eins sind. Klarlich hat dies der Hebräerbrief dargelegt, der das Geschehen in Jesus und um Jesus als die Fortsetzung und endgültige Erfüllung des religions-kultischen Geschehens im Alten Testament darstellt. Dies ist durchaus mit seinem Spatium für die inneren Zusammenhänge richtig gesehen. Zwar kann man nicht Israeliten-Judentum und Christentum einfach ineins setzen, jedoch ihr innerster Wesensgehalt und die Grundform ihres Gelebens sind gleich. Darum ist es auch völlig falsch wenn gesagt wird Jesus habe gegen das Judentum gekämpft. Keineswegs. Jesus hat für das Judentum gegen eine Entartung dieses Glaubens gekämpft. Das ist der Sinn seiner Worte „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen“ und des andern Tages daß das Heil von den Juden komme.

Wir wollen versuchen, an ein paar Zügen noch einmal den vorderasiatisch-semitischen Charakter des Judentums der sich dann im Christentum fortsetzt ins Auge zu fassen. Typisch für den semitischen Menschen ist eine außerordentliche Erregbarkeit, die es zwar verhindert hat, daß in Epochen, als andere Völker schon längst einen ausgeprägten Jenseitsglauben hatten, bei den hauptsächlichsten semitischen Völkern, den Babyloniern und den Israeliten, vielleicht auch bei den alten Arabern ein solcher deutlich ausreicht. Erst im Spätjudentum zeigt sich der Auferstehungsglaube. Nun

scheint dieser Auferstehungs Glaube jener von uns behaupteten Erdbundenheit doch zu widersprechen. Dies ist aber nur von der Oberfläche her gesehen. Denn faßt man den jüdischen und auch den christlichen Auferstehungs Glauben näher ins Auge, so zeigt sich gerade hier wieder dieselbe Erdbundenheit. Das Spätjudentum und im Grunde auch das Christentum kann sich ein wahres Leben nach dem Tode oder aus dem Tode nur so vorstellen, daß der Leib, der einst zu Staub wurde, sich wieder auf wunderbare Weise zusammenfindet oder vom Schöpfer neu aus den Resten geschaffen wird. Eben dieses Hängen an dem Staube des Leibes zeigt die Erdbundenheit. Diese erscheint dann im Glauben an die Auferstehung Jesu selber in für uns höchst auffallender Weise. Paulus und die andern Christen gründen ihre Überzeugung auf Jesus als den Erloer und Erger darauf, daß er wahrhaftig auferstanden ist. Wahrhaftig auferstanden heißt nach den Dokumenten des Neuen Testaments aber nichts anderes, als daß sein Leib leibhaftig wieder aus dem Grabe erweckt gen Himmel gefahren ist. Und nicht anders geschieht im Grunde die Auferstehung der Gläubigen zu einem ewigen Leben. „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches“ ist ein Satz, der bis zum heutigen Tage im apostolischen Bekenntnis steht und als gültig von allen denen, die sich zum Christentum in seiner unverfälschten Form bekennen, gesalut wird. So zieht sich durch alle Phasen der Verwandlung hindurch dieser Grundzug der Erdbundenheit des semitischen Menschen. Die Kraft dieser Erdbundenheit wird einem erst etwa an Paulus klar, der, wenn Jesus nicht dem Leibe nach auferstanden wäre, wie er sagt, in seinem ganzen Glauben überhaupt erschüttert worden wäre. Wie anders stellt sich hier der Mensch des indogermanischen Bereiches dem Leibe gegen, der, der für ihn ein Moment in der großen Entwicklungs-geschichte seines Selbstes ist und, den Elementen wiedergegeben, den Weg der Elemente geht, während sein Lebenskeim in neue Formen eingeht.

Ein anderes Stück der seelisch-geistigen Grundhaltung des semitischen Menschen ist seine Rechnung mit Gott und damit eng verknüpft sein Glaube an das Opfer, und zwar an das stellvertretende Opfer.

Das Opfer ist eine allmenschliche, religiöse Erscheinung, und zwar in seiner mehr magisch sakramentalen Form, wie in der Form der Stellvertretung. Aber nirgends im gesamten Bereiche der Religionsgeschichte ist dieser Opfergedanke der Stellvertretung so beherrschend in den Mittelpunkt gestellt worden wie im vorderasiatisch-semitischen Bereich. Zunächst einmal vom Irae-

stentum, wo das Tier oder früher wohl der Mensch als stellvertretend für die Sünden des Volkes der rächenden Macht übergeben wurde. Stellvertretend darum, weil der gerechte Gott nur dann zur Gnade sich wenden konnte, wenn die Rechnung mit ihm beglichen war. Und zur Begleichung dieser Rechnung steht das Opfer. Im Christentum haben wir kein Opfer dieser Art mehr. Wie tief aber in der Seele, aus der das Christentum emporgestiegen ist, dieser Gedanke von der Rechnung mit dem Gott und des stellvertretenden Opfers als ein beherrschender wirkt, das zeigt die Tatsache, daß das Leiden und das Sterben Jesu in diesem Bereiche nicht anders als unter dieser Sicht gesehen werden konnte. Er büßt stellvertretend das, was die Menschen verbrochen und was sie nicht zu büßen umstände gewesen wären, und macht es damit dem Gott, der ein Gesetz gesetzt hat, das verbrochen wurde, möglich, nun, da dem Gesetze Genüge getan ist, den gesetzbrechenden Menschen zu begnadigen. Das ist und bleibt das Zentraldogma des Christentums. Hier walitet derselbe Geist, der das Opfer des großen Veröhnungstaates im Alten Testament geschaffen hat, wenn auch in einer neuen Gestalt.

Ein anderer Wesenszug des Semitischen ist der Drang nach Uniformität, nach Ein-Sichtigkeit in Glaubensdingen. Dieser Drang hängt eng zusammen mit seinem Intellektualismus. Er verbindet sich dann mit einem andern Wesenszug des semitischen Menschen, nämlich mit seinem Machtwillen, der im politischen Bereiche gewaltige Reiche schafft, dann in messianischen Zukunftservartungen die jüdische religiöse Welt Herrschaft erhofft und endlich im religiösen Leben und Verkünden zu dem stark rational unterbauten Absolutheitsanspruch kommt, der alle semitischen Hochreligionen, das Israeliten-Judentum und Christentum so gut wie den Islam, kennzeichnet. Damit verknüpft sich jene anheimliche Strebung, diesen Absolutheitsanspruch mit politischen Macht Tendenzen zu verknüpfen. Nirgend im indogermanischen oder auch im östlichen Bereich religiöser Gestaltung haben wir diese ausgeprägte Eigenart des Glaubens.

Mit diesen Wesenszügen hängt eng zusammen jener nach unserem Empfinden starre Monothetismus, der das Israeliten-Judentum und den Islam kennzeichnet. Er hat dann allerdings in dem Bereich des Abrahams zwischen jener vorderasiatisch semitischen und der mediterranen Welt in der Dreieinheitslehre und schließlich in dem Glauben an die Gottesgebärerin, die Himmelskönigin Maria, eine gewisse Erweichung gefunden.

Semitische und vorderasiatische Züge verknüpfen sich in dem Gedanken des letzten einmaligen Gerichtes und der ewigen



**Verdammnis.** Auch im indoarmanischen Bereiche finden wir den sogenannten Dualismus, d. h. den Kampf zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis, das Wissen um die Spannung zwischen dem Leben im Diesseits und dem geheimen Innesein oder Übersein der letzten Wirklichkeit. Aber während hier die Meinung ist, diesen Dualismus immer wieder in eine große unfassbare Einheit eingeben zu lassen, bleibt dort die Entgegensetzung von Gut und Böse, erlöst und verdammt, als eine ewige Tatsache. Da ist es sich das ungeheure Geistesleben des vorderasiatischen Menschen der auf der einen Seite mit allen Kräften an der Erde sich festhält und besonders in einer starken Sinnlichkeit sich ihr hinhängt, der aber auf der andern Seite mit einem ungeheuren Drang versucht, sich von der Erde loszureißen, indem er wie etwa im Altirak, sich durch Entmannung seiner Sinnlichkeit entledigt und der Göttern gedingt dient, oder in dem asketisch quaerenden Monchthum versucht, die Triebe zu vernichten und erlöst zum Heilwerden zu werden<sup>1)</sup>. Da dieser Mensch den Ausgleich zwischen beiden Welten nicht findet, muß er wählen zwischen der Hingabe an die eine oder an die andere. Es kann keine Frage sein, daß die Erlösungssehnsucht und die Jenseitsgerichtetheit des Christentums eng mit dieser Wesensart zusammenhängen so verschieden auch ihre Gestaltung gegenüber jenen uralten, den Formen vorderasiatischen Lebens sein mag. Denn der semitische und der vorderasiatische Mensch haben sich ja in jenem Raume auch im Voll der Zeiten eng miteinander verbunden. Hier darf im Blick auf Persien nicht übersehen werden, was neueste Forschungen aus Licht gebracht haben, daß der vorderasiatische Mensch nicht nur einstens den ganzen Raum Vorderasiens bis weit hinein nach Iran bewohnt hat, sondern daß er auch heute noch ein ganz wesentliches und selbst in manchen Gegenden Persiens sogar ein bestimmendes religiöses Element der Gegenwart ist. Wenn man Religionsgeschichte unter solchen Gesichtspunkten betrachtet, so ist es methodisch durchaus berechtigt, die Frage zu erheben, ob nicht manche Dinge in der persischen Religion, z. B. der hochentwickelte Dualismus, der im persischen Gerichts- und Auferstehungsglauben einen besonderen Ausdruck gefunden hat, mit auf diesen Untergrund vorderasiatischen Dinges zurückzuführen ist. Ferner hat wohl der geographisch-klimatische Raum mit seinen scharfen Gegensätzen an der Gestaltung der persischen Religion mitgewirkt. Wie denn der Einfluß des Raumes schon auf die Bildung der Wesensform einer Rasse und dann auf das religiöse Werden und Gestalten der Völker nicht unterschätzt werden darf.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die ganze Fülle der Fragen aufzuwerfen und zu beantworten, die mit unserer These von einer bestimmten vorderasiatisch-semitischen Wesensart aller in jenem Raum entstandenen Religionen sich ergeben. Was wir wollten, war nur ein Hinweis auf die Art unserer Betrachtung der Religionsgeschichte, die dartun soll, daß wir uns mühen um eine wirkliche Methode dieser Forschung, die noch lange nicht ihre Vollenbung erreicht und alle ihre Resultate gesichert hat. Vieles bleibt fraglich, doch der Grundgedanke dieser Betrachtungsweise ist heute schon durchaus gesichert.

## 5

Aus dem Vorausgehenden ist deutlich genug geworden, daß wir vom Deutschen Glauben her gegen den Anspruch des Christentums, die Religion des deutschen Volkes zu sein, uns aufs entschiedenste wenden müssen, wenn dieses Christentum von einer Wesensform bestimmt ist, die wir so sehr als fremd und darum als uns widerstrebend und uns hemmend empfinden. An den Punkten, die wir als typisch für jene fremde Wesensform genannt haben, setzen ja die Grundwahrheiten des Christentums an. Es handelt sich also hier nicht um unwesentliche Dinge im Umkreis dieses Glaubens, sondern um Überzeugungen, die den Kern ausmachen.

An diesem Punkt müssen wir unseren Blick noch einmal auf Jesus richten. Ist auch er bestimmt von jenem vorderasiatisch-semitischen Geesentum oder hat er sich aus der rassistischen Bindung gelöst und stellt einen ganz andern Glauben dar als den von jener Wesensform beherrschten? Steht er sozusagen für sich und über aller rassistischen Bestimmtheit? Hier ist dies zu sagen. Jeder Große, der über die Jahrtausende hinwegragt, und Jesus gehört zu diesen ohne Zweifel, ist ein Versuch des ewigen Werdevollens, letzte Wirklichkeit in unendlicher Weite darzustellen. Trotzdem aber ist jeder von dem Geesentum des Volkes und der Rasse bestimmt, zu der er gehört.

Dabei ist allerdings daran zu erinnern, daß kaum eine der großen Gestalten der religiösen Geschichte der Menschheit mit Beziehung auf ihre rassistische Herkunft so umstritten ist, wie Jesus. Die Möglichkeit, daß er arisches Blut in sich trägt, kann auf Grund der rassistischen Verwicklungen im Raume Vorderasiens nicht bestritten werden. Der Beweis arischer Herkunft für ihn wird nie gelingen. Wir werden uns nicht in das Gestrüpp dieser Streitfragen begeben, sondern uns vor die Gestalt Jesu, wie sie sich uns im Neuen Testamente darbietet, selbst stellen. Keiner kann vor ihn treten, sofern er nicht durch Voreingenommenheit den Blick sich trüben läßt, ohne von Ehrfurcht ergriffen

zu werden vor dieser menschlichen Größe, vor der unerhörten Liebesmacht und der Bereitschaft, sich für seine Aufgabe dranzugeben. Wir vom Deutschen Glauben denken nicht daran, uns gegen einen solchen Eindruck abzuschließen, denn wir haben keinen Grund dazu. Deutscher Glaube schafft gegenüber allem Großen wirkliche Verzoffenheit und Ehrfurcht. Und manch ein Wort, das Jesus sprach, und viele seiner Taten berühren uns im Tiefsten. Jedoch, wenn er uns zum Vorbild und Führer gesetzt werden soll, so wehren wir uns gegen diesen Anspruch und Versuch als gegen die Gefahr, unser eignes, unmittelbar aus unserer Art wachsendes religiöses Leben abbiegen zu lassen in fremde Bahnen.

Es hat hier nicht viel Zweck, einzelne Züge aufzuzählen, die wir an Jesus, an seinen Worten und an seinem Tun, an seinem Leben und Sterben als vorderasiatisch semitisch empfinden. So seinen ausgeprägten Teufelsglauben, nach dem der „Fürst dieser Welt“ der Satan ist, seine Reden vom Jüngsten Gericht und der ewigen Verdammnis, seine Erwartung des Reiches Gottes, in das nur die erlösten Sünder eingehen, seinen Glauben, daß er wiederkommen werde in den Wolken des Himmels, zu richten die Lebendigen und die Toten, daß er allein der Weg sei und die Wahrheit und das Leben (wenn wir die es Wort des Johannes in der landläufigen Auslegung als ein Wort Jesu lassen dürfen). Dies alles ist nicht das Entscheidende sondern das andere, daß seine Gesamtgestalt nicht unserer Art entspricht, daß sie uns trotz alles Tiefen und Hohen, das sie in sich birgt, fremd aelben ist und fremd bleibt, daß es also offenbar für den deutschglaubigen Menschen keinen andern Führer geben kann als den religiösen Urwillen des deutschen Volkes. In andern Worten: daß er in keinem andern Grunde wurzeln kann als in dem religiös schaffenden Grunde der germanisch-deutschen Seele, die auch in ihm wirksam ist und die alle n ihn bestimmen kann, die letzte Wirklichkeit, das Leben, Volk und Geschichte, die Natur und der eigenen Seele Tiefe, Schuld und Schicksal so zu erleben und zu gestalten, wie es seiner eigenen Art gemäß ist. Und wir haben die Erfahrung gemacht daß uns dies genügt zur Meisterung des Lebens, und daß wir keinen andern Weg brauchen zu den letzten Tiefen alles Seins, zu Gott.

So wird letzten Endes unsere Haltung Jesus gegenüber einfach davon bestimmt, daß wir ihn nicht als einzig machenden Führer brauchen. Dies mag Velen kühn und allzu kühn, vielleicht sogar gottlos erscheinen. Wir müßten uns anklagen, der Wahrheit und der Wirklichkeit nicht Genüge getan zu haben, wenn wir es anders sagten. Dieses Wort, daß

wir ihn nicht brauchen als Führer, kommt aus keiner falschen Überhebung gegenüber Gottes Offenbarung, sondern einfach aus dem lebensdienenden Geschehen in uns selber. Wir haben uns daran gewöhnt, auch solchen Erkenntnissen tapfer ins Angesicht zu sehen, die uns zunächst erschrecken wollten, weil wir die Erfahrung machen durften, daß es keinen besseren Weg zum Heil gibt als unbedingte Anerkennung der Wirklichkeit und unerschrockenes Befolgen zum Leben, so wie es mit uns umgeht. Und so ist es mit uns umgegangen. Das war der Wille des ewig Schaffenden für uns, daß wir des Seins ewig tragenden Grund und den unerschütterlichen Halt des Lebens fanden nicht durch Jesus.

Wir glauben auch, daß gerade an diesem wesentlichen Punkte ein tiefgreifender Unterschied besteht zwischen einer älteren Generation von Kämpfern um ein verdeutlichtes Christentum und der Jugend, die heute einem Deutschen glauben zutreibt, daß jene alten Kämpfer irgendwie noch Jesus brauchen oder zu brauchen meinen, daß aber diese Jugend die Frage nach Jesus nicht mehr im Innersten bewegt, daß er, so hart das Vielen klingen mag, für sie nicht Herzensproblem ist. Alle Warnungen und Ermahnungen, doch ja an seiner Gestalt nicht vorbeizugehen, werden an dieser Tatsache jetzt nichts ändern. Ob die religiöse Geschichte unseres Volkes in Zukunft an ihm vorbeigehen wird oder nicht, wird von andern Gewalten bestimmt als von dem guten Willen derer, die fürchten, daß ohne Jesus das deutsche Volk den Halt und die rechte Richtung verliere.

Die Entscheidungsfrage ist hier: Kann Jesus überhaupt von der Verfröndung mit vorderasiatisch-semitischem Wesen befreit werden? Kann seine lebendige Gewalt wirksam werden, ohne daß uns immer wieder die Gefahr der Verfröndung unseres religiösen Lebens bedroht? Wer aus echter religiöser und deutscher Erassenheit heraus seinem Volke damit dienen muß, daß er Jesus aus jener Verfröndung befreien hilft, soll es tun. Unsere Aufgabe ist dies nicht. Wir haben jene vorderasiatisch-semitische Verfröndung als das Unheil unseres Volkes erkannt. Darum führen wir gegen sie einen unerbittlichen Kampf. Wir sind überzeugt, daß es keine andere Gewalt gibt, dieses Unheil zu beschwören, als die des Deutschen Glaubens. Er wird unserem Volk den Weg zum Heile weisen.

## Anhang zum fünften Kapitel

**Vorbemerkung** Der nachstehend abgedruckte Vortrag wurde im Herbst 1930 auf einer Tagung des Freundeskreises der Kommune der Gemeinde gehalten. Er entsprang einer Diskussion über die Frage der Verankerung der Liebe in der Gesellschaft. Die hier abgedruckten erhellenden Bemerkungen des Kampfs um ein Neues zu den ersten Jahren (Herbstjahr 1930) S. 12 bis 15. In dem aus dem Jahre 1930 herausgegebenen S. 12-85 habe ich versucht, die allgemeine Lage der Dinge darzustellen. Vieles wurde ich heute anders sagen. In manchem ist die Lage der Dinge heute noch mehr, als ich damals dachte. Aber auch damals an dem habe ich noch eine Frage gestellt, deren Grundhaltung und nicht die Anschauungen ich auch heute bejahe. Juden mag es wertvoll sein zu leben wie es einstens lange vor der Deutschen Revolution als die Aussprüche über Liebe und Ehe noch weit von der Moralismus, vornehmlich von den Kommunisten mit dem Finger auf Russland bestritten war. Die Fragen aus einer tiefsten Grundhaltung heraus behandelt habe

Wilhelm Bauer

**Zusatz:** Ablesen von der Verbesserung einiger Druckfehler und Einfügung einiger Zeichen zum besseren Verständnis habe ich nichts am Text geändert, obwohl mir mein einfacher Stil nicht einfach genug ist. Ich hätte sonst alles neu schreiben und damit den Eindruck von meiner damaligen Haltung verwischen müssen. Ich bitte die Leser noch zu beachten, daß da, wo ich mich an den Staat wende, der Staat vor der Deutschen Revolution, also nicht der nationalsozialistische, gemeint ist.

### Der Kampf um ein Neues

(Kommune der Gemeinde, Frühjahr 1930, S. 12-15)

Wer redet und schreibt heute nicht über Liebe und Ehe, Berufene und Unberufene! Liebe und Ehe sind Modethema geworden, und viele, die es zuerst anginge weil sie das Problem ernstlich beschäftigt, wenden sich im Überdruß von den vielen



Worten ab. Da wäre Schweigen das Beste. Neben gehen wir aus dem Wege.

Und doch reden wir? Zweierlei läßt uns nicht schweigen: die Not und die Verantwortung. Wir selbst stehen in der Not von Liebe und Ehe. Wir gehören nicht zu denen, denen fertige Maßstäbe zur raschen Verfügung standen, wir haben keine allgemein gültigen Normen, die wir selbstmüßig ändern zur Behebung ihrer Not anbieten könnten. Wir sind selber Suchende, Ringende. Wir fühlen am eigenen Leben, wie die alten Normen zerbrechen. Wir sehen auch das Chaos, das uns durch diesen Zusammenbruch droht. Wir stehen aber nicht jammernd und angstbedrückt, oder gar verzweifelt in diesem Zusammenbruch. Wir fühlen sogar so etwas wie eine tiefgeheime Freude in der Hoffnung, daß mit dem Zerfall der alten Ideale die in ihnen versteckte gottfernde Seichtigkeit zerbricht und ihr wahrer Kern enthüllt werde. Wir freuen uns über den Zusammenbruch, nicht weil nun den Gewalten des Blutes und des Erbes freie Bahn geschaffen werden mag — wir wissen, daß Kräfte ohne Norm und Ziel sinnlos walten —, sondern weil wir des Glaubens leben, daß aus diesem Zusammenbruch neues Leben erblüht, wenn er in Verbindung mit der ewigen Wirklichkeit erlebt wird. Wir ahnen etwas von gültigen Normen, von ewigen Gesetzen, ohne die keine neuen Formen entstehen und wirkungskräftig Dauer haben können. Diese Normen sind keine Gesetze, die ein Gesetzgeber von außen her der Welt aufzwingen will — wo die Sache so aufzufaßt wird, ist man dem Irrtum der Fremdgerechtigkeit verfallen, der das wirkliche Leben tötet —, sondern Gesetze die im lebendigen Leben selber liegen, weil dieses Leben nicht ein zufälliges und sinnloses ist, sondern ein von letztem Sinn, von unfaßender „ewiger“ Wirklichkeit durchdrungenes. So lebt wir selber im Übermaß leben und so weithin uns die alten Ideale von Liebe und Ehe fraulich geworden sind, so unentwegt hoffen wir, daß uns wieder etwas von der Substantialität von Liebe und Ehe offenbar werde, daß es uns geschenkt werde, in jene verborgene Wesenmäßigkeit einen Blick zu tun, damit wir aus solcher Schau mitheilen können, ein Neues zu gestalten.

Wenn das Liebesleben in einem Maße den Trieben ausgeliefert wird und die Ehe durch die als Freiheit verbrämte Selbstsucht der Forderung andernfalls, ist es um dessen Leben geschehen, seine Geschichte ist zu Ende. Denn Geschichte geschieht nur da, wo die zentralen Lebenskräfte in Bewegung bleiben und von normdurchdrungenen und letztem Sinn gehoramen Menschen zur Gestaltung gezwungen werden. In Liebe und Ehe, recht gelebt, sind zentrale Lebenskräfte und Norm gleicherweise wirksam. Hier

werden die Werbelämpfe einer neuen Zeit mit besonderem Ernste ausgetragen, hier werden die vernichtenden Niederlagen erlebt, die großen Siege errungen, um so größer und wirksamer, weil sich Kampf, Niederlage und Sieg dem Oberflächchenblick entziehen und machtvoll im Geheimen wirken. Wie viel Tausende schaffender Männer und Frauen kommen nie zur wahren Entfaltung ihrer Kräfte und können so ihrem Volke nie ihr Bestes geben, weil sie nicht zu wahrer Liebe kommen und keine rechte Ehe zu leben vermögen.

Nach dem, was schon gesagt ist, können wir nicht dahin missverstanden werden, als ob wir mit der recht gelebten Liebe und Ehe irgend ein altes Liebes- und Ehe-Ideal meinen, so sehr wir davon überzeugt sind, daß auch in jenen alten Idealen Kräfte und Wesen wirkend am waren, die dauern werden, weil sie zu einem wahren Leben in geistlicher Form gehören. Was uns den Mund öffnet und die Feder in die Hand drückt, ist eben das eben die Verantwortung vor jenen „ewigen“ Gesetzen, die sich uns verknüpfen mit der Erkenntnis der Frauwürdigkeit und Wandelbarkeit aller Formen, in denen sie wirksam sind. Weil wir etwas geahnt haben von der Polarität des Lebens, in dem sich immer das Neue mit Selbstbedeutung, selbstlose Urkräfte mit Gesetzen, Mut mit Weisheit, Einzelne mit der Forderung der Allgemeinheit mischen, und weil gerade diese Polarität im heutigen Kampf um die Liebe und Ehe nicht genügend erkannt und gewürdigt wird, darum reden wir. Es ist der Wille eines neuen Weges zur Gestaltung in voller Freiheit und Verantwortung, der uns treibt, ein Nein, das wackelt in unserem Glauben an die Gegenwärtigkeit geistlicher Schrankenkräfte, denen wir Gehorsam leisten müssen. Wir sind der Meinung, daß aus dieser Haltung heraus noch nicht klar genug zu der Frage von Liebe und Ehe gesprochen worden sei.

Vor allem hat es sich uns schwer aufs Herz gelegt, daß die gegenwärtige Auseinandersetzung bei denen, die sich von übernommenen Anschauungen befreien haben oder befreien wollen, von dem beherrscht wird, was wir den Amerikanismus in Liebe und Ehe zu nennen wagen — wobei wir nicht verpassen, daß Lindsey nicht einfach als Amerika gedeutet werden darf. Denn so sehr wir dort die Strenge und Unvoreingenommenheit freudig begrüßen, so sehr vermögen wir ein Verstecken der Probleme von Liebe und Ehe in die Tiefe des Lebens und ohne diesen Tiefgang wird das, was nur Amerika gut und hilfreich sein mag, für Deutsche flach und fremdwärtdig. Denn das verpassen wir heute zu oft, wo die Großstadt im Mittelpunkt des geistigen Kampfes steht: Die Großstadt ist nicht Deutschland und der

„Großstadtmenich“, so heißen wir, nicht der deutsche Mensch der Zukunft. Wir haben uns nicht im Einmühen mit Lindbergh auseinanderzusetzen, wie es ursprünglich unsere Absicht war. Aber wir glauben, daß unsere Ausprache bei aller Anerkennung des klaren Nudels und des guten Wollens von Lindbergh eine Antwort sein wird auf seinen Versuch, der Laches- und Ehenot zu steuern.

Wenn man freilich die Darstellung neuer Ideale und allgemeinerer Richtlinien fordert, wird der greifbare Ertrag unserer Vorträge und Ausprachen von manchen nicht sehr hoch angeschlagen werden. Das läßt uns nicht gleichgültig, aber es ficht uns im Grunde nicht an. Zur Darstellung von neuen Idealen ist noch ein weiter Weg. Viel mehr liegt uns an der Art, wie man an diese Fragen herantritt. Uns scheint es entscheidend, daß wir durch das Erlebnis der deutschen Jugendbewegung von der Verleugnung der Heiligkeit der Liebe auch in ihren körperlichen Aspekten erlöst worden sind. Wir glauben, daß man ohne diese Erlösung für den deutschen Menschen von heute nicht mehr von Liebe und Ehe reden kann.

Es scheint uns ferner bedeutsam, daß wir nicht vom Standpunkte einer geordneten „Weltanschauung“ diese Probleme betrachten, weder von dem der Christen, noch der idealistischen, noch der naturalistischen. Unter Schidial hat uns — wir bedenken das mit uternder Freude — von „Weltanschauungen“ befreit, und wir haben uns neue herausbeschworen, in dem stillen Vertrauen, daß einst ein Vermögen einem neuen Geschlechte wird aufsteigende Sätze formen können. Eben in dieser Selbstheit von Weltanschauungen glauben wir das Vaaen der Maaene des Lebens besser vornehmen zu können, als wenn bei jedem Ton, der in uns aus der Tiefe oder aus der Weite kommen will, die Nebengeräusche überkommener Weltanschauungen stören. Da wir sind überzeugt, daß heute die so Wesen den innersten Sinn jener Weltanschauungen besser begreifen als deren eitraste Vertreter.

Für entscheidend halten wir auch die Überzeugung von der Verfallsheit alles Ererbten, auch dessen in der Ehe. Wir glauben, etwas erfahren und erkannt zu haben von Maaen und Werten, für die jene dunklen Maaen der Erde nur ein Hinweis und eine Verheißung sind. Wir glauben, daß auch die irdische Liebe, ei genug erweist, nicht nur ein Aaenbadeaerheben ist, das verfaht im Strom des nimmer ruhenden Lebens, sondern Teil eines ewigen Geschehens und darum auch Zeichen der Ewigkeit unterwirft. Wo diesen Zeichen nicht gehorcht und das Liebesleben nicht einstellt wird in das Werden und Verben der verantwortungsbewussten Gesamtverantwortlichkeit, da wird der schaffende Rhythmus großer innerer Geschehnisse ge-

hemmt. So ergeht sich von selbst, daß Liebe und Ehe richtig nur aus letzter Verantwortung heraus gelebt werden können. Im Raume dieses Glaubens stehen auch ihre tragischen Schicksale im Lichte ewiger Verklärung.

Das war die Grundhaltung, mit der wir uns auf unserer Tagung im Jugendhaus in Stuttgart vom 12. 15. 10. 1929 begegneten und aussprachen — das gab ihr etwas wie Weisheit, in der auch die heikelsten Fragen mit einer Selbstverständlichkeit besprochen werden konnten, die uns erstaunte und in manchen Augenblicken der Ansprache war uns zumute, wie es einem in einem Heiligtume zumute ist.

Die folgenden Vorträge und Berichte sind ein Nachklang jener reichen und trotz allen schweren Ringens miteinander und gegeneinander so beglückenden Tage. Wenn wir wissen, sie jetzt der Öffentlichkeit zu übergeben, so tun wir es nicht im Bewußtsein, große Dinge zu sagen, sondern in dem demütigen Glauben, der uns mit allen wahrhaft Ringenden zu einer großen Gemeinschaft verbindet.

Wilhelm Bauer

### **Liebe und Ehe aus letzter Verantwortung**

(„Kommende Gemeinde“, Frühjahr 1930 S. 62-85)

#### **1**

Es ist oft gesagt worden, unser Leben sei unwiderruflich säkularisiert, „verweltlicht“, die religiöse Erlebnisraft und Betrachtungsweise sei zur unsere Stufe der Entwicklung nicht mehr qualitativ, das Sichtbare sei endlich zu seinem Recht gekommen gegenüber dem Unsichtbaren. Diese Entwicklung vollziehe sich mit Notwendigkeit nach einer gewissen Dialektik des menschlichen Geistes. Wer sich ihr widersetze, über den gebe das Rad der Zeit hinweg. Wenn mit diesen Sätzen gemeint ist, der Glaube an ein Ewig-Wirkliches sei zu Ende, so halten wir das für einen Irrtum. Aber wir stimmen in dem Sinn zu, daß die uns gegebene sichtbare Wirklichkeit — das Leben der Erde im Weltall

im Zentrum unseres Seins und unserer Betrachtung steht, und daß die Kräfte, die einst eine jenseitige Welt als Ziel alles Daseins aufbauten, diesem irdischen Leben sich zuwenden. Dies mag als Säkularisierung, als „Verweltlichung“ des Erlebens und Gestaltens erscheinen. Wer jedoch etwas tiefer sieht, entdeckt, daß noch ein anderer Prozeß sich unter der Oberfläche vollzieht. Die Erde, das Dasein, taucht in den Glanz eines andern, eines Nicht-Sichtbaren, die im Leben gegebene Wirklichkeit erhält als innersten Gehalt Ewigkeitscharakter.

Diese Umwertung innerhalb des Religiösen bedeutet aber nicht eine ahnungslose Erdenfängerei. Sie ist verbunden mit einem

leidvollen Wissen um die Tragwürdigkeit alles Daseins und um die Tragik des Erdenlebens, dessen schwerstes Ratsel die Schuld ist. Aber das ist der Glaube des Menschen der religiösen Haltung, die wir hier meinen, daß ihm gerade in dieser Tragik das Ewig-Wirkliche ganz herznah entgegentritt, während vergangene Epochen die höchste Offenbarung in der überirdischen Auflösung aller Tragik sahen. Das Jenseits von einst rührt gerade auch darum nicht an das Innerste des heutigen Menschen, weil dessen restlose Harmonie zu fern ist von seinem der Tragik zugewandten und sie bejahenden Herzen.

Wenn wir nach der Wahrheit fragen? Nun, der Sinn der Jenseitshoffnung und der Sinn der religiösen Weltbejahung wurzeln beide im selben eben im Glauben an ewige Wirklichkeit, die sich ohne Ende offenbart. Uns aber liegt ihre Offenbarung im Diesseits näher, als die im Jenseits. Die Welt braucht darum vom Ewig Wirklichen nicht ferner zu sein denn einst. Wer weiß? Vielleicht ist sie ihr näher.

In diese Weltlehre aus Glauben gehört auch die Umwertung im Bereich von Liebe und Ehe. Der Makel des Sandhaften und Geistwidrigen, der dem Geschlechtlichen seit Einbruch der christlichen Welt in unseren Bereich anhaftete, ist wegggenommen. Während aber eine bestimmte Geistesrichtung das Geschlechtliche seines Tabus beraubte, ohne dessen Tiefe zu erahnen und es so der lusttauben Profanisierung preisgab, wodurch es entweder zu einer Armseligkeit erniedrigt oder zu einem zerstörenden Fieber gesteigert wurde, haben wirklich Lebendige den heiligen, der Ewigkeitscharakter der irdischen Liebe in allen ihren Beziehungen erschaut. Inwiefern aber wurde auf neue entdeckt, daß echte Liebe Schicksal ist, dem man nicht ungestraft ausweichen darf und das man nicht so leichtsin mit Geboten der Moral zu meistern vermag.

Oft scheint es uns ein Mangel, daß unsere Sprache nicht genug entwickelt ist, um die großen Unterschiede der „Liebe“ zu bezeichnen. Es ist ein Nothbehelf, wenn man griechische Worte zu Hilfe nimmt, wie *Eros* und *Agape*. Vielleicht ist es aber kein Zufall, daß wir nur ein Wort für alle Liebe haben. In jeder Liebe wohnt derselbe Strom urgrundigen Zusammenhangs von Mensch zu Mensch. Hier sind keine absoluten Unterschiede; aus einer gemeinsamen Urwurzel entfalten sich die einzelnen Arten in geheimnisvollem Wachstum. Die indogermanische Urbedeutung der Wurzel, mit der unser „Lieben“ zusammenhängt, ist: „Lustvolles Verlangen haben“. Und die Tatsache, daß auch Lieben und Glauben sprachlich unverwandt sind, zeigt uns den Kern aller Liebe. Das ist in der Tat ihr Innerstes Lustvolles, glauben-



des Verlangens. Daraus fließt schöpferische, lebendig-freudige Bewegung, Wille sich dranzugeben im Schenken und Tun. Verzicht, Opfer, ja Tod sind hier nicht Verlust, sondern Erfüllung.

Die Liebe zwischen Mann und Weib hat aber einen ganz Besonderes. Sie drängt zu vollster leiblich-seelischer Vereinigung. Und wenn die Liebenden sich auch nicht in bewußtem Wissen um des zukünftigen Kindes willen vereinigen so ist doch von Natur mit dieser Vereinigung das Kind gezeugt der Träger des Zukünftigen. In ihm eratischen sich die Ströme geheimen Lebens, das in den Seelen und Leibern der Eltern aus Jahrhunderten herarronnen ist, den Drang von vielen Geschlechtern tragend, die immer wieder aufleben wollen. Dieses Verhängniß mit dem verborgenen Leben der Geschlechter, mit dem im Blute waltenden Geiste, arbt der Liebe zwischen Mann und Weib das Elementare, das „Dämonische“<sup>\*)</sup>. Ich und Du sind hineingegriffen in den Wirbelschaffender Urmächte. Vielleicht ist die Liebe zwischen den beiden allein schon eine schütterliche Bewegung dieser Mächte, auf der die innere Bewusstheit der Welt beruht. Vielleicht wäre ohne sie die Menschheit eine träge, geistverlassene Masse. Der Grund mag aber noch tiefer liegen. Vielleicht wollen in einer solchen Liebe viele Geschlechter in einem Begegneten ans Licht, wollen sichtbar eintreten als gestaltende Kraft in einen Menschen. Ist darum die Liebe zweier Menschen wie ein Götterzwang, mächtig wie ein Schicksal? Untersteht darum ein Liebeschicksal nicht den Gezeiten, die unsere Vernunft begreift? Ja, unbegreiflich ist solches. Wie heben! Aber vielleicht verbirgt sich darin tiefster Sinn! Wir stehen hier vor einem Geheimnis, dessen Bedeutung wir nur dunkel ahnen. Der Geschlechtstrieb an und für sich ist nicht Liebe. Er ist der Selbsterhaltungstrieb der Art, der ein Ich und ein Du verknüpft, damit der Faden der Geschlechter weitergesponnen werde. In ihm waltet Blut vor. In der Liebe obwaltet der Geist.

Vielleicht krankt unter Liebes- und Eheleben gerade daran am schwersten, daß so wenige sich auf Grund von Schicksal vereinigen. Vielleicht sind darum unsere Kinder so gehemmt, so belastet, so wenig mit dem künftigen Instinkt für das wirkliche Leben begabt? Ich weiß es nicht, aber die Frage verrogt mich, und vielleicht

<sup>\*)</sup> Das Wort „dämonisch“ brauche ich hier im Sinne Goethes, der es da verwendet, wo gewaltige Erscheinungen aus der Unterwelt des Lebens aufbrechen.

dürfen wir ihr nicht mehr entfliehen. Ob hier nicht noch unaufgebedete Geheimnisse liegen für ein Volk, das aus letzter Verantwortung heraus sein Leben gestalten will?

Was heißt Liebesgeschickal? Es ist eine ganz elementare, im Grunde unbegreifliche Verknüpfung von Mann und Weib auf Gedeih und Verderben, in welcher aller Reichtum und alle Seligkeit auch alle Qualen gegeben sind, und das im Grunde unabhängig von äußeren Umständen. Schickal ist diese Erfahrung, weil sie alle Schranken niederreißt, alle Hemmungen überwindet, alles Leid im Gefolge der Liebe und selbst eine letzte Katastrophe in starker Selbsterständigkeit oder in heroischer Verzweiflung bezaubern macht. Schickal, damit bekennen die Liebenden, daß sie einem Übermenschlichen ausgeliefert sind, dem sie gehorchen müssen, auch wenn es sie weh führt, die man gemeinhin als das Geheiß von den „Worten Gottes“ betrachtet. In der großen Liebe tritt aus eine Übergewalt entgegen, beglückend und furchtbar zugleich, die uns zur Erschrockenheit zwingt, wie vor einem Höchsten. Das ist die „Heiligkeit“ der Liebe. Diese Heiligkeit liegt nicht, oder jedenfalls nicht in erster Linie, in den hohen sittlichen Forderungen, die sie uns auferlegt. Damit war sie nicht etwa heil, sondern schon in ihrer überirdischen Unbegreiflichkeit. Es ist die „Heiligkeit“ der Abgründe, die Heiligkeit des Meeres, die Heiligkeit des Religiösen der „göttliche“ Charakter des Unfassbaren, Geheimnisvollen. Die Ehe, die wirklich Ehe ist, ruht auf einem solchen Liebesgeschickal.<sup>1)</sup>

Die Landkarte der Wirklichkeit ist aber andere. Die wenigsten Ehen sind auf ein so überwältigendes Liebesgeschickal gegründet, die meisten auf Verliebtheit, auf Trieb, Zwill und Zwang, auf gemeinsamen Besitz und gemeinsame Arbeit, gemeinsame Interessen, auf Freundschaft. Wie viele Ehen werden aus Mitleid geschlossen, aus allgütiger Menschlichkeit, und man weiß nicht, daß dies der größte Verrat an der wahren Liebe ist.

Hier dürfen wir der Frage nicht ausweichen, auch wenn wir sie wohl nicht beantworten können, ob denn jeder Mensch zu einem so eindeutigen Liebesgeschickal fähig ist. Laßen wir nicht ein unvertrautes Joch auf, wenn wir die Ehe auf das Liebesgeschickal, das heißt auf eine urmächtige, elementar erlebte Liebe gründen wollen? Da sind nicht die auf Liebesgeschickal gegründeten Ehen die gefährlichsten? Müßten sich nicht die meisten mit etwas viel weniger Unbedingtem zufriedengeben, weil sie sonst weder zur Liebe noch zur Ehe kamen? Warum sollte nicht Ehe einfach auf gegenseitiges Verstehen, auf den Willen zu einem gemein-

<sup>1)</sup> Ich glaube heute, daß dies eine zu einfache Formulierung ist.

samen Schaffen, auf Treue, auf Pflicht gegen die Kinder gegründet werden? Und sehen wir nicht, wie „glücklich“ solche Ehen meistens sind? Vielleicht ist es hier wie im Bereich des Religiösen, wo zwar einige ganz ursprünglich erleben, die meisten aber nur mehr aus zweiter Hand, Vorbilder in sich verlebendigend oder nachahmend. Aber selbst wenn es so wäre, daß die wenigsten ihre Ehe auf ein Liebeschicksal gründen könnten für mich ist das eine ungelöste Frage, dürften wir nicht davon abgehen, nach dem letzten Sinn der Ehe zu fragen, der nicht ein aus der Erfahrung gewonnener Durchschnitt, sondern ihre wesentliche Natur ist, so wenig wir im Religiösen die Forderung des originalen, lebendigen Lebens aufheben dürfen, auch wenn die empirische, religiöse Gemeinschaft weithin nur auf sittliche Anständigkeit und sekundäre Religiosität aufgebaut ist. Der letzte Sinn der Ehe ist aber innigste geistlich-leibliche Gemeinschaft, gemeinsames Werden aus den schöpferischen Kräften der Liebe, und Kinder, die in diesem frohen Rhythmus entstehen, wachsen und werden. Wo nicht diese Liebe ist, wird der Sinn der Ehe umgebogen, verkehrt, vernichtet. Also muß als erstes auf dem Weg der Erneuerung der Ehe erkannt werden, daß sie ihrer Natur nach auf nichts anderes gegründet sein sollte als eben auf ein Liebeschicksal.

Darum muß sich uns aber das Wesen der Liebe zwischen Mann und Weib aufs neue offenbaren. Denn nirgends haben die Neuerer im Bereich von Liebe und Ehe mehr geirrt als hier. Und darum sind ihre Ehen meistens so jämmerlich gescheitert, weil sie nicht wußten, was Liebe als Schicksal bedeutet. Sie nahmen momentane Wallungen ihres Blutes dafür oder das angenehme Spiel von Liebesgefühlen oder Sympathien oder gefühldurchtränkte gemeinsame Interessen. Liebe als Schicksal, das sind nicht Liebesgefühle, obwohl es von überwältigenden Gefühlen begleitet sein kann, sondern stärkstes Verknüpfsein zu Werden und Schaffen durch den im Blute waltenden Geist. Aber gerade für diese geheime Wirklichkeit haben wir keinen rechten Instinkt mehr. Es gehört ein dem innersten Leben der Welt hingegebenes Herz dazu, um diese Verknüpfung von Ich und Du zu erspüren. Ich glaube wir haben einen langen Weg, um uns zu diesem Leben zu befehren. Dort aber sprubelt die Heilquelle für unsere Liebes- und Ehenot. Diese Befehrerung berührt sich nur an der Peripherie mit einer sittlichen Umkehr. Sie muß noch viel mehr ins Zentrum dringen. Und an dieser Aufgabe sollten wir als Gemeinschaft stehen, die auf eine völlige Erneuerung aus tiefsten Kräften wartet.

Was wir vom Staat verlangen können, sind nur äußerliche Reformen. Wir müssen zuerst als Gemeinschaft und dieses neue Leben erringen und dann hoffen, daß sich auch die staatlichen Gesetze von ihm einigermaßen bestimmen lassen.

Von der Kirche könnte man schon eher ein Verständnis für das Walten dieser irrationalen Mächte und eine daraus entspringende lebendigere Haltung den Eheverträgen gegenüber erwarten. Aber sie ist gehindert, einmal durch die Furcht vor den Gewalten des Staates als vor Widerwärtlichem, und dann durch ihre Rolle als Bewahrerin des Gewordenen und der festen Ordnung. „Was Gott zusammenbraut, das soll der Mensch nicht scheiden“ das nimmt die Kirche allzu einfach als ihr Zusammenbraut. Das dürfte sie, wenn sie die prophetische Unterscheidungs- der Gewalter hätte und den Mut ihr Veto einzulegen. Verdes fehlt ihr aber, und sie gibt ihren Segen auch zu der unbehaltenden Verbindung. Sie darf daher nur in sehr übertragener Weise von der Heiligkeit her von ihr getrennten Ehe reden. Nur insofern nämlich, als auch die Ehe der sittlichen Ordnung einen gewissen Heiligkeitsscharakter beilegen. Aber damit, daß eine an sich anbeiliche Sache in die durch die Ehe heilichste Ordnung einrechnet wird, wird sie nicht beilich als solche.

Aber noch eine andere Schwierigkeit zeigt sich, wenn wir die Ehe auf das Liebesbedürfnis gründen wollen. Sind diese Eheliche nicht nicht wechselseitig? Sind sie nicht von sehr ungleicher Macht, ungleichen Wert, ungleichen Geltung? Gibt es hier nicht eine Stufenleiter von den kartenen Neigungen leiblich seelischer Sympathie, die zwei Menschen zur Neigung, zur Stufenleiter zusammenbinden, bis zu der letzten Macht und Dauer, die zwei Menschen auf „ewig“ aneinanderketten? Sollen diese wechselnden Schidiale jeweils zu der ihnen entsprechenden Verbindung leiblich seelischer Gemeinschaft führen? Das ist eine Frage, die wir sehr ernsthaft zu bedenken haben werden, auf die ich aber jetzt nicht eingehen kann.

Hier ist eine Warnung anzufügen. Nirgends verfallen wir so leicht der Selbsttäuschung, wie in der Eobare der Liebe, weil nirgends so wie hier Selbstlicht, Genussucht und verantwortungslose Schwärze hinter ideenbare Urmächten sich verstecken und die Vore grüner Weisheiten annehmen können.

Mit Ehe ist für mich unbedingt der Begriff der Dauer verknüpft. Ohne Dauer wird das ja nicht erreicht, was ich für den Sinn der Ehe halte, nämlich gemeinsames Werden und Schaffen aus den Kräften der Liebe. Solches Werden und Schaffen geschieht nicht ohne schwere Kämpfe, ohne Leiden, die man sich gegenseitig bereitet, ohne fast bis zum Unerträglichen

gestiegene Spannungen. Wer diesem Ringen und diesen Spannungen entflieht, ehe es an den Punkt gekommen ist, wo ihn die innere Stimme auffordert, seine Seele zu retten, das heißt seinen heiligen Wert und sein innerstes Sein, der gewinnt weder Werden noch Schatten. Dazu aber braucht es Zeit, und darum will die Ehe ihrer innersten Natur nach Dauer. Wenn aber die Liebeschicksale getrübt und wechselnd sind so scheint diese ihre Eigenschaft der Dauer zu widersprechen. Set, glaube ich, müssen wir unser Entsetzen noch etwas tiefer werfen.

Ich glaube, daß jeder Mensch seinem beherrschenden Schicksal unterliegt, jedermann beherrschend für eine ganze Werde-Epoche, wenn nicht für sein ganzes Leben. Und das ist der Sinn der Einwirkung in das Weibnis der Liebe durch verschiedene Liebeserfolge und Liebesversuche, daß der Mensch sein beherrschendes Schicksal erkenne. Man nimmt es zu leicht mit dem In-die-Ehe-Gehen. Und weil dann eine äußere Ordnung staatlicher oder kirchlicher Art diese aus leicht gewonnenen Ehen zur Dauerehe stampfen will, geraten die allerwenigsten Menschen zu dem sie beherrschenden Schicksal. Es wartet sonst, sagen vergeblich auf Verwirklichung, und die Menschen geben achlos oder in Furcht abgewendet an ihm vorbei. Wo sich aber in einem Volke keine Einzelchicksale mehr erfüllen, da kann sich auch kein großes Schicksal nicht zur Wirklichkeit gestalten.

Aber noch um einer andern Realität willen verlangt die Ehe Dauer. Sie verknüpft nicht nur ein Ich und ein Du zu leiblicher Vereinigung, sondern auch diese beiden mit der ganzen Gemeinschaft, in der sie leben. Sie sind mitbestimmend in dieser Gemeinschaft. Schon das leibliche Sein des Kindes im Mutter Schoße stellt die Eltern hinein in eine Welt, in der noch andere Ordnungen herrschen, als in dem Liebeschicksal von Ich und Du, nämlich die moralischen und die leiblichen, ohne die keine menschliche Gemeinschaft bestehen kann. Diese Ordnung ist eine Wirklichkeit von höchster Bedeutung. Es besteht die Pflicht sie zu schützen gegen alle Gefahren von Unvernunft und chaotischer Triebkraft. Diese Ordnung besteht auch für die Völker für die alle Forderungen vereint werden müssen, damit sie beargwünigt und befolgt werden. Gerade auch darum, weil die Masse so wenig Instinkt für ihr beherrschendes Schicksal hat — unter Masse verstehe ich nicht etwa die unteren Schichten, sondern die Vielen, so oben, wie unten —, können die Gesetze der bürgerlichen Ordnung nicht auf das Einzelchicksal sich gründen, das ein übervernünftiger schöpferischer Einbruch in das vernünftige Ordnungsleben ist und so leicht verwechselt werden kann mit der chaotischen



und zerstörenden Macht des Blutes. Menschen, die die Forderung aufstellen, daß Ehe auf Liebeschicksal gegründet werde, müssen deshalb notwendigerweise mit jenen vernünftigen Ordnungen immer wieder in Konflikt geraten, wenn sie z. B. fordern, daß aus keinem andern Grunde, als weil kein Liebeschicksal zwischen den Ehepartnern mehr walte oder ein neues Liebeschicksal zwischen sie getreten ist, die Ehe geschieden werde. Auch diesen Konflikt wollen wir in voller Verantwortung durchleben im Bewußtsein, daß hier Wirklichkeit gegen Wirklichkeit, Wert gegen Wert steht. Die Ehrfurcht vor den Werten der vernünftigen Ordnung, unser Wille, uns in sie einzufügen, kann Ursache für uns sein, uns immer wieder erneut zu prüfen, ob wir nicht ein vermeintliches Schicksal gegenüber einem wirklichen Wert zu bejahren in Gefahr sind.

Und noch eine andere Macht stellt sich uns auf dem Wege des Liebeschicksals warnend und fordernd entgegen. Das ist die allgemeine Menschenliebe. Wer, einem Liebeschicksal gehorchend, die Ehe auflösen will, der muß wissen, daß er Schuld auf sich lädt. Denn meistens geht das nicht, ohne daß man einander große Schmerzen verursacht, einen in die Einsamkeit zurückstößt, in die Haltlosigkeit, vielleicht ins Verderben. Und selbst wo zwei freiwillig auseinandergehen, können sie der Schuld nicht ausweichen, besonders wenn Kinder ihr erben sind. Darum hat keiner ein Recht, einem solchen Liebeschicksal zu folgen, der nicht ganz bereit ist, sich vor einem höchsten Richterstuhl für diese Schuld verantwortlich zu stellen. Auch aus dieser Verantwortung heraus sind wir gezwungen, in dem wechselnden Liebesleben, in das wir modernen Menschen vielleicht mehr als irgend ein anderes Geschlecht hineingestellt sind, das beherrschende Schicksal zu entdecken, dem man nach einigen Gezeiten gehorchen darf.

Ist von hier aus vielleicht das Jesuwort von der „Anauflöslichkeit jeder Ehe“ zu verstehen? Oder hat Jesus wirklich so naiv geglaubt, jede Ehe sei von Gott zusammengefügt? Wußte er gar nicht, was Liebeschicksal bedeutet? Oder galt ihm die ungebrochene Ordnung mehr als dieses? Vermochte seine grenzenlose Menschenliebe auch das traurigste und leidvollste Ehegeschick zu verschlingen? Oder hat er entdeckt, daß zwei Menschen, die einmal so eng miteinander verknüpft waren, wie Mann und Weib in der Ehe, dadurch noch mit einem anderen, unverbrechlichen Band miteinander verknüpft sind als durch das der ehelichen Liebe, nämlich durch das Schicksal einer glück- und leidbeglückten Lebensgemeinschaft, die er als letztbändige irdische Realität betrachtete? In der Tat, wir ahnen in seinem Wort etwas von der Erfahrung der „Göttlichkeit“ des Tatsächlichen.

Wir empfinden, daß hier Werte und Ordnungen von großer Wucht liegen. Und diese Erkenntnis wird unsere Verantwortung dem durch Lebensschicksal Gegebenen gegenüber ungemein vertiefen müssen.

Noch letzten Endes können wir die Falscherung, die er aus dieser Erfahrung zieht, nicht bejahen. Vielleicht sind wir innerlich anders gebaut, vielleicht auch erleben wir Liebeschicksal mit einer größeren Wucht, als er es ahnte. Jedenfalls können wir, wenn Verantwortung gegenüber der Ordnung, der Menschenliebe, dem durch das Leben Gegebenen, und Verantwortung gegen das Liebeschicksal auseinanderstehen, nicht so einfach die eine bejahen und die andere verneinen. Denn auch das müssen wir erkennen: Wer seinem Liebeschicksal ausweicht, auch der läßt sich auf sich. Wir haben für diesen furchtbaren Konflikt keine lösende Formel. Es muß letzten Endes dem Gewissen des Einzelnen anheimgestellt werden, welcher Welt er gehorchen will. Und wir können fordern, daß mindestens unsere Gemeinschaft dies beareit, und erwarten, daß von hier aus die öffentliche Meinung und die staatlichen Gesetze eine dem neuen Erlebnis der Wirklichkeit gemäße Wandlung erfahren. Wer Liebeschicksal der allgemeinen Menschenliebe und der baren Pflicht unterordnet, tut auch etwas Gutes. Auch in solchem Verzicht, wenn er verantwortungsbewußt und nicht aus Traurigkeit oder Feigheit kommt, liegt Kraft und Segen. Und manche Ehe, die zunächst zerbrochen schien, ist durch solchen Verzicht wieder gerettet worden. Und doch ist auch er vielleicht schuldig geworden, weil er ein Liebeschicksal — vielleicht das beherrschende! — verneinte.

Während eine alte Moral schnell bei der Hand war, die Rücksicht auf den Andern die allgemeine Menschenliebe, die Ehrfurcht vor der Ordnung als die selbstverständliche und unter allen Umständen zu erfüllende Forderung zu verkündigen, glauben wir, daß Gehorsam gegen das *wa h r e* Leben sehr oft Gehorsam gegen ein Liebeschicksal bedeutet, daß die einseitig strenge Forderung jener alten Moral die schöpferischen Bewegungen hemmen, wahre Menschwerdung hindern kann. Und vielleicht ist jene alte Ehemoral mit ein Grund für das Erlahmen der schöpferischen Kräfte in unserem Volke. Wir können in der Tat unsere Seele verlieren, wenn wir der offensbaren Pflicht folgen statt den Gesetzen der Liebe. Für uns steht die Heiligkeit des Liebeschicksals gegen die Heiligkeit der „Gebote Gottes“, wie sie in der geschichtlich gewordenen Religion bis heute darstellt worden sind.

Warum ist in ihr bis heute kein Verkündiger der Heiligkeit des Liebeschicksals aufgetreten? Vielleicht dürfen wir jenes Stück aus der Edda, „Die Erweckung der Walküre“ so nennen?

Will hier nicht eine neue Offenbarung ans Licht? Ist nicht ein gut Theil an erer heutigen Ehenot darin begründet, daß man die „ewige“ Wirklichkeit des Liebeschicksals nicht ernst genug nahm, daß man zu leicht hin annahm, man dürfe Treue voneinander fordern, und nicht wußte, daß man sich zuvörderst Treue gegen sich selbst schuldig war, daß man nicht warte in Wahrscheinlichkeit einander zu begegnen, wenn das Liebeschicksal sich wandelte, daß man in einer ganz falschen Auffassung dessen was Ehe ist, einander Ehe vorlegte, wo sie schon längst nicht mehr bestand? Und dies alles darum, weil man vernünftige Ordnung, Pflicht und allgemeine Menschenliebe für die einzig mit gutem Gewissen zu begebende Wirklichkeit betrachtete und jenen irrationalen Einbruch des Gegenseitigen als ungottlich fürchtete.

Wenn es für Menschen, die in dem Konflikt stehen, von dem wir hier reden, auch keine einfache lösende Forme ist, so doch vielleicht einen Rat, der ultime für das ganze Eheleben gilt, Ehenot nichts abfordern. Wer dem Andern in der Ehe mit Pflichtforderungen entgegentritt, verhandelt sich gegen das ewigste Wesen der Liebe. Ansprüche auf Treue sind schon Ehebruch. Ich glaube, wirklich im Verdingen stehende Menschen können sich nur auf gegenseitige Freiheit verstehen — und daß ich mit Freiheit nicht sich gehen lassen meine, sondern Freiheit, einem beherrschenden Schuld zu folgen, ist wohl genugend deutlich geworden —, und gerade aus dieser gegenseitigen Freiheit kann folgen, was keine wahre Ehe erreichen kann: unbedingtes gegenseitiges Vertrauen — und eben o unbedingte Wahrhaftigkeit auch dann, wenn man versucht dem Andern weh zu thun. Ich hoffe es ist kaum nötig, zu sagen, daß in dieser Liebe die zarteste Rücksicht walten soll. Doch steht Wahrhaftigkeit höher in der Ehe als Rücksicht.

Mit dieser Haltung gegeneinander sind wechselnde Liebeschicksale, die etwa an die Ehegatten herantreten wenn sie nicht beherrschendes Schicksal sind, viel leichter zu bewältigen als wenn man sich voreinander verbergen muß. Einander völlige gegenseitige Freiheit geben, ist schon weithin Verleugnung von dem Jwana, den aneinandergelagerten Liebesregungen sonst ausuben, diese Freiheit sich aber nicht nehmen, jedenfalls nicht leicht hin nehmen, bindet immer wieder in neuerregener, ausdrucksender Gemeinschaft zusammen. Tritt aber nun ein zwingendes Schicksal zwischen die beiden, so können sie anstatt einander Vorwürfe zu machen, die ebenso töricht wie schwachend sind, ehrfürchtig davor stehen und durch freien Verzicht aufeinander beweisen, daß sie einst einander geliebt haben, oder müssen sie gemeinsam im

Schmerz gebeugt erkennen, daß kein letztes Schicksal sie band und daß sie darum ausgehen müssen, es zu finden.

Aus dem Gesagten ist klar, daß nicht jede kleine Liebesbewegung die Existenzfrage an eine Ehe zu stellen braucht. Im Gegenteil. Die durch ein wirkliches Schicksal Verbundenen können dadurch nicht bewegt werden, selbst wenn alle Liebesbeziehungen dort bejagt würden. Ich glaube aber nicht, daß man solche Liebeschick als zweiten und dritten Ranges auszu-  
leben braucht, weil sie die Ehe bereichern. Vor allem fühle ich, daß ein Liebeserlebnis, das in seelischen Bereichen bleibt, zart-  
sinniger wirkt und weniger die Verbindung der Ehegatten stört, als wenn die körperliche Vereinigung bejagt wird. Es ist für mich hier ein mir selbst nicht ganz begreiflicher Unterschied wie als ob das Musterium des Leibes unzugänglicher sein müßte für Dritte als das der Seele. Ist das nicht ein geheimes Gesetz der Natur? Ob das Ausleben solcher Liebesbewegungen zweiten und dritten Ranges die Ehe bereichert, ist mir sehr zweifelhaft. Ich meine, hier einen Irrtum des Empfindens und Denkens zu sehen. Im höchsten Falle ist es das seelische Leben des jeweils Liebenden, das eine Bereicherung findet. Der andere Teil in der Ehe wird immer leiden. Und wo er es nicht zahlt, scheint er mit einem heroischen Irrtum zu unterliegen. Die Ehe, das heißt die innere Bindung von Ich und Du in der Liebe, wird immer gestört und gelodert. Das kann nicht anders sein, denn wahre Liebe — irdische Liebe zwischen Mann und Weib — will völlige unbedingte Vereinigung, wenigstens in kraftvollen, zentral lebenden Menschen. Durch jene Störung wird eben das gemeinsame Werden und Schaffen, das herrlichste Glück zweier Liebenden, gehemmt. Wer den wechselnden Liebesbeziehungen nachgibt, belädt seine Ehe mit einer dauernden Tragik, die nicht in dem großen Schicksal, dem er gehorchen soll angesetzt ist. Ob jenes neue „Ehe Ideal“ wirklich ein lebenskräftiges, aus den Tiefen des Seins ausgehendes Ideal ist, muß die Zukunft erweisen. Mir scheint es im Grunde doch ein Ideal von gestern.

Es mag einen Fall geben bei dem an zwei in einem gemeinsamen Liebeschicksal Verbundene die Frage des Dritten mit Ernst herantritt und vielleicht aus letzter Verantwortung heraus bejagt werden konnte wenn nämlich den beiden Kinder versorgt sind. Hier wird das Problem der andern Frau oder des andern Mannes, die Kinder erhalten könnten, zur Frage der Verantwortung gegenüber den vergangenen und zukünftigen Geschlechtern, gegenüber dem Volke, also zu einer Gewissensfrage höchster Ordnung. Eine verantwortungsbewußt lebende Frau z. B., die

dem Manne keine Kinder zu schenken vermag, wird, wenn sie nicht von irgendwelchen Gezeiten von außen geleitet wird, sich nicht so leicht zufriedengeben können mit dem alltäglichen Trost, daß man sich hier eben zu fügen habe. Aber das sind Ausnahme- oder Grenzfälle, die letzten Endes die beiden mit sich bewaltigen müssen. Sie können allerdings erwarten, daß eine aus der Tiefe lebende Gemeinschaft ihre Entscheidung ehrlich betrachten

Damit wäre allerdings ein gewalttätiger Umschwung in der bisherigen Ethemoral geschehen. Wir können kaum erwarten, daß die öffentliche Meinung oder der Staat einen solchen Umschwung so leicht bejahet; denn für sie kommt eine Bejahung gleich der Polygamie, die nicht nur ein Gewissens-, sondern auch ein staatliches Problem ist. Hier möchte ich nicht versäumen, kurz auf die Erfahrungen aus meiner letzten Orientreise in Ägypten und Vorderasien hinzuweisen, also in Ländern, in denen eine kirchlich und staatlich anerkannte Polygamie seit mehr als einem Jahrtausend herrscht. Fast alle führenden Männer und Frauen jener Gebiete verurteilen die Polygamie und streben nach einem monoqamischen Aufbau des ehelichen Lebens. Es scheint doch so zu sein, daß an einem bestimmten Punkte der Entwicklung des menschlichen Bewusstseins und der Gesellschaft, nämlich da, wo entscheidende Personlichkeiten von zentraler und umfassender Bildung gebraucht werden, die Monoqamie als selbstverständliche Form des Zusammenlebens von Mann und Weib sich fordernd ankündigt. Das hat wohl sehr tiefe Gründe die ich an diesem Orte nicht untersuchen will.

## 2

Das heiligste Symbol der Ehe ist die seelisch-leibliche Vereinigung von Ich und Du. Wo diese Vereinigung ohne Liebe geschieht, da entsteht Unheil. Seele und Körper, anstatt schöpferisch bewegt, erlöst und geläutert zu werden, werden bedrückt, verknötigt und verunreinigt. Bei Ehenot wurzelt darin. Ehegatten, die mit feinerem Instinkt für das schöpferische Leben ihre Erfahrungen betrachten, wissen alle etwas von der zerstörenden Wirkung solcher „lieblosen“ Vereinigungen. Nur weil die meisten seelisch grobschlachtig leben und nicht für ein Leben der Innerlichkeit gebildet sind, überhören sie diese verborgenen Geschehnisse in der Seele und leben, ohne den Grund zu wissen, das unfrohe Leben von Gebundenen.

Auch solche, die ein Liebesgeschick zusammenbindet, sind nicht immer in schwingender Liebe miteinander verbunden. Dieses Schwingen hängt doch so oft vom körperlichen Empfinden ab, von der Stimmung, die von tausend Dingen gestört und zertrübt werden kann. Und darauf muß man achten lernen. Zur



Liebesvereinigung gehört körperlicher und seelischer Schwung. In zartem Eingehen aufeinander lernt man auch Antraft und seelische Verknüpfung durch die Vereinigung zu heilen. Aber dann müssen die beiden in diesem Verlangen zusammenfliegen. Wenn das nicht der Fall ist, ist Sichverjagen die größte Weisheit. Auch ist in diesem Gebiete die von so vielen Ärzten gepriesene Gewohnheit nicht das Richtige, ob sie nun nach der sogenannten Lutherregel sich richtet, oder mit enthaltsameren Maßstäben gerechtfertigt wird. (Ich hoffe übrigens, daß die unter Luthers Namen gehende Regel nicht von ihm stammt. Ich würde sonst darin einen Hauptgrund finden für die bei Luther allzu früh einsetzende Verstarrung und für die unfruchtbare lutherische Orthodorie.) Gerade die Gewohnheit nimmt der Vereinigung ihren feinen Zauber. Sie muß, um lebendig zu bleiben, ein immer neues, unvorhergesehenes Ereignis sein, ein überraschendes, gern empfangenes und gern gewahrtes Geschenk. Hier nur keine Regeln! es sei denn die, daß, je seltener man sich Geschenke gibt, desto reicher sie sind. Und zunächst hier, wo Geschehnis zugleich selbstlose Gabe bedeutet, die das ganze Wesen entflammen soll. Entflammtheit bedeutet aber auch Brennen, und Brennen verzehrt Kräfte.

Doch auch diese Regel mag in Zeiten, wo der Rhythmus gemeinsamen Lebens reicher ist als sonst, wo Wesen gemeinsamer Lebensfreude und Seinslust durch die Seele brausen, zerbrochen werden. Man soll sich dann nicht von Bedenken die Seele verlustig lassen, sondern diesem Rhythmus sich hingeben. Wer so frei leben lernt, der lernt auch unterscheiden, wann dieser Rhythmus hinüberschnellt in den Bereich lustloserer Triebhaftigkeit, wo Zerstörung lauert für die aufbauenden Kräfte und Gefahr für die Liebe. Man wird dann entdecken, wie nach solchen Zeiten die gesunden Verknüpfungen sich wieder regen und Versagen fordern, damit jedes wieder seiner Welt des Werdens und Schaffens sich zuwende. Und es ist kein Schaden für die Liebe, sondern Gewinn, wenn in Zeiten solcher Vereinzelung alles Triebhafte verschlungen wird von anderen Kräften. Diese Ruhezeiten des Triebes sind Zeiten seiner Regeneration, in denen die Trieborgane geheime schöpferische Kräfte in den leiblich-seelischen Organismus treiben, ohne die wir nichts Bedeutendes werden und schaffen können. Auch hier offenbart sich das wahre Leben in lebendigem Rhythmus. freit wellenatmend auf und ab, wirkt sich aus in polarer Gegensätzlichkeit. Ich glaube, viele Ehegatten, denen die Liebesvereinigung schal geworden ist und wie viele sind es! , würden auf diese Weise das Glück der Vereinigung wieder erringen.

Es gibt viele Männer, die an solche Zeiten des Sichversagens nicht glauben wollen, es sei denn, daß sie dazu durch Krankheit oder sonst einen äußeren Umstand gezwungen sind. Sie suchen dann nicht gerade die edelsten Mittel, um sich zur den Verzicht zu erlassen, weil sie behaupten, der Trieb habe seine Zeit und müsse sich auflösen. Dies ist einer der verachteten Irrtümer unserer Zeit, die den tiefen Sinn der Entbehrung nicht mehr kennt. Man weiß nicht, daß wenn der Trieb, der auch beim Manne seine periodischen Auslässe hat, seine Höhenkurve erreicht, und man dann verachtet die Kurve plötzlich sinkt, dafür aber ungeheure Kräfte im Leib und in der Seele aufwallen. Daß diese Erkenntnis wieder durchdringe und unter Liebesleben mitbestimme, daran hängt ein gut Teil der zukünftigen Regeneration unseres Volkes. Das gilt für Ekelate nicht minder wie für Nichteheliche.

Dissharmonie bei der liebenden Vereinigung kann auch einfach durch Unwissenheit entstehen. Auch hier braucht es viel Lebensweisheit, zarte Rücksicht und Verständnis für den leiblichen seelischen Organismus, der bei den einzelnen überaus verschieden ist. In Indien tritt kein Paar in die Ehe, dem nicht ein Stachel dieser Weisheit mitgegeben wird. Sie werden durch zarte Belehrung<sup>\*)</sup>, eingeweiht in die Kunst, einander auch körperlich zu lieben. Und weil diese Einweisung mit dem Nektar des Ketha vien umkleidet ist, darim wirkt sie nicht verflachend. Das Ketha vien nämlich nicht Einweisung. Auch wir brauchen Statten der Einweisung in diese Dinge. Und ich meine, auch dies könne nur eine im Leben wirkende Gemeinschaft in der richtigen Weise vollbringen. Wie oft scheint eine Ehe schwerer erträglich die bei genauerem Zusehen nur daran leidet, daß die Ehegatten einen ganz verschiedenen Körperbau, einen Rhythmus haben, der eine harmonische Vereinigung stört oder gar lindert. Und alle, deren Vereinigung nicht glückt, nicht lebend und im tiefsten Grunde verschärft werden, müssen wissen, daß es so nicht beim Rechten ist, und sollten nach den Ursachen suchen. Denn das ist keine geringe Sache. Es ist z. B. falsch, wenn etwa die Frau meint, sie müsse um des Mannes willen die Amarmuna einfach „dulden“. Eine Amarmuna, die „geduldet“ wird, ist für den Mann nichts als eine augenblickliche Entspannung für die Frau eine Qual — sie mußte denn recht sehr geschlechtlich veranlagt sein — und auf die Dauer für beide eine Hemmung ihrer Schaffenskräfte. Eine Amarmuna hat erst dann ihren „Sinn“ erreicht, wenn beide

\*) Diese drei Worte habe ich eingefügt um ein Mißverständnis zu vermeiden.

in Glück getränkt ineinander ruhen und dann beschwingt, gelöst an ihr Werk gehen. Von diesen Dingen redet man nicht gern, aber man darf sie nicht verschweigen.

Hier ist auch ein Wort zu sagen über die Mittel, die Empfängnis zu verhindern. (Welche diese sind, soll der Arzt den Ehegatten sagen.) Es ist keine Frage, daß es Umstände gibt, die Empfängnisverhütung gebieten, seien es gesundheitliche oder soziale. Zur Einzeltragen kann ich hier nicht eingehen. Ich will hier nur zwei Gedanken herausstellen. Wer Verhütungsmittel anwendet, um einer Verantwortung zu entgehen, macht sich schuldig am moralischen Niedergang unseres Volkes. Jeder Erieh trägt in sich das Muß zur Verantwortung. In ihm ruht ein abarändiger Wille, so im Geschlechtstrieb der Wille zum Kind. Wer diesen Willen verneint, versündigt sich am Willen der Natur. Sie aber wird sich rächen. Die Verneinung des Kindes in der Umarmung kann nur als letzte Notwehr gegen schwere Übel bezahlt werden. Die Verneinung bleibt aber jederzeit selbst ein Übel auch im besten Falle, auch bei den zartesten Mitteln. Das tiefste Glück, die letzte Vollendung der Umarmung bleibt versaut, wenn die Hingabe nicht reflexlos, ganz frei von Überlegung und Vorfichten geschehen darf. Daß heute so viele in die Ehe treten, die zunächst aus wirtschaftlichen Gründen keine Kinder bekommen dürfen, halte ich für ein großes Unglück, nicht nur wegen des Verlustes an Volkskraft, sondern weil die Liebe selber sich nicht vollenden kann wo man der Natur so entgegenhandeln muß. (Nebenbei: Es sind nicht nur die Proletarier von dieser wirtschaftlichen Not betroffen, sondern ebenso die Gebildeten — man denke nur an die Männer, welche die akademische Laufbahn ergreifen und oft nicht vor Mitte der Dreißiger zu einer festen Stellung kommen, auf die sie eine Familie gründen können.) Daß Liebende viele Jahre lang zusammenleben müssen, ohne daß sich ihnen das zarteste Wunder ihrer Liebe ganz offenbaren kann, das ist Not. Und wenn sie nach Jahren etwa wirtschaftlich gesichert sind, um Kinder zu bekommen, ist ihnen vielleicht durch Gewohnheit die Tür zu jenem Glück auf immer verschlossen. Nicht nur aus Verantwortung gegen unser Volk, aus Verantwortung gegen ihre Liebe müssen die Liebenden, sobald es irgendwie geht, zur Natur zurückkehren. Und wenn solche, die schon die genügende Zahl von Kindern ihr eigen nennen, nicht mehr zur Natur zurückkehren dürfen, so ist das immerhin ein Verlust. Und hier stehen wir

vor einer Not, für die wir offenbar keine Lösung besitzen. Denn auch völlige und andauernde Enthaltsamkeit ist für Ehegatten eine große Gefahr. Zur Liebe gehört notwendig die Vereinigung.

3

Ich glaube nicht, daß man den Sinn der Liebe voll trifft, wenn man sagt, der Sinn der Vereinigung sei das Kind. Sollte die Sanktion der Liebesvereinigung nur ein Trick der Natur sein zur Erhaltung der Art, eine Maske archaischen Stiles, wie es etwa Schopenhauer aussagt (der übrigens wie mir scheint, der echten Liebe zum Weibe antäbia war)? Ist nicht vielmehr das Verschmelzen zweier Wesen, abzuheben vom Kinde, das entsteht oder nicht entsteht, ein im höchsten Sinn schöpferischer Vorgang, der an und für sich gewertet werden darf? Zwei Wesen, die sich so verbinden, sind nachher nicht mehr dieselben wie vorher. Jede Vereinigung kann, wenn sie der Liebe gerecht ist, ein Teil schaffender Schöpfung sein, ist also ein Wert, wenn wir hier religiös reden dürfen, ein Qualitativwert schon in sich. Die Tiefe dieser Liebesvereinigung wird verhüllt, wenn man einen Zweck zu ihrem Zentrum macht. Sie ist Sein und Werden im eigenen Rhythmus. Und wahrhaft Liebende gehen sich absichtslos diesem Sein hin.

Daß dann aus dieser Vereinigung das Kind entsteht, führt die gundacht ganz nach innen gewandte Liebe wieder zurück in die äußere Welt. Das Kind zwingt die Liebenden hinein in die äußere Ordnung der Gemeinschaft, zu der sie geboren, mit ihren eigentümlichen Verhältnissen, Forderungen und Gelehen. Und sie haben die Pflicht, sich gründlich zu überlegen, um ihrer selbst und um des Kindes willen, ob sie diesen Forderungen Genüge tun können. Vielleicht waren sie vorher in unserem Velle die Verhältnisse in die ein Kind hineingeboren wird, so schwierig wie heute<sup>\*)</sup>. Und wer diesen Verhältnissen nicht gerecht wird, wird schuldig an der zukünftigen Generation. Und das beladit jede Liebesvereinigung ob in oder außer der Ehe mit einer großen Verantwortung. An und für sich von der Liebe aus gesehen, hat niemand ein Recht, Lebenden die Liebesvereinigung zu versagen. Eine schroffe und nach unserer Ansicht sehr ansehnlich gefasste religiöse Ordnung bestimmt, daß Menschen, die nicht zueinander leben, das uneheliche Kind etwas Verboten ist. Und die öffentliche Meinung des anständigen Barzers, ja auch weit-

<sup>\*)</sup> Ich erwähne hier noch einmal daran, daß der Vortrag vor 5 Jahren gehalten wurde.

hin die Haltung des Staates, die sich in seinen Gesetzen ausdrückt, steht durchaus auf der Seite dieses Urtheils. Dagegen müssen wir uns aus unserer Haltung wehren.

Und doch verstehen wir jene Ordnung und deren tiefen Sinn. Von der Liebe aus gegeben ist es recht, wenn zwei Liebende sich vereinigen und aus dieser Vereinigung ein Kind hervorgeht. Dann hat sich das Gesetz der Liebe erfüllt. Wenn aber das Kind nicht die volle Gewähr hat, zu einem wahren Menschentum heranzuwachsen, sind die Eltern an ihm schuldig geworden.

Auch darf man hier nicht vergessen, daß, wenn mit dem unehelichen Kinde keine volle Verantwortung verknüpft ist, sich die Liebenden leicht hin die junge Frucht der Vereinigung vom Baume ihrer Liebe reißen, daß chaotische Ererbhaftigkeit die Gelegenheit wahrnimmt, sich unverantwortlich auszuleben. Und dieses verantwortungslose Sichausleben einer sich frei gebardenden Moral von heute verabscheuen wir ebenso wie die prüde Unwahrhaftigkeit einer alten.

Obwohl wir all dies bedenken, fordern wir aus unserer religiösen Grundhaltung heraus, daß der Mangel des Sündhaften und Gottwidrigen vom unehelichen Kind als solchem genommen werde, und ebenso von der unverheirateten Mutter, wenn diese aus Verantwortung handelt und einem wirklichen Liebeschicksal gehorcht hat. Warum sollte eine unverheiratete Frau oder eine Witwe, die aus gewichtigen Gründen nicht heiraten können, auf das Kind verzichten müssen, das sie so schalichst begehren und das ihnen in einem Liebeschicksal begegnen will? Wenn eine frühere Ordnung sich gegen die Gefahr der verantwortungslosen Ererbhaftigkeit nur mit dem Mangel schützen konnte, den sie dem unehelichen Kinde anbestete, so müssen wir von unserer Haltung her andere Sicherungen finden. Wir fordern gegen diese Gefahr eine rucksichtslose Verpflichtung vor allem auch des Vaters eines unehelichen Kindes. Er soll nicht mit der Bezahlung einer armseligen Alimentersumme bestraft werden, sondern soll, wie das einem Vater gebührt, voll verantwortlich sein für die Erziehung seines Kindes, der Vergabung seines Kindes und dem Stande entsprechend dem er selbst zugehört, ganz abgesehen davon, welchem Stande die Mutter angehört. Die heutigen Gesetze sind uns in dieser Beziehung viel zu lar. Sie sind Männer- und Standesgesetze im schlimmen Sinn und kein Ausdruck für die schwere Verantwortung, die ein Volk dem Vater eines Kindes, als des Trägers der Zukunft, auferlegen muß. Wenn zwei freiwillig sich dafür entscheiden daß die Frau die ganze Verantwortung für das Kind übernimmt, daß ihr ein



Liebesgeschick gewährt, so möge das Gesetz anders verfahren und den Willen dieser beiden gelten lassen.

Hier berührt uns vor allem auch das Schicksal der allein-  
stehenden berufstätigen Frau, die Kinder wünscht  
und nicht heiraten kann, vielleicht auch nicht heiraten will um  
ihres Berufes willen. Die Zahl dieser Frauen ist groß, und  
darunter sind die stärksten Persönlichkeiten in der Frauenwelt.  
Man bedenke hier auch, daß es etwa zwei Millionen Frauen  
mehr gibt in unserem Volke als Männer, die in der heutigen  
Ordnung nie Mütter werden dürfen, auch wenn sie es lebhaftest  
wünschten, weil diesem Mütterwerden ein schwerer Mangel an-  
gehangt ist und weil damit große Schwierigkeiten verbunden sind.  
Kann es sich ein Volk leisten, daß zwei Millionen Frauen  
und darunter die tüchtigsten — nie zur Mutterschaft kommen  
dürfen? Gewiß besiegen große Schwierigkeiten für das Kind  
einer alleinstehenden Mutter. Doch darf nicht vergessen werden,  
daß die schwierige Lage solcher Kinder auch die besten Kräfte  
weckt, sie stark und selbständig machen kann. Wer weiß, viel-  
leicht sind solche in einem harten Schicksal Ertragenen für ein Volk  
mehr wert als viele sorgsam Benaute. Gibt es eine größere  
Gefahr für ein Volk, als daß so viele reiner lebendiger Kräfte der  
Erneuerung brachliegen? Wir fordern hier wiederum aus letzter  
Verantwortung unserem Volke und einer unsichtbaren Welt ge-  
genüber eine neue Haltung und eine neue Form der Liebes-  
beziehungen, eine positive Stellung der Gemeinschaft anstatt der  
bisherigen negativen gegenüber dem Verlangen solcher Frauen  
nach Kindern. Der Schwierigkeiten sind wir uns wohl bewußt.  
Aber wir glauben, daß der Gewinn aus einer solchen Umwertung  
der seitherigen Werte viel größer sein wird als der Verlust. Und  
eine Gemeinschaft wie die unsrige muß vom Staate verlangen,  
daß er dieser Not mit neuen Gesetzen abhelfe. Denn wir können  
wohl den Mangel von dem unehelichen Kinde und der nicht ver-  
heirateten Mutter nehmen, aber nicht die Schwierigkeiten aus  
der Welt schaffen, die dieser neuen Ordnung heute noch begegnen.

4

Wer Liebe und Ehe auf dem Liebesgeschick aufbauen will, der  
wird immer zusehender werden, wenn er mit der Bejahung des  
Irrationalen, das hier als schöpferische Macht in unser Leben  
eintrifft, nicht einen starken Willen zu fittlicher Verantwortung  
verbindet. Jene unbegreifliche Wirklichkeit muß in den Kampf  
gestellt werden mit der begreifbaren, Pflichten uns auferlegenden.  
Dieser Satz gilt auch für solche, die sich in Liebe vereinen  
außer der Ehe. Keinen Menschen kann von niemand dieses

Recht abgesprochen werden. Wer es aber sich nimmt, sollte den Willen zum Kind nicht dauernd verleugnen müssen. Die Liebenden müßten, dem innersten Wesen der Liebe gehorchend, alle Folgen bejahen können. Jene Heilande, die jahrzehntelang umherwandern und die Mädchen vorgeblich von ihrer sexuellen Verkrampfung erlösen, aber nie zu einem Kinde kommen, weil sie dazu noch nicht reif seien, müssen wir der Verdachtung anheimgeben. Wer die Vereinnahmung in der Liebe bejaht, der müßte reif sein für das Kind. Sind wir dazu nicht imstande, so sollen wir das bekennen im Bewußtsein unserer Schwäche und aus dieser Schwäche keine Lebensphilosophie zurechtmachen, die die Unsicheren noch mehr verwirrt und auf falsche Wege führt. Diesen Liebende aus wirtschaftlichen oder anderen, in Verantwortung ruhenden Gründen keine Kinder bekommen, so ist dies eine beklagenswerte Einschränkung ihres Liebesglückes, das so immer unvollkommen bleibt, nicht aber ein Ideal, dem man ohne schwere Gefährdung höchster innerer Werte auf die Dauer leben könnte.

Etwas anders stellt sich uns das Problem dar, wenn es sich um Menschen handelt, die noch mitten in der körperlichen und seelischen Reifung stehen. Dieser Begriff des noch nicht reifen Menschen ist sehr dehnbar dessen bin ich mir bewußt. Aber ich stütze mich hier auf den Arzt, der an unserer Taugung teilnahm und dem wahrhaftig niemand vorwerfen wird, daß er aus andern als rein sachlichen Gründen dem noch nicht reifen Menschen zur Enthaltensamkeit rät. Er erklärte uns, daß diese schon physiologisch geboten sei, da die Kräfte des Zeugungsorgans nötig seien zum Aufbau des Körpers, und daß für gewöhnlich dieser Prozeß für den Mann nicht vor dem 23. und für das Mädchen nicht vor dem 18.—20. Jahr abgeschlossen sei.

Daß wir die rein triebhafte geschlechtliche Vereinnahmung aus letzter Verantwortung verneinen müssen, habe ich schon gesagt. Die Tatsache, daß die Mehrzahl unserer jungen Leute, wenigstens der jungen Männer, in diesem Punkte anders handeln, macht uns nicht irre, da wir ja nicht für die vom Trieb beherrschte Masse reden. Wir gehören aber auch nicht zu denen, die dieser Tatsache mit pharisäischer Selbstgerechtigkeit gegenüberstehen. Dazu wissen wir selbst allzuviel von der Urmacht des Triebes. Aber wir kämpfen in dem, was wir sagen, für uns selbst und für die in unserem Volke, die in solchem Kampfe überhaupt einen Sinn sehen und fähig sind, um ein neues Leben. Und das, weil wir uns unserem Volke verantwortlich fühlen, das es sich nicht leisten kann, soviel Kraft zu verlieren, die im geschlechtlichen Sichausleben verpufft wird. In diesem neuen Leben wird die Ent-

haltfamkeit des jungen Menschen, vor allem auch des noch nicht reifen, eine heute noch gar nicht geübte Rolle spielen. Und dann wird man den Sinn der Enthaltfamkeit früherer Geschlechter, die dann als bloße Form auch wieder zu einer Knechtung der Körper und Geister führte, neu verstehen.

Man redet so viel von der wirtschaftlichen Ursache der Liebes- und Ehenot. Ich möchte die Sache umkehren und von der wirtschaftlichen Bedeutung der geschlechtlichen Enthaltfamkeit reden. Man soll einmal die hören, die sich von unten herausarbeiten mußten und heute mitzubrend im deutschen Volke stehen. Ob nicht die meisten von ihnen sagen, daß sie diesen steilen Weg nur darum machen konnten, weil sie die Kräfte ihrer Jugend und ihres reifen Mannestums bewahrt haben und so die unverbrauchte Geschlechtskraft in den Dienst ihres Verdienst und Scharfens stellen konnten. Wie viele junge Leute, die vielversprechend beannonnen haben, bleiben auf einmal stehen, wenn sie Mannesreise erlangen und Manneswerke vollbringen sollen. Und sieht man hinein in die verborgenen Zusammenhänge, so liegt der Grund sehr oft eben da. Sie wußten nichts von Bewahrung ihrer edelsten Leibeskräfte. Ein Volk wie das untere braucht eine Gemeinschaft von Männern, die in der Jugend gelernt haben, um höherer Werte, um des Werdens und Schaffens willen auf Augenblicksentspannungen und doch sehr fluchtige Freuden zu verzichten. Der Weg dazu ist wahrhaftig nicht leicht. Nicht umsonst hat man dafür in alter Zeit das Wort „Askese“ geprägt. Denn Askese bedeutet Übung. Und bei keiner Übung geht es ohne strenge Willensanpannung, auch ohne vielaches Vertragen und Sich wieder-Aufrufen. Und wenn man heute zu der Erkenntnis gelangt ist, daß man, um das Werden zu beeinflussen, die unterbewußten Kräfte mobilisieren müsse, so möchte ich auf die tiefsten unterbewußten Kräfte, die in unserer Seele oft unermüdet schlummern, hinweisen, nämlich auf die Liebe zum Volke und zum Vaterland, aus der für jeden rechten Mann und jede rechte Frau das machtvollste Gefühl der Verantwortung emporsteigt. Diese unterbewußten Kräfte in unserer deutschen Seele möchten wir wirksam machen, damit eine Gemeinschaft entstehe, die bereit ist, nicht den breiten Weg der Rasse, sondern den schmalen der Verantwortlichen zu gehen.

Aber auch der Wille soll hier aufgerufen werden. Ich glaube, die Pädagogik, die den Willen so geringachtete, ist eine Pädagogik von gestern. Die Pädagogik von morgen wird auch wieder die Macht des Willens entdecken und in ihren Dienst stellen.

Ich bin mit der Gefahr solcher Forderung wohl bewußt, nämlich der Gefahr der Verfrachtung, die das Lebendige tötet, und der Gefahr der Verwerfung, wenn das Ideal nicht erreicht wird. Noch länger wird in mit der Sa eines Kriegers wirken, der in seinem letzten Briebe vor dem selbstgewählten Tob schrieb „Da ich kein Leben der Vollkommenheit führen kann, wab e ich den Tob.“ Jede Norm und jede Forderung, die wir aufstellen, hat ihre schwere Gefahr. Und um dieser Gefahren willen hat man das Berechnete der alten Ideale mit jenen über Bord geworfen. Wir sind uns der Gefahr bewußt und darum rufen wir die Gemeinschaft auf, daß sie hier lebendig tragend und immer wieder auflösend zu den Kampfernden trete. Und was wir voraushaben vor den alten den früheren Generationen ist dies. Wir verurteilen keinen der anders handelt vom sicheren Punkte unserer eigenen Rechtshoffenheit aus. Wir meinen nicht, daß er ein Verworfener wäre. Wir lassen jedem letzten Endes seine Freiheit und wissen, daß er sein Leben selbst vor einem andern als vor uns zu verantworten hat. Aber wir wagen, ihm zu sagen, daß es so etwas gibt wie ein verantwortliches, ebennies Leben, in dem man vor sich lernen kann. Und dieses Leben ist nicht eine trampfbotte Verdrängung der Triebe, die in technischen Verfrachtungen führt. Im Gegenteil. Dieses Leben ist Erlösung von der Knechtschaft unter die Triebe die ungeahnte schöpferische Kräfte des Widerstandes und der Gestaltung auslöst. Und eben diese Kräfte braucht unser Volk.

Und noch eins. Vielleicht sind viele der Ebenste eben dadurch verurteilt, daß die in die Ehe Treitenden und vornehmlich der Mann, nicht gelernt haben sich zu enthalten. Das Volk wird in Zukunft das kräftigste sein und die tragbarsten Eben haben, das die größte Schar von Menschen erzeugt die das Liebesallid nicht unter sich an sich gerissen, sondern sich darauf als auf ein Heilatum vorbereitet haben. Was uns da immer wieder ergaßt wird von Erlösung des jungen treitenden Menschen durch das Erlebnis der Umarmung, vom Durchbruch zum Beginn wahren Menschentums, mag in einzelnen Fällen auftreten, und wir stehen nicht als Richter über solchen Erfahrungen. Aber wir kennen viele Fälle, in denen das Gegenteil der Fall war, besonders beim Mädchen, das zum erstenmal dieses für seinen Körper und seine Seele so zerstörende Erlebnis erfährt. Und nicht wenige von den vornehmeren und zartberaiteteren Naturen haben daran jahrelang aufs schwerste gelitten, obwohl sie sich zunächst frei und ohne Bedenken hingenaben. Wie oft ist diese Hingabe Verfrachtung am Adel des Menschentums.

Und hier möchte ich nicht veräumen, auf eine schwere Gefahr aufmerksam zu machen: Wird nicht oft ein zum Opfer bereitcs Mädchen in ihrer Liebe und in ihrem Willen zu heilen von einem nur vom Trieb Beherrschten schmäblich mißbraucht? Wir gehören nicht zu denen, die meinen, damit sei für das Mädchen alles vernichtet. Aber es ist Unheil geschehen, das nicht leicht wieder gutzumachen ist. Wir wollen vollends gar nicht reden von den Wüstlingen, die dazu noch oft krank sind und so die schwersten Gefahren an das Mädchen herantragen.

Und selbst da, wo zwei junge Menschen in wirklicher Liebe sich vereinigen: Sind sie reif für das Kind, oder müssen sie sich davor nicht äaastlich hüten? Und ist das im Grunde Liebesglück, das schöpferisch wirkt? Daraus ergibt sich auch unsere Haltung gegenüber der sogenannten Kameradschaftsehe, sofern sie darauf abzielt, jungen, noch ganz in der Keifuna stehenden Menschen sexuelle Erleichterungen zu verschaffen. Vielleicht ist dieser Weg für die Masse, die weithin unter der Herrschaft des Triebes steht, ohne die in ihm verborgene Pflicht zur Verantwortung zu bejagen, ganz recht. Diese Institution ist immer noch besser als das Bordell. Auch mag sie Menschen, die keinen Instinkt für Schicksal haben, daran bindern, sich auf die Dauer ihres Lebens einem Zufälligen in der Liebe auszuliefern. Wer aber Lindbergs Bucher mit Aufmerksamkeit und Unvoreingenommenheit liest, dem fällt es auf, daß die Typen, denen er durch seine Kameradschaftsehe tatsächlich geholfen hat, nicht gerade unsere Hochachtung erwecken. Es sind doch im Grunde zerfahrene und sittlich schwachbrüstige Menschen, die da auftreten. Gewiß muß auch für sie ein Weg gefunden werden, daß sie ein anständiges Leben führen. Aber im Grunde haben wir es mit diesen nicht zu tun. Für die Menschen, die wir meinen, ist dieser doch sehr spießbürgerliche Ersatz für Ehe aus Schicksal zu armselig. Wir möchten den Menschen, der innerlich bereit ist zum Heroismus in diesen Dingen, der fähig ist, Schicksal zu bauen. Denn von diesen zuvörderst hängt das Schicksal eines Volkes ab. Nicht von der im anständigen Ausleben sexuell befriedeten Masse. Und wenn manch einer in seinem Drange, den Höhenweg zu gehen, abstürzt und zerfchellt. Was tut das? Ohne Opfer geht es auch hier nicht. Jeder Höhenweg bewahrt die Grufzer der Strauchelnden und die Todeschreie der Stürzenden, und unter ihm leuchten blutige Spuren.



Ich glaube, daß, wenn wir eine Schar solcher freier, wieder verantwortungsbewußter Männer und Frauen haben, auch die Masse ihr Leben nicht in der alten Weise weiterführen wird.

Grundlage dafür ist eine lebendige Gemeinschaft, die Tragerin, Helferin, aber auch Richterin ist. Richterin, nicht indem sie nach Taten zu Gericht sitzt, sondern indem sie ihr Leben so gestaltet, daß es aufrichtet und richtet. Das, was hier über eine neue Haltung in der Liebe und Ehe gesagt ist, hängt aufs engste zusammen mit meiner Hoffnung, daß eine neue Gemeinde entstehe von Menschen, die in Freiheit ein ewiglebensgebundenes Leben führen. Wir sind dankbar für jeden Versuch, der vom Sozialpolitiker, vom Arzt oder von Wohltätigkeitsvereinen gemacht wird, um der Not, in der wir sind, zu steuern. Aber letzten Endes hängt alles an einer neuen Erfahrung ewiger Wirklichkeit, in einer dafür offenen und zum Werk aus ihr bereiten Gemeinde.



# Anmerkungen

## Einleitung

Zu diesem Kapitel ist zu verzeichnen Alfred Rosenberg, Der Mythos des 20. Jahrhunderts München 1931

1) Ich habe in meinen religionsgeschichtlichen Vorlesungen vornehmlich in denen über „Die indogermanischen Religionen in ihrem inneren Zusammenhang“ seit Jahren nicht nur auf die einheitliche Grundstruktur, sondern auch auf den geobiosphärischen Zusammenhang des indogermanischen Reiches hingewiesen. Daraus ist dann die zusammenfassende Bezeichnung „Indogermanen“ entstanden.

2) Hier darf übrigens nicht vergessen werden, daß Amerika nichts ist als eine gewalttätige Kolonie Indogermanens.

3) Indo-Arien nenne ich den Teil Indogermanens, der nördlich von den großen zentralasiatischen Verzügen und Strömen, vornehmlich im Nordwesten der nordasiatischen Stromebene liegt. Der Name bezieht sich in die Ebenen des Lebens von Nordindien. Die in Indien einbrechenden arischen Eroberer-Völker haben zunächst durch Jahrhunderte, manche Sippen durch Jahrtausende ihr Blut verhältnismäßig rein bewahrt und eine Kultur geschaffen die ich die indo-arische nenne und die als gut indogermanisch angesprochen werden muß. Nicht zu verwechseln ist indo-arisch mit indoiranisch d. h. mit der Sprache, Kultur und Religion aus der Zeit, als die Irier und die Indo-Arier noch nicht getrennt waren.

4) Vgl. Rudolf Otto West-Östliche Mystik 2. Göttingen 1929 und J. W. Hauer Eine indo-arische Metaphysik des Kampfes und der Tat, Stuttgart 1934.

5) Vgl. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassen Geschichte der Menschheit, Stuttgart 1933, 128 ff., und v. Eickstedt Der Stammbaum von Kabardin nach Bogore Sonderdruck aus dem Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie Bd. 20 Heft 1, München 1927.

5a) Vgl. Hans J. R. Günther, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Wien, München 1934.

6) Vgl. dazu E. F. Claus, Die nordische Seele München 1933.

7) Zu meinem Wortgebrauch dies. Ich rede vom „vorderasiatischen oder semitischen Menschen“ dann wenn ich die beiden Rassen unterscheiden will. Vom „vorderasiatisch-semitischen Menschen“ aber dann, wenn ich den Menschen meine der aus den beiden Rassen sich mischt. So vom „indogermanischen Menschen“ wenn ich den typologischen Grundcharakter des Menschen im indogermanischen Raume meine.

7a) Vgl. dazu den Artikel „Völker“ in Reallexikon der Vorgeschichte, herausgegeben von Max Ebert, Bd. X 176 ff.

8) Vgl. dazu A. Lagnan, Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens, Dresden 1923, die betr. Artikel in Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte,

## Anmerkungen zur Einleitung, zum ersten und zweiten Kapitel

Mag Semper, Rassen und Religionen im alten Vorderasien, Heidelberg 1930, 3. ff.

9) Vgl. E. G. Kolbenheyer, Die Kindheit des Paracelsus, München 1921, 4 ff.

10) Vgl. Fr. Hölderlin, Gesammelte Werke, besorgt durch Fr. Seebach und H. Rajack, Potsdam 1921 II 181 ff.

11) Vgl. Wilhelm v. Humboldt, Über die Bhagavadgita, in Gesammelte Schriften V, Berlin 1906, 156 ff.

12) Vgl. dazu F. W. Hauer, Eine indo-arische Metaphysik des Kampfes und der Tat, Stuttgart 1934 II 20, 56 4<sup>o</sup> 44.

13) Vgl. Kierkegors Werke, Kjöbenhavn-Ausgabe VI, Also sprach Zarathustra Leipzig 1919, 67.

14) Vgl. Hölderlin I, 164 f.

15) Vgl. H. E. Schroder, Der heidnische Charakter der deutschen Romantik, Deutscher Glaube, Monarschrift der Deutschen Glaubensbewegung 1934 Heft 7, 299 ff.

16) Vgl. dazu das 1. Kapitel, in dem diese Gegenstände ausführlich behandelt sind.

17) Vgl. Körners Werke, mit Einleitung von D. Hoche Berlin 1910, 25.

### Erstes Kapitel

1) Vgl. F. W. Hauer, Eine indo-arische Metaphysik des Kampfes und der Tat, Stuttgart 1934, 7.

2) Vgl. Hans F. K. Günther, Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum, Deutscher Glaube, Heft 8 1934 313 ff.

3) Vgl. Goethes Sämtliche Werke Stuttgart 1893 IV 277 f.

4) Vgl. Wilhelm Hauer, Der Kampf der indogermanischen und der vorderasiatisch semitischen Religiosität in Nordische Welt, Zeitschrift der Gesellschaft für germanische Ur- und Voraeschichte Berlin März-April 1934.

5) Vgl. P. Hermann, Nordische Mythologie, Leipzig 1903, 81.

6) Vgl. Tacitus, Germania, 2. Kap.

7) Vgl. Ebda. II. Band, Götterdichtung und Spruchdichtung, Übertragen von Felix Henzner, Jena 1920, 112 ff. (Ehule, Band II, herausgegeben von F. Niedner).

8) Vgl. Ewald Christian v. Kleiskes sämtliche Werke, Leipzig, 47.

9) Vgl. Gottfried Herder, Ideen I, zusammengestellt von Fr. v. d. Leyen, Jena 1904, 158.

10) Vgl. Hölderlin I, 247.

11) Vgl. Hölderlin I, 84 ff.

12) Vgl. Hölderlin I 2/3.

13) Vgl. A. W. Deutsche Literaturgeschichte München 1917 II, 429.

14) Vgl. Heinrich Leitch, Herz aniglobe dein Blut, Jena 19.7 79 f.

15) Vgl. Friedrich der Große, Auswahl aus seinen Schriften und Briefen, herausgegeben von F. Henrichard Stuttgart, 167 ff.

16) Vgl. A. Wiese, Deutsche Literaturgeschichte München 1917 II, 500.

### Zweites Kapitel

1) Kathopanişad VI, 1.

2) Vgl. Die jüngere Edda, übertragen von G. Neckel und F. Niedner, Jena 1925 (Ehule, 2 Reihe, 70 Bd.) 62 ff.

3) Hier ist besonders zu vergleichen Paul Kraenhals, Das organische Weltbild, München 1928.

## Anmerkungen zum zehnten, dritten und vierten Kapitel

- 4) Vgl. Was sagt Goethe? Ein Goethe-Grabier von Th. Adelis, Stuttgart, 12.
- 5) Vgl. Vom Ursprung zur Vollenbung, Ein Lebensbuch kosmisch-religiöser Bindung, herausgegeben von Kurt Piebmann, Jena 1929, 160 f.
- 6) Vgl. Ernst Moritz Arndt, Der ewige Deutsche, dargestellt von Hans Kern, Jena 1930, 24.
- 7) Kern, Arndt, 24 f.
- 8) Kern, Arndt, 25.
- 9) Vgl. Meister Eckhart, herausgegeben von Franz Pfeiffer 1V, unveränderte Auflage Göttingen 1921, 221, 30 ff.
- 10) Vgl. Hermann Wandel, Deutscher Gottglaube von der Deutschen Mystik bis zur Gegenwart, Leipzig 1931, 116.
- 11) Vgl. Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, 43 ff.
- 12) Nachwirkung aus der Bhagavadgita von Wilhelm Hauser Vgl. Deutscher Glaube, 1934, Heft 2, 78.

### Drittes Kapitel

Vgl. zu diesem Kapitel Mathilde Ludendorff, Triumph des Unsterblichkeitswillens, München 1931

- 1) Vgl. Deutscher Glaube, 1934, Heft 4, 145 ff.
- 2) Vgl. Edda, I. Band, Götterdichtung und Spruchdichtung, übertragen von F. Benzinger Jena 1920, 46 und Die Edda, übersetzt und erläutert von H. Gering, Leipzig 1892, 125.
- 3) Vgl. Benzinger, II, 42 f.
- 4) Vgl. Über allen Gipfeln Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens herausgegeben von E. Hartung München 1908, 284.
- 5) Vgl. Meister Eckhart, herausgegeben von Franz Pfeiffer, Göttingen, 1924, 204, 8 ff.
- 6) Vgl. Meisters Eckharts Schriften und Predigten, aus dem Mittelhochdeutschen überfetzt und herausgegeben von H. Böttner, Jena 1917, I, 90.
- 7) Wilhelm Jordan in Bruno Wille und als uns Frieden, Ein Buch westlicher Andacht aus deutschen Dichtern, Berlin 1917, 25. f.
- 8) Vgl. Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra 13 f.
- 9) Vgl. Dichterglaube, herausgegeben von S. Braun, Berlin 1931, 36 f.
- 10) Vgl. Was sagt Goethe? 31.

### Viertes Kapitel

Vgl. zu diesem Kapitel Anna Schieber, Bruder Tod, Ein Lied vom lebendigen Leben, Heilbronn 1920

- 1) Vgl. Elisabeth Rupp, Wolke, Wiese, Welt, Neue Gedichte, Stuttgart 1918.
- 2) Vgl. Geistige Werte, ein Vermächtnis deutscher Philosophie, herausgegeben von Max Frischeisen-Kühler, Berlin 1914, 142.
- 3) Vgl. Die jüngere Edda, übertragen von G. Neefel und F. Niedner, Jena 1925, 87.
- 4) Vgl. Was sagt Goethe? 42.
- 5) Vgl. Die Edda, überfetzt von Hugo Gering, Leipzig 182.
- 6) Vgl. Lessings sämtliche Werke in einem Band Leipzig 1841, 945 f.
- 7) Vgl. S. W. Hauser, Eine indo-arische Metaphysik des Kampfes und der Tat, Stuttgart 1934.
- 8) Abana VIII, 10 und Sutta-Nipata 1076, vgl. Pali-Buddhismus in Übersetzungen von R. Geidenstücker, München-Neubiberg 1923, 128.

## Anmerkungen zum fünften, sechsten und siebenten Kapitel

### Fünftes Kapitel

- 1) Nikolaus Ehlen in Kommende Gemeinde, 5. Jahrg., Heft 4/5, 69 f.
- 2) Vgl. Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra 34 f.
- 3) Vgl. Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra 92.
- 4) Vgl. Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra 28.
- 5) Vgl. Fichte in Geistige Werte Vermächtnis deutscher Philosophie, herausgegeben von Max Frischenhufen-Köhler, Berlin 1913, 114 ff.
- 6) Vgl. Kant-Ausprüche, herausgegeben von R. Richter, Leipzig 1913, 72 ff.
- 7) Vgl. Friedrich der Große, Auswahl aus seinen Schriften und Briefen, herausgegeben von J. Lienhard, Stuttgart, 40 ff.
- 8) Vgl. Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre II, Kap. 1. Goethes sämtliche Werke X VIII, 167 f.
- 9) Vgl. dazu Siebentes Kapitel, Geschichte und Schicksal.
- 10) Vgl. J. W. Bauer, Eine indo-arische Metaphysik des Kampfes und der Tat, Stuttgart 1934.
- 11) Das vorstehende Gedicht ist eine Nachdichtung eines Teiles der Bhagavadgita von Wilhelm Bauer.

### Sechstes Kapitel

- 1) Vgl. Deutscher Glaube, 1934, Heft 7, 312, Von der Erbsünde.
- 2) Vgl. Deutscher Glaube 1934, Heft 7, 313 f., Anmerkung 4, vgl. auch R. Otto, Aufsätze das Numinose betreffend, Gorba 1923, 208 ff.
- 3) Vgl. Benzler I, 194 f.
- 4) Vgl. Benzler I, 32.
- 5) Vgl. Benzler I, 222 f.
- 6) Vgl. Benzler I, 102.
- 7) Vgl. Benzler I, 102 f.
- 8) Vgl. Deutscher Glaube, 1934, Heft 6, 257 (Päpstliche Bannbulle gegen Meister Eckhart).
- 9) Vgl. Büttner II, 22 ff.
- 10) Vgl. J. Bernhart, Die philosophische Mystik des Mittelalters, München 1922, 193 f.
- 11) Vgl. Pfeiffer 277, 13 ff.
- 12) Vgl. Johannes Wille, Deutschglaube und Christenglaube, Göttingen 1934, 60.

### Siebentes Kapitel

- 1) Vgl. Das proletarische Schicksal, herausgegeben von S. Mühl, Gotha 1929, 46.
- 2) Vgl. Das proletarische Schicksal 139 ff.
- 3) Vgl. Vorlesung über die Philosophie der Geschichte von Hegel, herausgegeben von E. Heine, Leipzig 1907, 90.
- 4) Vgl. Hegels Religionsphilosophie, in gekürzter Form herausgegeben von A. Drews, Jena 1905, 389.
- 5) Vgl. Helderlin I, 170.
- 6) Vgl. dazu W. F. Otto, Dionysos, Frankfurt/M. 1933, 124 ff. Diese Polarität indogermanischen Wesens hat Günther in seinem kleinen über Frommigkeit nordischer Art viel zu wenig beachtet.
- 7) Vgl. Helderlin I, 57.
- 8) Vgl. Geistige Werte 55 f. und 62.
- 9) Vgl. B. Kummer, Nergards Untergang, Leipzig 1927. Auf Grund eines Briefwechsels und Gespräches mit Kummer weiß ich, daß er heute eingesehen hat, daß seine einstige Beurteilung des nordischen Schicksalsglaubens



nicht zu Recht bestünde. Er wird auch, wie er mir sagte, in der 2. Auflage seines Buches, das einer der wertvollsten Beiträge zum Verständnis nordischen Wesens während der vergangenen Jahrzehnte ist, seine Ansicht berichtigen.

- 10) Vgl. Kern, Arndt, 23.
- 11) Vgl. Gengmer I, 153 f.
- 12) Vgl. Pressel, Student im Braumheim, BG. 32/33 (November).
- 13) Vgl. Gengmer I, 133.
- 14) Vgl. Gengmer I, 133.
- 15) Vgl. R. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentume, II, München 1856, 165; vgl. zum germanischen Schicksalsglauben Hans Raumann, Germanischer Schicksalsglaube, Jena 1934, besonders 78 ff.
- 16) Vgl. Kern, Arndt, 22 f.
- 17) Vgl. Kern, Arndt, 53.
- 18) Vgl. Hölderlin I, 61.
- 19) Vgl. Hölderlin I, 11 f.
- 20) Vgl. Hölderlin I, 251.
- 21) Vgl. Hölderlin I, 263.
- 22) Vgl. Hölderlin I, 134 ff.
- 23) Vgl. Niesches Werke, Bd. VIII, 465 f.
- 24) Vgl. Ernst Jünger, Feuer und Blut, Berlin 1929.
- 25) Vgl. Binding, Stolz und Trauer, Frankfurt a. M. 1922.

#### Achtes Kapitel

- 1) Kauschitaki-Upanishad I, 5.
- 2) Atharvaveda X 2, 31 ff.
- 3) Vgl. J. W. Hauer, Eine indo-arische Metaphysik des Kampfes und der Tat, Stuttgart 1934, 41 f.
- 4) Vgl. ebendort, 42.
- 5) Eschandogya-Upanishad VI, 11, 1.
- 6) Vgl. J. W. Hauer, Die Schwetashvatara-Upanishad, Ein monotheistischer Traktat Altindiens, Marburger Theologische Studien, herausgegeben von H. Fried, Heft 6, Gotha 1931, III, 11.
- 7) Büttner II, 108.
- 8) Kern, Arndt, 37 f.
- 9) Vgl. Vom Ursprung zur Vollenbung, 101.
- 10) Vgl. J. Rants Kritik der praktischen Vernunft, herausgegeben von R. Vorländer, 5. Aufl., Leipzig 1906, 112 ff.
- 11) Vgl. Geistige Werte, 115 f.
- 12) Vgl. dazu J. Bernhart, Philosophische Mystik, 187.
- 13) Vgl. Pfeiffer, 46, 3 ff.
- 14) Vgl. Pfeiffer, 109, 12 f.; vgl. dazu Die Predigt vom edlen Menschen, Büttner, II, 106 ff.
- 15) Büttner II, 152 f.
- 16) Büttner II, 154.
- 17) Büttner II, 154 f.
- 18) Vgl. Büttner I, 35.
- 19) Vgl. Pfeiffer 205, 1 ff.; vgl. dazu auch Büttner I, 134 f.
- 20) Vgl. J. Bernhart, Philosophische Mystik, 189 f.
- 21) Vgl. Büttner II, 87.
- 22) Vgl. Rudolf Otto, West-Östliche Mystik, Gotha 1929, 2. Aufl., 237 ff.
- 23) Vgl. dazu Pfeiffer 263, 35 ff.
- 24) Vgl. Büttner I, 100.

25) Vgl. Religiöse Lyrik der letzten Jahrzehnte von E. Kiefigl und W. Oppermann, Leipzig 1926, 18.

26) Vgl. Hölderlin III, 318.

27) Vgl. Aber allen Gipfeln, 43.

28) Hier f. besonders R. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes II, 247 ff.

29) Vgl. Hans Naumann, Germanischer Schicksalsglaube.

30) Vgl. G. Binding, Tage, Neue Gedichte, Frankfurt/M. 1925, 11.

### Neuntes Kapitel

Vgl. zu diesem Kapitel: Graf E. zu Reventlow, Wo ist Gott? Berlin 1934. Hermann Mandel, Deutscher Gottglaube von der Deutschen Mystik bis zur Gegenwart, Leipzig 1934. Ernst Bergmann, Die 25 Ethesen der Deutschreligion, Leipzig 1934. Mathilde Lubendorff, Deutscher Gottglaube, München 1931. Ludwig Fahrenkrog, Das deutsche Buch, herausgegeben von der Germanischen Glaubensgemeinschaft, Leipzig 1923, und die Schriften von Arthur Bonus.

1) Vgl. oben S. 81 f.

2) Vgl. Gengmer II, 46.

3) Vgl. Gengmer II, 42.

4) Vgl. Gengmer II, 47; Gengmer und viele andere mit ihm sind der Meinung, daß diese beiden Verse sich auf Christus und den Christengott beziehen. Die Streitfrage kann wohl nie sicher entschieden werden. Ich bezweifle aber, ob die Hypothese christlicher Beeinflussung richtig ist. Der Gott, den der Erde Kraft nährte, scheint vielmehr Heimdall zu sein, wie der Vers 39 im Hyndla-Lied (kürzere Voluspá) nahelegt. Es ist hier eine uralte Überlieferung, die Heimdall zum höchsten Gott im Zeitalter vor Ragnarök macht. Nach Ragnarök aber kommt einer, der noch höher ist. Dies sind auch innerhalb des nordischen Mythos, ebenso im griechischen, durchaus folgerichtige Gedanken. Die auf die untergegangene Götterdynastie folgende muß höher sein, als jene. Vgl. zu dieser Frage auch Hans Naumann a. a. O. 22 ff.

5) Vgl. Leop. Ziegler, Gestaltwandel der Götter I/II, Darmstadt 1922.

6) Vgl. dazu Vom Ursprung zur Vollendung, 97.

7) Vgl. dazu die außerordentlich treffende Darstellung bei R. Otto, West-östliche Mystik 2, 238 ff.

8) Vgl. Pfeiffer, 311, 20 ff.

9) Siehe oben Seite 83.

10) Vgl. Pfeiffer, 311, 13 ff.

11) Vgl. Aber allen Gipfeln, 279.

12) Vgl. F. W. Bauer, Schwetaskvatara-Upanishad, III, 7.

13) Vgl. Pfeiffer 281; vgl. Büttner II, 192.

14) Vgl. Pfeiffer 320; vgl. Mandel, Deutscher Gottglaube, 26 ff.

15) Vgl. Vom Ursprung zur Vollendung, 94.

16) Vgl. oben S. 89.

17) Vgl. Thule, Altnordische Dichtung und Prosa, Bd. 20, herausgegeben von F. Niedner, Jena 1925, 65; vgl. Gengmer II, 83.

18) Vgl. dazu auch Deutscher Glaube, 1934, Heft 9/10.

19) Vgl. Was sagt Goethe?, 11.

19a) Vgl. Vom Ursprung zur Vollendung, 93.

20) Vgl. den mittelhochdeutschen Text in: Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, 8. Ausg. von R. Lachmann, besorgt von R. v. Kraus, Berlin-Leipzig 1923 (10, 1—8). Die vorstehende gereimte Übersetzung habe ich einem Blatt entnommen, dessen Herkunft ich leider nicht mehr feststellen kann.

### Zehntes Kapitel

1) Dieses und das nächste Kapitel sind aus Raummangel kürzer als ursprünglich beabsichtigt. Ich hoffe aber, in nicht allzuferner Zeit eine besondere Abhandlung über „Rasse und Religion“ darbieten zu können. Was ich hier gebe, sind gewisse Grundlinien meiner Behandlung des schwierigen Problems.

2) Das Wort „Urphänomen“ habe ich von Goethe übernommen, der es im Bereich der Naturwissenschaft und der sittlichen Erscheinungen da anwendet, wo irgend ein Erstes der Erscheinung gefaßt wird. So ist für ihn das Schöne ein Urphänomen: „Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Ausprägungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und verschiedenartig ist als die Natur selber...“ Auch die von ihm erschaute „Urpflanze“ und ihre Entwicklungsgefesse sind Urphänomene; ferner in seiner Farbenlehre die Entstehung der Farben aus Licht und Dunkel; ebenso letzte sittliche Grundzüge. Schiller hat einmal Goethe gegenüber seine „Urpflanze“ eine „Idee“ genannt. Goethe aber bleibt dabei, daß es keine Idee, sondern eine wirkliche Erscheinung sei. Für ihn waren also die Urphänomene Lebensbewegungen ertümlicher Art, die sozusagen das lebendige Grundgefüge der Welt bilden. So brauche ich das Wort in diesem Sinne: religiöse Lebensbewegungen, die aller religiösen Erfahrung und Gestaltung zugrunde liegen oder darin wirken.

3) Ich verweise hier auf die neueste Literatur über Rassenforschung, vor allem aber auf die bekannten Bücher von Claus und Günther.

4) Einer meiner Kritiker hat die Methode bemängelt, daß ich z. B. zu dem Gesamtbild der vorderasiatisch-semitischen Religionen den Altis-Kult und die islamische Religion rechne, die er offenbar für radikal entgegengesetzt hält, was dem oberflächlichen Blick so erscheinen mag. Er vergißt dabei ganz, daß ein Grundzug sowohl dem Altis-Kult wie der islamischen Religion eigen ist, nämlich eine außerordentliche Sinnlichkeit, die allerdings auf sehr verschiedene Weise verdrängt wird. Im Altis-Kult durch Selbstentmannung und die damit zusammenhängenden Zeremonien (diese Selbstentmannung ist ja nichts anderes als ein Symbol der Verdrängung), im Islam durch eine außerordentlich strenge Disziplin, die aber z. B. nicht einmal die Vielweiberei zu beseitigen vermochte. Daß es sich hier beide-mal um Verdrängung handelt, zeigen die Mythen des Altis-Kultes ebenso-gut wie die orientalistisch schwülen Paradiesesschilderungen des Koran. Um diese Verhältnisse richtig zu erkennen, muß man allerdings einiges von vergleichender Religionsgeschichte und vor allem von Religionspsychologie verstehen.

### Schlußkapitel

1) Für dieses Kapitel verweise ich auf meine Flugschriften zum geistigen und religiösen Durchbruch der Deutschen Revolution: Unser Kampf um einen freien Deutschen Glauben, Konfessionszwang oder freie religiöse Führung der deutschen Jugend? Stuttgart 1933.

Außerdem auf Herbert Grabert: Religiöse Verständigung, Wege zur Begegnung der Religionen bei Nicolaus Cusanus, Schleiermacher, Rudolf Otto und Wilhelm Hauer, Leipzig 1932.

2) Vgl. R. Pfischel, Leben und Lehre des Buddha, 3. Aufl., Leipzig 1921, 78.

3) Vgl. Enoris Königsbuch (Heimstringla) I, übertragen von F. Niedner, Jena 1922, 268 f.

4) Vgl. R. F. Claus, Rasse und Seele, München 1933.



# Inhalt

Vorpruch: Glaube — Deutscher Glaube? . . . .	1
Einleitung: Der Kampf zwischen der vorderasiatisch- semitischen und der indogermanischen Glau- benswelt . . . . .	4
Erstes Kapitel: Rasse und Volk als Grundwerte Deutschen Glaubens . . . . .	45
Zweites Kapitel: Germanisch-deutsche Weltanschauung . . . .	66
Drittes Kapitel: Der germanisch-deutsche Lebensglaube . . .	80
Viertes Kapitel: Der ewige Sinn des Todes . . . . .	91
Fünftes Kapitel: Germanisch-deutsche Sittlichkeit . . . . .	101
Sechstes Kapitel: Sünde und Schuld im Deutschen Glauben . .	133
Siebtes Kapitel: Geschichte und Schicksal . . . . .	152
Achstes Kapitel: Die göttliche Tiefe des Menschen . . . . .	177
Neuntes Kapitel: Germanisch-deutsche Gottesanschauung . . . .	197
Zehntes Kapitel: Das religiöse Urphänomen und das rassische Bestimmtheitssein des Glaubens . . . . .	225
Schluß: Der Deutsche Glaube und die andern Religionen. Das Christentum. Jesus . . . . .	240
Anhang zum fünften Kapitel . . . . .	254
Anmerkungen . . . . .	281

